

INGEBORG BEER
ULRIKE MILSTREY
HELENE WEISS
RENA TE TIMME

Perspektivwechsel

KOOPERATIVE UND PARTIZIPATIVE FORSCHUNG ZUR STÄRKUNG DER GESELLSCHAFTLICHEN TEILHABE
VON MENSCHEN MIT FLUCHTGESCHICHTE IN DER HAUPTSTADTREGION BERLIN-BRANDENBURG



IMPRESSUM

Auftraggeber

vhw – Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V.
Fritschestraße 27/28
10585 Berlin

Auftragnehmer

Büro für Stadtforschung + Sozialplanung
Helmstedter Straße 26
10717 Berlin
Projektleitung: Dr. Ingeborg Beer
Mitarbeit: Helene Weiß, Hares Alraad

B.B.S.M. Brandenburgische Beratungsgesellschaft
für Stadterneuerung und Modernisierung mbH
Behlertstraße 3 a, Haus G
14467 Potsdam
Projektleitung: Ulrike Milstrey
Mitarbeit: Renate Timme, Dr. Heike Liebmann

Wissenschaftliche Begleitung vhw e.V.

Prof. Dr. Olaf Schnur

Gestaltung/Druck

Druckerei Franz Paffenholz GmbH, Bornheim

Titelbild

© syn:format, Simon Detel

ISBN

978-3-87941-849-7

Berlin/Potsdam, März 2024

Zitierhinweis

Beer, I., Milstrey, U., Weiß, H., Timme, R. (2024): Perspektivwechsel – kooperative und partizipative Forschung zur Stärkung der gesellschaftlichen Teilhabe von Menschen mit Fluchtgeschichte in der Hauptstadtregion Berlin-Brandenburg. vhw-Schriftenreihe Nr. 46. Berlin.





© BILDSCÖHN/Trenkel

Prof. Dr. Olaf Schnur
Bereichsleiter vhw-Forschung

Auch in der Wissenschaft gibt es sie: die Routinen, eingefahrenen Gleise, Komfortzonen und Sachverhalte, die nicht (mehr) hinterfragt werden. In der Zeit steigender Fluchtzuwanderung nach 2015 wurde das besonders deutlich. Damals hätten wir viel über unsere neuen Mitmenschen und deren Nöte und Bedürfnisse in Erfahrung bringen müssen. Bei Interviews mit Migrationsexpertinnen und -experten, Konferenzen über Flucht und Geflüchtete, Befragungen geflüchteter Personen oder umsetzungsorientierten Fallstudien in Kommunen zeigten sich jedoch die gewohnten, eingeübten Reflexe der professionellen Forschungspraxis. Das Meiste geschah ohne die aktive Mitwirkung der „Betroffenen“. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mussten sich zudem in ihren Studien zu den in dieser Zeit hochfrequenten Diskursen der unterschiedlichen politischen Lager – von Abschottungsideologien, Assimilationsdesideraten, „Fördern und Fordern“ bis hin zu postmigrantisches Gesellschaftsverständnissen – verhalten. Das schadete eher der Klarheit in vielen Studien.

Die schwierige Ankommens-Situation von Geflüchteten und der Umgang damit war ausschlaggebend, dass dieses professionelle Unwohlsein handlungsrelevant wurde – für die vhw-Forschung sowie die am vorliegenden Bericht beteiligten Projektpartnerinnen und -partner. Ausgehend von Einblicken in migran-

tische Selbstorganisationen und deren Erfolge und Hemmnisse reifte mehr und mehr der Gedanke, Forschung nicht über, sondern mit Geflüchteten durchzuführen – und zwar möglichst konsequent.

Die gemeinsamen Ambitionen, Forschung einmal anders zu betreiben und vor allem dem „Untersuchungsgegenstand“ gerecht zu werden, hat zu einem enorm anspruchsvollen Untersuchungsdesign geführt, das auf den Prinzipien der partizipativen Forschung aufbaut. Partizipative Forschung geht zwar auf eine lange Tradition zurück (bekannt ist u.a. das frühere Konzept des „Action Research“ und auch die frühen „Community Studies“ wiesen ähnliche Elemente auf) und hat Lehrbücher hervorgebracht, führt aber in der Forschung bislang ein Nischendasein. Dies mag daran liegen, dass es sich um einen enorm aufwendigen und bedingungslos reflexiven wissenschaftlichen Grenzgang handelt, der anstrengend ist und kaum in gängige Förderlogiken passt. Die in den letzten Jahren häufiger durchgeführten, methodisch verwandten Reallabore mögen auf den ersten Blick griffiger wirken. Wie ernsthaft in diesem Kontext „auf Augenhöhe“ und reflexiv geforscht wird, ist jedoch in Teilen kritisch zu bewerten.

Im hier vorliegenden, vom vhw geförderten Projekt „PERSPEKTIV-WECHSEL“ passen Etikett, Methode und Anspruch zusammen. Neben der

Methodologie ist auch die Rahmenarchitektur der Untersuchung bemerkenswert, nämlich die Fokussierung auf sechs (später vier) aus einem offenen Call generierten Projekten mit Geflüchteten in der Region Berlin-Brandenburg. Diese Arbeit in und mit kleinen „Nischenprojekten“ erhält eine umso größere Bedeutung, wenn man globale Zusammenhänge einbezieht. Während manche argumentieren würden, dass es für eine gesellschaftliche Veränderung im Kontext von Migration großer politischer Lösungen bedürfe (was sicherlich auch richtig ist), argumentieren andere, dass der Erfolg und die Innovationen in vielen, vielen kleinen Projekten vor Ort auch das gesamtgesellschaftliche Klima und grundlegende Systemveränderungen befördern können. In dieser Lesart, die in der Transformationsforschung unter dem Begriff „Multi-Level-Perspektive“ geführt wird, kann unsere Gesellschaft Schritt für Schritt bottom-up nachhaltiger werden: postfossil, postkolonial, postmigrantisch. Partizipative Forschung kann aus diesem Blickwinkel also durchaus als ein Kernelement transformativer Wissenschaft gelten.

So wurde aus der Studie nicht nur

- eine umfassende Reflexion der Situation von Geflüchteten in ihren lokalen Kontexten,
- eine spannende Sozialstudie mit konkreten, auch praxisrelevanten Ergebnissen zur komplizierten Situation von Geflüchteten in

den Bereichen Nachbarschaft, Bildung, Arbeit und Kultur,

- eine akribische Dokumentation, wie Wissenschaft vor Ort transformativ wirken kann, ohne die Zone der guten wissenschaftlichen Praxis zu verlassen,
- sondern auch eine Reflexion darüber, was empirische Sozialwissenschaft leisten kann – und wo gegebenenfalls auch die Grenzen des Mach- oder Begründbaren erreicht sind.

Erstmals wird dies in einer Untersuchung sowohl theoretisch als auch praktisch dargelegt und reflektiert – ein Fundus für alle, die sich für Thema und/oder Methode interessieren. Die Studie ist Wissenschaft in einem ganz ursprünglichen Sinne: nicht strategisch, nicht schematisch, sondern durchdrungen von dem Ansinnen, der Wirklichkeit systematisch und reflexiv näher zu kommen. Gleichzeitig verfolgt sie auch den Anspruch, einen Beitrag zur Veränderung zu leisten – ein Kernelement partizipativer Forschung.

Die flexible Unterstützung, inhaltliche Offenheit und Finanzierung durch die vhw-Forschung waren sicherlich wesentliche Voraussetzungen für diesen Projektansatz. Damit die Studie in dieser Form gelingen konnte, bedurfte es jedoch der überaus engagierten Partnerinnen und Partner aus dem Berliner Büro für Stadtforschung + Sozialplanung unter der Leitung von Dr. Ingeborg Beer

sowie der B.B.S.M. GmbH aus Potsdam unter der Leitung von Ulrike Milstrey. Ein großer Dank geht an sie, aber auch an die beteiligten Projekte vor Ort, die begleitenden Diskutanten und die Co-Forschenden, die sich auf das Experiment eingelassen haben.

Anliegen und Ziele aller Beteiligten deckten sich also in hohem Maße, zumal wir als vhw nicht nur über unsere Forschungsschwerpunkte im Bereich der Migration, des sozialen Zusammenhalts in Quartier und Nachbarschaft, der engagierten, inklusiven Zivilgesellschaft, der Bürgerbeteiligung oder des Wohnens direkt an die hier berührten Fragestellungen anknüpfen können. Mehr noch: Wir wollen mit unserer vhw-Forschung auch einen Beitrag auf dem Weg zu einer Transformation zu nachhaltigeren, inklusiveren, gerechteren Städten leisten.

Vielleicht ist es kaum übertrieben, es auf den einfachen Nenner zu bringen: PERSPEKTIVWECHSEL und die vhw-Forschung – es ist das „perfekte Match“.

Eine anregende Lektüre wünscht

Olaf Schnur

Bereichsleiter vhw-Forschung

Partizipative Forschung ist ein schwieriges Unterfangen ...

Prof. em. Dr. Jarg Bergold

... und kein wohlgeordnetes Unternehmen. Sie kann als messy/unordentlich (vgl. Brodsky et al. 2004; Wright & Kongats 2018), als Forschung „unter unübersichtlichen Bedingungen“ (Bergold 2023: 907) gekennzeichnet werden, denn sie findet „in der ‚realen Welt‘ mit all ihren Komplikationen, Schwierigkeiten und Ungeklärtheiten statt“ (ebd.).

Mit dieser Unübersichtlichkeit sind sowohl die professionell Forschenden als auch die teilnehmenden Praktiker*innen und Forschungspartner*innen aus dem Alltag konfrontiert. Damit ergeben sich für die Forschenden erhebliche Anforderungen. Sie müssen den projektierten Ablauf der Forschung kontinuierlich ausbalancieren. Die sechs präsentierten Projekte lassen sich als Beispiele dafür aufführen, wie die Ansprüche auf die Realisierung einer partizipativen Forschungsstrategie durch unterschiedliche Faktoren in den Projekten selbst und in der näheren und weiteren Umwelt immer wieder zurückgenommen oder auch ganz aufgegeben werden müssen. Im letzteren Fall müssen rechtzeitig alternative Vorgehensmöglichkeiten entwickelt werden.

Dieser flexible Umgang zeigt sich in den verschiedenen Projekten. Dort werden mit beispielhafter Offenheit auch die Schwachstellen und Schwierigkeiten der Forschung aufgezeigt, aber auch demonstriert, dass es möglich ist, Partizipation und even-

tuell auch begrenzt Empowerment zu fördern, auch wenn die Durchführung der geplanten gemeinsamen Forschung im engeren Sinne nicht möglich ist. Hierzu braucht es allerdings viel Flexibilität der Forschenden, die sich von ihren spezifischen methodischen Ansprüchen verabschieden und nach anderen, produktiven Formen der Zusammenarbeit mit den beteiligten Gruppierungen suchen müssen. Allerdings haben solche alternativen Möglichkeiten auch ihre Grenzen. Es ist eine Sache, wenn die Forschungspartner*innen im Rahmen des Forschungsprozesses die Erfahrung von Partizipation und gleichberechtigter Teilhabe machen und eine andere, erfahren zu müssen, dass dies in der unmittelbaren Lebenswelt nicht möglich ist.

Damit wird ein weiterer großer Themenkomplex angesprochen, welcher sich auf der Grundlage der vorgelegten Projekte ergibt. Es ist die Frage nach den Wirkungen (impact) des jeweiligen Projekts unmittelbar und auf längere Sicht. Hier lässt sich feststellen: „Erreichte Veränderungen sind nur dann nachhaltig, wenn es den Partner*innen des Forschungsprojekts und dem institutionellen und politischen Kontext gelingt, sich in einem kontinuierlichen Prozess im Rahmen von individuellem und institutionellem Empowerment zu entwickeln“ (Bergold 2023: 916).

Es wird demnach notwendig, das Konzept von Empowerment genauer zu bestimmen. Die Autorinnen arbeiten dankenswerterweise den Unterschied zwischen Empowerment und Powersharing deutlich heraus. Diese beiden Konzepte werden in der Literatur zur Sozialarbeit häufig zu wenig unterschieden. Eine solche Unterscheidung ist aber sehr sinnvoll und wird von den Autorinnen gut begründet. Sie ist allerdings noch nicht ausreichend. Es scheint mir notwendig, drei Formen des Umgangs mit Macht zwischen den unterschiedlichen Gruppierungen zu unterscheiden.

- Mit dem Konzept Powersharing wird die Gruppe der professionell Forschenden fokussiert, d. h. der mächtigen Personen, welche über Ressourcen verfügen und bereit sein sollen, Macht an die weniger privilegierten Menschen abzugeben.
- Empowerment, so wie es, angeregt durch Norbert Herriger (2002), in der Sozialarbeit häufig verwendet wird, fokussiert die Gruppe der benachteiligten Menschen und ihre Entwicklung zu Selbstermächtigung und Durchsetzungsfähigkeit. Diese Bestimmung ist zwar wichtig, greift aber als Kennzeichnung des Konzepts Empowerment zu kurz. Es handelt sich eher um Training oder Förderung von Durchsetzungsfähigkeit.

- Empowerment, so wie es in der Gemeindepsychologie bestimmt wird, betont den „enge[n] Zusammenhang zwischen Individuum, sozialer Gruppe und Gesellschaft. Psychosoziale Arbeit ist aus der Perspektive des Empowerments nur dann erfolgreich, wenn sie gleichzeitig auf diese drei Ebenen zielt. Rappaport definiert Empowerment als einen Prozess, durch den der Einzelne, ebenso wie Organisationen und Communities, Macht (mastery) über ihre Angelegenheiten gewinnen (Rappaport 1987: 122).“ (Seckinger 2011: 313). Um es nochmals explizit zu formulieren: es gibt kein individuelles Empowerment. Empowerment ist immer eine Einheit von individueller, institutioneller und gesellschaftlicher Entwicklung.

Unter Einbeziehung dieser drei Ebenen gilt es, Impact und Nachhaltigkeit zu diskutieren. Die Autorinnen sehen das Fehlen eines begünstigenden Kontexts sehr deutlich. Er wird allerdings nicht als integraler Teil des Prozesses, sondern als fehlende „Rahmenbedingung“ bestimmt. Die sechs beschriebenen Projekte zeigen deutlich, dass ein nachhaltiger Impact unter den vorgefundenen Bedingungen kaum möglich ist.

Die Kennzeichnung als „Rahmenbedingungen“ ist auf einer beschreibenden Ebene sicherlich richtig, bleibt aber statisch. Gemäß der genannten gemeindepsychologischen Bestimmung von Empowerment gelingen nachhaltige Veränderungen jedoch nur dann, wenn Person, unmittelbare soziale Umwelt und politischer und gesellschaftlicher institutioneller Kontext in den dynamischen Prozess eingebunden sind.

Damit werden die Projektergebnisse nicht wertlos – im Gegenteil. In der Literatur zu partizipativer Forschung fehlt es weitgehend an Berichten über die Schwierigkeiten und Probleme, die bei der Forschung auftreten und den Erfolg des Forschungsvorhabens verhindern können. Diese Erfahrungen werden von Wissenschaftler*innen häufig aus Furcht, dem Ansatz zu schaden, nicht diskutiert. Gerade in neuerer Zeit haben Caroline Lenette und Kolleginnen, die aus feministischer Perspektive gemeinsam mit geflüchteten Frauen forschen, gefordert, solche Forschungserfahrungen zu publizieren (vgl. Lenette et al. 2019).

Ergänzende Forderungen werden von Brodsky et al. (2004) vorgetragen. Die Autorinnen verlangen, die Prozesse bei der Durchführung partizipativer Forschung sehr viel genauer zu beschreiben, als dies üblicherweise geschieht. Die „Story“ hinter dem Forschungsablauf soll erzählt werden. Anhand eines konkreten Beispiels

zeigen die Autorinnen, welchen Einfluss die verschiedenen Konstellationen der Teilnehmerinnen und die verschiedenen Settings auf den Forschungsprozess haben. Sie fordern, zusätzlich zum unmittelbaren Kontext der Forschung auch den Kontext der Forscherinnen einzubeziehen und außerdem einen dritten Kontext, der die Mitglieder beider Gemeinschaften und die Forschung selbst umfasst, d. h. die Prozesse beim Eintritt ins Feld, der Kontaktaufnahme (joining), der Herstellung einer positiven, vertrauensvollen Verbindung zwischen akademischen Forscherinnen und Teilnehmerinnen usw.

Erst mit solchen Informationen lassen sich der Forschungsablauf und die Ergebnisse verstehen und die Methodik weiterentwickeln. In den vorliegenden Berichten finden sich genau solche Beschreibungen. Hierdurch tragen sie zu einem zunehmend besseren Verständnis der Prozesse bei der partizipativen Forschung bei. Es sind eben nicht nur die gelungenen Projekte, aus denen sich lernen lässt, sondern gerade die Schwierigkeiten und Probleme, die zu neuen Erkenntnissen und Lösungen führen. Den vorliegenden Berichten ist daher eine möglichst breite Leserschaft zu wünschen, die dadurch die Chance gewinnt, neue, kreative Lösungen für die aufgezeigten Pro-

bleme zu entwickeln – oder um es in den Worten der Autorinnen zu sagen: „Vor dem Erfahrungshintergrund unserer Forschungspraxis sollten Anspruch und Wirklichkeit partizipativen Forschens kontinuierlich und (selbst-)kritisch hinterfragt werden – ohne den Ansprüchen untreu zu werden und ohne Einbußen an Prozessqualität hinnehmen zu müssen.“ (siehe S. 86).

INHALT

KURZBESCHREIBUNG DES FORSCHUNGSPROJEKTS	10
TEIL A	
GRUNDLAGEN UND ZIELE, PROZESSE UND ERGEBNISSE DES GESAMTPROJEKTS	13
1 EINLEITUNG UND ÜBERBLICK	14
2 FORSCHEN IM KONTEXT: ANKOMMEN NACH DER FLUCHT	16
2.1 Annäherungen an die politische und soziale Figur des Flüchtlings	16
2.2 Lebensrealitäten in der deutschen Ankunftsgesellschaft: Politische Vorgaben und empirische Befunde	21
2.3 Forschung und Wissenstransfer im Themenfeld – Gründe für den Perspektivwechsel	25
3 GRUNDPOSITIONEN PARTIZIPATIVEN FORSCHENS UND DEREN BEDEUTUNG IM FORSCHUNGSPROJEKT	27
3.1 Subjektgebundene und interessen geleitete Wissensgenerierung, gleichberechtigte Sichtweisen	28
3.2 Verstehen und Verändern von sozialer Wirklichkeit	29
3.3 Empowerment und Powersharing	30
3.4 Wissenschaftliche Reflexivität und (Selbst-)Reflexion	32
3.5 Ethischer Kompass im Fluchtkontext	33
4 LEITIDEE TEILHABE UND KONZEPTIONELLE RAHMUNG DES FORSCHUNGSPROJEKTS	35
4.1 Leitidee: Teilhabe an der Vielfaltsgesellschaft	35
4.2 Verankerung der Leitidee in den Forschungszielen	37
4.3 Partizipation als Forschungspraxis	38
4.4 Partizipation erhält Vorrang, Kooperation hat eigenen Stellenwert	39
4.5 Offenes und flexibles Forschungsdesign	39
5 STARTPHASE DES FORSCHUNGSPROZESSES	41
5.1 Teambuilding im Forschungsverbund	41
5.2 Mitmach-Aufruf für Projekte und Initiativen	41
5.3 Öffentlichkeitsarbeit	42
5.4 Forschungswerkstatt PERSPEKTIVWECHSEL	42
6 KOOPERATIVES UND PARTIZIPATIVES FORSCHEN MIT DEN PRAXISPROJEKTEN	44
6.1 Theater mit Geflüchteten – syn:format e.V., Berlin	46
6.2 Kiezpatenschaften für Flüchtlingskinder – WIR GESTALTEN e.V., Berlin-Wedding	48
6.3 Nachbarschaftsgarten „Grünes Eck“ – Mikado e.V., Nauen	50
6.4 LYDIA Frauentreff – ESTAruppin e.V., Rheinsberg	52
6.5 Türöffner. Job-Netzwerk für Geflüchtete – Türöffner e.V., Berlin-Köpenick	54
6.6 Kultur. Raum und Lotse für Integration und Nachbarschaft – Begegnungseinrichtungen in Potsdam	56
7 PARTNERSCHAFTLICHES FORSCHEN: WER WAR WIE UND WORAN BETEILIGT?	58
8 PARTIZIPATIVE FORSCHUNGSPROZESSE: KONTEXTE, ELEMENTE UND DYNAMIKEN	61
8.1 Lebenswelten und Alltagswissen	62
8.2 Kontinuierliche Herausforderungen	62
8.3 Kommunikative Datenerhebung – Methodologie und Methoden	65

8.4	Quantitative Methode: Online-Befragung von Unternehmen	70
8.5	Dokumentationsformen und Auswertungsprozesse	70
8.6	Veränderte Arbeits- und Kommunikationsformen: Wirkungen der Corona-Pandemie	71
9	INNENSICHTEN ZU DEN FORSCHUNGSTHEMEN: DISKURSBESPIELE	73
9.1	Auf der Suche nach Wertschätzung und Gemeinsamkeit: Alternative Sichtweisen zur gesellschaftlichen Wir-Ihr-Dualität	73
9.2	Ankommen in der Nachbarschaft: Von Konflikten, Verlusterfahrungen und Wünschen	75
9.3	Vom Erlernen und Praktizieren der deutschen Sprache: Mehr als Wortschatz und Grammatik	77
9.4	Teilhabe an Schulbildung: Von Ausgrenzungserfahrungen und Wünschen nach Akzeptanz und Ermutigung	79
10	GÜTEKRITERIEN FÜR PARTIZIPATIVE FORSCHUNG: HETEROGENE AUFFASSUNGEN UND PROJEKTSPEZIFISCHE SCHLUSSFOLGERUNGEN	80
11	ZUSAMMENFASSENDE ERGEBNISSE UND BEWERTUNGEN, WEITERFÜHRENDE ÜBERLEGUNGEN	84
11.1	Konzeptionelle Rahmung und Einlösung partizipativer Grundsätze: Resümee zur Forschungspraxis	84
11.2	Das Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL: Ein teilhabefördernder Beitrag zum Ankommen nach der Flucht?	87
11.3	Mehrwert für Theorie und Praxis	88
11.4	Ausblick und weiterführende Überlegungen	89
	LITERATURVERZEICHNIS	90
TEIL B		
	DOKUMENTATION DER SECHS FORSCHUNGSPROJEKTE	97
	INHALTE UND AUFBAU DER PROJEKT-DOKUMENTATIONEN	98
1	THEATER MIT GEFLÜCHTETEN. BERLIN	
	Ingeborg Beer	99
2	KIEZPATENSCHAFTEN FÜR FLÜCHTLINGSKINDER. BERLIN	
	Ulrike Milstrey	121
3	NACHBARSCHAFTSGARTEN „GRÜNES ECK“	
	Helene Weiß, Renate Timme	145
4	LYDIA. FRAUENTREFF IN RHEINSBERG	
	Ingeborg Beer, Helene Weiß	168
5	TÜRÖFFNER. JOBPORTAL DER ANDEREN ART	
	Ingeborg Beer	188
6	KULTUR. RAUM UND LOTSE FÜR INTEGRATION UND NACHBARSCHAFT	
	Ingeborg Beer, Ulrike Milstrey	201
	ABBILDUNGSVERZEICHNIS	212

KURZBESCHREIBUNG DES FORSCHUNGSPROJEKTS

„Im Forschungsprojekt Perspektivwechsel wählten wir einen anderen Weg.“

Das Projekt PERSPEKTIVWECHSEL versteht sich als theoretisch begründeter und praktisch erprobter Beitrag zur partizipativen Teilhabeforschung mit geflüchteten Menschen. Als beruflich Forschende haben wir mit sechs Praxisprojekten und Menschen aus Syrien, Afghanistan, Iran und Tschetschenien in den Jahren 2019 bis 2021 zum Thema *Ankommen nach der Flucht* partnerschaftlich zusammengearbeitet. Wir pflegten kooperative Beziehungen zu den Leiter*innen der Praxisprojekte, Vor-Ort-Akteuren und anderen Professionellen. Vor allem aber orientierten wir uns an der partizipativen Forschungsstrategie (vgl. Bergold 2013; von Unger 2014a; Wright 2021; Hartung et al. 2020), indem wir Erkenntnisse zum Ankommen nach der Flucht nicht *über*, sondern *mit* geflüchteten Menschen erarbeiten. Deren Perspektiven wollten wir verstehen, sicht- und hörbar machen.

Mehr noch. Während in traditionellen Forschungsprojekten die Fragen von Wissenschaftler*innen das Geschehen bestimmen und aus den Ergebnissen Handlungsempfehlungen abgeleitet werden, gingen Theorie und Praxis in der von uns gewählten Strategie eine andere Wechselbeziehung ein: Die Innensichten der beteiligten Menschen wurden nicht nur privilegiert, sondern soweit möglich mit dem Abbau von Teilhabebarrrieren und der Verbesserung ihrer alltäglichen Lebenswelten handlungsorientiert in Verbindung gebracht.

Folgende Kurzbeschreibung ermöglicht einen schnellen Einblick in Anspruch und Prozesse des Forschungsprojekts. Sie verweist auf Chancen und Hemmnisse für den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn sowie auf lokale und lebensweltliche Veränderungsimpulse in urbanen wie ländlichen Kontexten und stützt sich auf kooperative und partizipative Arbeitszusammenhänge mit den Leiter*innen und Teilnehmer*innen von sechs Praxisprojekten.

Der andere Weg: Aktive Teilhabe an Forschungsprozessen und lebensweltlichen Veränderungen

Beim *Ankommen nach der Flucht* sind die Zugangs- und Mitwirkungschancen der Menschen in zentralen gesellschaftlichen Bereichen und lokalpolitischen Kontexten verwehrt oder eingeschränkt. Auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung wird ihnen bei Themen, die sie betreffen und zu denen sie über Erfahrungswissen verfügen, eine weitgehend *passive* Rolle zugeschrieben – sie werden *beforscht*. Im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL wählten wir einen anderen Weg. Wir orientierten uns an der Leitidee einer *aktiven* und möglichst gleichberechtigten gesellschaftlichen Teilhabe, die auch Forschung umfasst. So entschieden wir uns für die *partizipative* Gestaltung von Prozessen, in denen vom Thema betroffene Menschen mitwirken und mitentscheiden, Strukturen und Personen des lokalen Umfelds kennenlernen und sich für ihre Interessen einsetzen konnten: zur Veränderung von Sprachkursen oder der Verbesserung von nachbarschaftlichen Beziehungen im Quartier, beim schulischen Vorwärtkommen oder bei Impulsen für eine stadtgesehliche Dialogkultur.

Forschungsfragen und Forschungsdesign für das Gesamtprojekt: Offenheit und Flexibilität der Prozesse bei gleichzeitiger Ergebnisorientierung

Auch wenn das Forschungsdesign nicht partizipativ entwickelt wurde, so war dies von einem offenen und flexiblen Prozessverständnis getragen. Zum einen galt es, den zeitlichen und sprachlichen Ressourcen der Mitforschenden sowie deren inhaltlichen wie methodischen Vorstellungen Folge zu leisten. Zum anderen waren Offenheit und Flexibilität auch auf Grund äußerer Einflüsse erforderlich. Pan-

1

Theater mit Geflüchteten
Berlin

2

Kiez-Patenschaften
Berlin-Wedding

3

Nachbarschaftsgarten
Nauen

4

Frauentreff LYDIA
Rheinsberg

5

Jobnetzwerk für Geflüchtete
Berlin-Köpenick

6

Kultur. Raum und Lotse für
Integration und Nachbarschaft
Potsdam

demiebedingte Einschränkungen modifizierten die Prozesse erheblich – vor allem in den Phasen 3 und 4 wurden prozessuale Anpassungen erforderlich:

- **Phase 1 und 2:** Der Prozess begann mit intensiven internen Verständigungen zur partizipativen Forschungsstrategie im Kreis der Verbundforschenden. Diesem *Teambuilding* folgte ein *Mitmach-Aufruf* für Partnerprojekte im Internet. Aus dem Kreis der Interessierten wurden sechs Praxisprojekte ausgewählt, die ihrerseits eigene Ziele und Inhalte verfolgten. Einen nächsten Schritt markierte die *Forschungswerkstatt*, an der neben Vertreter*innen des vhw, des Forschungsverbunds und der Partnerprojekte weitere Expert*innen aus Wissenschaft und Praxis teilnahmen. Es wurde das Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL skizziert und die Forschungsstrategie partizipativen Forschens zur Diskussion gestellt. Im Weiteren wurden zur fachlichen *Beratung des Forschungsprojekts* Prof. em. Dr. Jarg Bergold von der Freien Universität Berlin und Sosan Azad von Streit Entknoten GmbH (Büro für Mediation und Interkulturelle Kommunikation, Berlin) gewonnen. Damit waren am Ende der beiden Phasen die strukturellen, organisatorischen und inhaltlichen Grundlagen der Forschungsarbeit gelegt.
- **Phase 3 und 4:** Im Zentrum dieser beiden Phasen stand die subjektorientierte, feld- und themenspezifisch angepasste Umsetzung der Forschungsstrategie vor Ort. Im Ergebnis kam es in vier der sechs Partnerschaften zum Aufbau einer partizipativ forschenden Gruppe. In einem Projekt dominierte der *kooperative* Ansatz zur Durchführung einer quantitativen Befragung von Unter-

nehmen. In einem anderen ließ sich aufgrund veränderter Trägerstrukturen weder der partizipative noch der kooperative Anspruch einlösen. Eine gemeinsame öffentliche Ergebnispräsentation aller sechs Projekte konnte coronabedingt nicht durchgeführt werden. Dies war einschneidend. Denn für alle Beteiligten entfiel damit ein bedeutender Möglichkeitsraum für reflexiven Austausch, Anerkennung und (selbst-)kritische Würdigung. Zwar fanden alternative Verabschiedungsformen in den Forschungsgruppen statt, doch konnten sie projektübergreifende und öffentliche Diskurse nicht ersetzen.

Forschendes Grundverständnis und unterschiedliche Prozessverläufe: Zur Umsetzung der Forschungsstrategie in den Forschungsgruppen

Während in partizipativen Forschungsprozessen neben lebensweltlichen Expert*innen auch Vertreter*innen von sozialen Einrichtungen und andere lokale Akteure vertreten sind und themenbezogen eine breite Perspektivenvielfalt angestrebt wird, waren in unseren vier partizipativen Forschungsgruppen in erster Linie geflüchtete Menschen beteiligt. Auf ihr möglichst frühes und umfassendes Mitentscheiden und Mitgestalten der Prozesse im hierarchiearmen Raum kam es uns an. Schon den Forschungsbedarf bestimmten sie selbst. Sie wählten Themen, in denen sich *ihre* Problemlagen sowie *ihre* Erfahrungen und Erwartungen an die deutsche Gesellschaft ausdrückten: Dabei ging es um nachbarschaftliches Zusammenleben (Rheinsberg), das Erlernen der deutschen Sprache (Nauen) und die Wirkungen der Theaterarbeit (Berlin). Den Kindern und

Jugendlichen im Patenschaftsprojekt (Berlin) war die Auseinandersetzung mit politisch motivierten Zuschreibungen zu ihrer Person als „Flüchtling“ sowie das Thema Schule wichtig.

Dazu wurden Fragen eingebracht und meist mit qualitativen Erhebungs- und Auswertungsmethoden bearbeitet: Was ist eine „gute“ oder „schlechte“ Nachbarschaft? Sind die Besuche von Integrations- und Sprachkursen möglich und bedarfsgerecht? Welche Bedeutung hat das Theater für die Beteiligten und wie nehmen sie die neue Gesellschaft wahr? Welche Erfahrungen machen Jugendliche in ihren Quartieren und Schulen?

Darauf gab es zwar keine repräsentativen, aber lokal und thematisch verwertbare Antworten. Deren Qualität wurde vor allem durch kommunikative Rückversicherungen bei den Beteiligten und durch (selbst-)kritische Reflexionen in den Forschungsgruppen gewonnen. Im Zusammenspiel von offenen Fragen und aktivem Zuhören, von subjektiven Erzählungen und gegenstandsbezogenen Methoden (Photovoice, World-Café etc.) legten die Beteiligten ihr implizites Wissen offen und sprachen über ihre alltäglichen Probleme und Wünsche – sie reichten von individuellen Befindlichkeiten über lokale Teilhabebarrieren bis hin zu Visionen im Zusammenleben. Als co-forschende Laien übernahmen einige von ihnen Aufgaben der Co-Moderation und Übersetzung, führten nach unterstützenden Schulungen selbstständig Interviews durch oder organisierten eine Spielplatzbegehung. Forschungsprozesse waren für alle Beteiligten auch Lernprozesse.

Qualitäten der partizipativ erarbeiteten Erkenntnisse: Tiefenschärfe und Praxisrelevanz der Innensichten

Da die Erkenntnisse partnerschaftlichen Forschens nicht durch standardisierte Frage-Antwort-Verfahren, sondern kommunikativ generiert werden, ermöglichten sie in Ausdruck und Bedeutungsgehalt Tiefenschärfe und Authentizität. Nachfragen, diverse Positionen und biografische Erzählungen erleichterten das Verständnis zwischen den Beteiligten nicht zuletzt dadurch, dass Mehrsprachigkeit als Ressource genutzt wurde und die Deutschpflicht nicht im Vordergrund stand. Subjektzentrierte und interaktive Prozesse, individuelles und kollektives Lernen sowie demokratisierende Teilhabeerfahrungen benötigen auch in der sprachlichen Verständigung ein Höchstmaß an Offenheit, Flexibilität und Akzeptanz.

Chancen für Vor-Ort-Akteure und Kommunen: Minderung von Teilhabebarrieren und Stärkung der lokalen Demokratie

Wenn lokale Akteure die Teilhabechancen geflüchteter Menschen verbessern und Kommunen den sozialen Zusammenhalt ihrer Stadtgesellschaft stärken wollen, so können auch sie von partizipativer Forschung profitieren. Vor allem in Kommunen, in denen das städtebauliche Leitprogramm *Sozialer Zusammenhalt* (vor 2020: Soziale Stadt) oder das Förderprogramm *BENN* (Berlin Entwickelt Neue Nachbarschaften) implementiert sind, ermöglicht partizipatives Forschen die Sicht- und Hörbarkeit der Beteiligten – sogar über die Dauer der Forschungsprojekte hinaus. Dies setzt allerdings voraus, dass Bürgerschaft nicht nur an Staatsbürgerschaft gebunden wird und dass *alle* gemeint sind, die zu einer bestimmten Zeit in einem Quartier oder einer Kommune leben. Dies betrifft erfahrungsgemäß vor allem die Anpassung der sozialen und gewerblichen Infrastruktur an neue Bedarfe (Treffpunkte, Spielplätze, Sprachkurse, Restaurants, Lebensmittel etc.), öffentliche Veranstaltungen (Feste, Märkte etc.) und informelle Begegnungsräume. Diese Themen waren auch in unseren Forschungsgruppen von Bedeutung.

Doch lernten wir diesbezüglich vielfältige Teilhabebarrieren kennen. Öffentliche Räume und Aktionen waren für viele Mitforschende angstbesetzt. Professionelle beklagten Schwierigkeiten beim Erreichen der Neubürger*innen. Lokale Politik und Verwaltungen sahen sich im Umgang mit Vielfalt oft überfordert. Öffentliches Leben und vielfältige Perspektiven aber machen urbane Qualitäten erst möglich – nicht nur in Großstädten. Dafür sollten die Bereitschaft zum Perspektivwechsel geteilt, Partizipation im Sinne des *Mitentscheidens* und *Mitgestaltens* ernst genommen, Machtverhältnisse reflektiert werden.

Partizipatives Forschen ist kein einfaches Lern- und Anwendungsfeld für praxisrelevante Erkenntnisgewinnung, Empowerment und lokale Demokratie – und sind doch hoch einzuschätzen und weiterzuentwickeln. „Eine Forschung, die nichts anderes als Bücher hervorbringt, genügt nicht“, so lautete einst das Plädoyer von Kurt Lewin (1982 [1946], zit. nach Mayring 2016: 50) für die Aktionsforschung. Es lässt sich für unsere Forschung erweitern: Auch Demokratievorstellungen, die vornehmlich in Integrationskursen und mit Hilfe von Arbeitsblättern erlernt und abgefragt werden, genügen nicht.

Teil A



Grundlagen und Ziele,
Prozesse und Ergebnisse
des Gesamtprojekts

1 Einleitung und Überblick

Mehr als 1,7 Millionen Menschen haben nach ihrer Flucht vor Krieg, Gewalt und Krisen in den Jahren 2015 bis einschl. 2020 Schutz in Deutschland gesucht und hier ein neues Leben begonnen (vgl. BAMF 2021a: 13, Erstanträge, eigene Berechnungen). Allein ihre Ankunft bedeutet nicht, hier auch angekommen zu sein. Denn Ankommen meint mehr als das physische Erreichen eines sicheren Ortes zu einer bestimmten Zeit. Es umfasst mehrdimensionale Wege des Sich-Orientierens, Einlebens und meist unsicheren Bleibens bei ungleichen Chancen für gesellschaftliche Teilhabe und einem ambivalenten Miteinander in Vielfalt.

Seit ihrer Ankunft nach der Flucht haben die Lebenswelten der meisten Menschen Konturen angenommen – zwischen Herkunft und Zukunft, Abhängigkeit und Empowerment, Diskriminierung und Anerkennung. Sozialwissenschaftliches Forschen ist herausgefordert, sich auf ihr Erfahrungs- und Alltagswissen einzulassen. Aber wie lässt sich dazu forschen? Mit wem? Und mit welchen praktischen Absichten? Auf diese Fragen gibt der vorliegende Abschlussbericht zum Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL neue Antworten. Schon der Titel verweist auf einen interesselgeleiteten Ansatz in doppelter Absicht: Es sollten Erkenntnisse zum Ankommen nach der Flucht erarbeitet und Möglichkeitsräume für soziale Teilhabe erweitert werden – und zwar gemeinsam *mit* Menschen, die davon alltagsweltlich betroffen sind. Partizipatives Forschen schien geeignet, um in partnerschaftlichem Zusammenwirken neues Wissen zu generieren und Veränderungsimpulse anzustoßen (vgl. Bergold 2013, Bergold & Thomas 2012, von Unger 2014a, Wright 2021).

Das Forschungsprojekt wurde vom Forschungsverbund PERSPEKTIVWECHSEL seit Ende 2018 in einer mehr als zweijährigen Zusammenarbeit mit Menschen nach der Flucht und Akteuren aus sechs Praxis-Projekten realisiert

und vom vhw – Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. finanziell und inhaltlich unterstützt.

Der Abschlussbericht zeichnet das theoretische und methodische Verständnis partizipativen Forschens sowie den Weg des reflexiven Suchens und forschungspraktischen Realisierens im Forschungsprojekt nach. Er setzt sich aus zwei Teilen zusammen. Der *Teil A* widmet sich vor allem den theoretischen und praktischen Implikationen der Forschungsstrategie sowie dem Forschungsprojekt in seiner Gesamtheit. Im *Teil B* werden die sechs Partnerprojekte und Forschungsgruppen mit ihren jeweiligen Themen, Prozessen und Ergebnissen beschrieben.

Beide Teile richten sich in erster Linie an Interessierte, die partizipativ forschen (wollen) oder im Themenfeld *Ankommen nach der Flucht* praktisch oder politisch tätig sind. Sie geben Einblicke in die Besonderheit der Forschungsstrategie und deren Umsetzung und sollen zu vertiefenden Diskursen anregen. Im Ergebnis werden Antworten auf folgende Forschungsfragen gegeben: Konnte der kooperative und partizipative Forschungsansatz seinen Ansprüchen gerecht werden? Wie wurde die partnerschaftliche Erkenntnisuche gestaltet und welche Veränderungsimpulse sind daraus erwachsen? Haben sich die Teilhabechancen der Menschen tatsächlich erweitert?

Der Teil A umfasst elf Kapitel. Weil es sich beim *Ankommen nach der Flucht* um ein neues und komplexes Anwendungsfeld für partizipatives Forschen handelt, wird zunächst dem politischen und gesellschaftlichen Kontext ein relativ breiter Raum eingeräumt (*Kapitel 2*). Dabei wird auf die Ambivalenz und Mehrdeutigkeit der Flüchtlingsfigur, auf politisch-rechtliche Rahmenbedingungen und empirische Teilhabebefunde sowie auf Gründe für den Perspektivwechsel eingegangen. In *Kapitel 3 und 4* wird ersichtlich, dass der partizipative Forschungsansatz

mit seiner theoriegeleiteten und praxisorientierten Philosophie voraussetzungs- und anspruchsvoll ist. Dies machen die Grundprinzipien partizipativen Forschens sowie die Leitidee der Teilhabe deutlich. Begriffe wie Subjekt-Subjekt-Beziehung, wissenschaftliches Verstehen, Empowerment und Powersharing, Reflexivität und flexibles Forschungsdesign verweisen auf hohe Ansprüche partizipativer Forschung und begleiteten den gesamten Forschungsprozess.

In der Startphase wurden inhaltliche und organisatorische Grundlagen des Forschungsprojekts gelegt, Übereinkünfte zum Verständnis der partizipativen Forschungsstrategie hergestellt und in einem Mitmach-Aufruf Projekt-Partner*innen aus der Praxis gesucht. Diese Prozesselemente sind Gegenstand des *Kapitels 5*. Im Ergebnis wurde mit sechs Trägern eine Forschungspartnerschaft geschmiedet, die die Handlungsfelder Kultur und Medien, Ausbildung und Beschäftigung sowie Quartier und Nachbarschaft betreffen. *Kapitel 6* gibt einen kurzen Überblick zu den Fragen und Prozessen dieser Forschungsgruppen (ausführlich in Teil B). Und in *Kapitel 7* wird der Frage nachgegangen: Wer war wie und woran beteiligt? *Kapitel 8* widmet sich den Forschungsprozessen und Methoden. Sie orientierten sich an den besonderen Ansprüchen der partizipativen Forschungsstrategie und nahmen Bezug zu den Lebenswelten der Mitforschenden und deren Erfahrungen in der neuen Gesellschaft. Dazu bedurfte es eines geschützten sozialen Raums, einer gemeinsamen

Sprache sowie von Prozesselementen und Methoden, die Erkenntnisfortschritte und Handeln zusammenführen konnten. Aufgrund der Komplexität dieses Unterfangens und der Subjektgebundenheit des Forschungsansatzes war ein hohes Maß an Reflexion und ethischer Verantwortung erforderlich. In *Kapitel 9* werden Innensichten zu den Forschungsthemen und Diskursen dargestellt und interpretiert: Dabei ging es um Vorstellungen vom gesellschaftlichen und nachbarschaftlichen Zusammenleben, das Erlernen der deutschen Sprache und das Ankommen im Bildungssystem. Was brachten die Beteiligten dazu ein? Inwieweit das Projekt PERSPEKTIVWECHSEL den Ansprüchen wissenschaftlicher Qualität und Güte entspricht, wird in *Kapitel 10* reflektiert. Schließlich zieht das *Schlusskapitel 11* ein zusammenfassendes und selbstkritisches Resümee: Das partnerschaftliche Forschen zum Ankommen nach der Flucht erwies sich als komplexes Unterfangen, in dem die Leitidee der Teilhabe trotz vieler Hürden ein Stück weit eingelöst werden konnte. Die beabsichtigte *Veränderung sozialer Wirklichkeit* erwies sich als hoher Anspruch, der als Weg kleiner Schritte nach vorne weist und auf langfristige Kollaborationen angewiesen ist.

Wir sind davon überzeugt, dass partizipatives Forschen im Spannungsfeld zwischen Anspruch und Wirklichkeit einen teilhabefördernden Beitrag zum Ankommen geflüchteter Menschen in der neuen Gesellschaft leisten kann und bedanken uns bei allen, die daran mitgewirkt haben.

2 Forschen im Kontext: Ankommen nach der Flucht

Die Lebenswirklichkeiten der Menschen gestalten sich beim Ankommen nach der Flucht verschiedenartig – und sind sich doch in vielem ähnlich. Asylpolitische und rechtliche Vorgaben der Bundes- und EU-Ebenen legen die Grundlagen. Kommunale Strategien der Versorgung und Unterstützung stecken vor Ort die Möglichkeitsräume und Grenzen für Teilhabe ab. Öffentliche Diskurse beeinflussen Willkommens- und Abwehrstimmungen. Diese Rahmenbedingungen bilden wesentliche Elemente des Forschungskontextes, die es, soweit überhaupt möglich, zu beeinflussen gilt. Doch am Anfang stehen grundsätzliche Fragen: Um wen geht es? Wer ist ein Flüchtling?

2.1 Annäherungen an die politische und soziale Figur des Flüchtlings

Den Flüchtling gibt es nicht. Zwar definiert die Genfer Flüchtlingskonvention (Infobox 1) als wichtigstes internationales Dokument für den Flüchtlingsschutz dessen Rechtsstellung, doch in der globalen Wirklichkeit weisen allein der Geltungsbereich für die Unterzeichnerstaaten und die Nichtberücksichtigung aktueller Fluchtursachen wie Klimawandel, Armut oder Hungersnot darüber hinaus. Auch in sozialwissenschaftlichen Theorien liegen erschöpfende Antworten auf die Frage „Wer ist ein Flüchtling?“ nicht vor – meist knüpfen sie an die Definition der Genfer Flüchtlingskonvention an. Und erst recht beschreiben geflüchtete Menschen ihr Flüchtlingsein höchst unterschiedlich. All dies verweist darauf, dass *eine* figurative Darstellung *des Flüchtlings* schwierig bis unmöglich ist. Gleichwohl fordert die Frage zu Reflexionen über Migrationsgesellschaft und Vielfalt, nationalstaatliche Integrationspolitik und individuelle Perspektiven heraus.

Schon zu Beginn des Forschungsvorhabens PERSPEKTIV-WECHSEL wurde deutlich, dass die Beschäftigung mit *der* Flüchtlingsfigur eine Gratwanderung darstellt. Flücht-

Infobox 1

WER IST EIN FLÜCHTLING?

Nach Artikel 1 A Abs. 2 der Genfer Flüchtlingskonvention (GFK) von 1951 findet der Begriff „Flüchtling“ Anwendung auf jede Person,

„die infolge von Ereignissen, die vor dem 1. Januar 1951 eingetreten sind, und aus der begründeten Furcht vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung sich außerhalb des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt, und den Schutz dieses Landes nicht in Anspruch nehmen kann oder wegen dieser Befürchtungen nicht in Anspruch nehmen will; oder die sich als staatenlose infolge solcher Ereignisse außerhalb des Landes befindet, in welchem sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt hatte, und nicht dorthin zurückkehren kann oder wegen der erwähnten Befürchtungen nicht dorthin zurückkehren will“ (UNHCR 2015: 6).

Das Protokoll über die Rechtsstellung der Flüchtlinge (1967) dehnte die zeitliche Anwendung dieser Definition über den Stichtag 1. Januar 1951 aus und hob die geographische Begrenzung der Fluchtursachen auf Europa auf (vgl. ebd.: 40 ff.).

Bis 2021 sind insgesamt 146 Staaten der Genfer Flüchtlingskonvention und 147 Staaten dem Protokoll von 1967 beigetreten (vgl. bpb 2021).

lingsein ist weder eine Selbstbeschreibung noch eine persönliche Eigenschaft – vielmehr kann von einem „doing refugee“ (Schacht 2020: 14) gesprochen werden. Auch lässt sich Flucht nicht unmittelbar mit *Mobilität*, *Migration* oder

Neuwanderung gleichsetzen. Zwar kommt es auch bei Flucht zu einer mehr oder weniger „dauerhaften Verlagerung des Lebensmittelpunktes“ (Berkling 2018: 293) über nationalstaatlich definierte Grenzen hinweg. Doch unterscheiden sich die politischen und gesellschaftlichen Positionierungen sowie die individuellen Handlungsmöglichkeiten der Menschen nach Herkunftsland, Fluchtgrund, Bleibewahrscheinlichkeit etc. erheblich.

Trotz dieser Definitions- und Abgrenzungsschwierigkeiten wird der Flüchtlingsfigur im Weiteren einige Aufmerksamkeit geschenkt: Was macht sie aus, die politische und soziale Figur des Flüchtlings? Können und sollen Geflüchtete ihr Flüchtlingsein überwinden?

Für erste theoretische Annäherungen wählten wir die Essays von Hannah Arendt und Ilija Trojanow. Wenngleich in unterschiedlichen politischen und zeitlichen Kontexten situiert, so geben sie relevante Innensichten auf Flucht und Ankommen. Eindringlich und mit politischer Weitsicht analysiert die politische Theoretikerin Hannah Arendt (2016 [1943]) in ihrem Essay „We Refugees“ von 1943 (deutschsprachige Fassung „Wir Flüchtlinge“ erstmals 1986) die existenzielle Ausnahmesituation von Flucht und Staatenlosigkeit anhand der *jüdischen* Flüchtlingsfigur des Herrn Cohn und eigener Erfahrungen. Der Schriftsteller Ilija Trojanow positioniert in seinem Essay „Nach der Flucht“ (2017a) die Flüchtlingsfigur zwischen Herkunft und Zukunft und unterstreicht das Weiterwirken von Flucht ein Leben lang. In einer dritten Annäherung wird auf Figurationen eingegangen, wie sie heute auf Grundlage von politischen und medialen Deutungen konstruiert und öffentlich diskutiert werden: die Flüchtlingsfigur als Opfer, als Täter, als Hoffnungsträger.

2.1.1 Hannah Arendt

Hannah Arendt ist 1933 nach kurzer Haft aus dem nationalsozialistischen Deutschland über die grüne Grenze zunächst nach Paris und später über Portugal in die USA geflüchtet. In ihrem Essay „We refugees“, der im Januar 1943 in der jüdischen Zeitschrift *Menorah Journal* erstmals publiziert und damals wenig beachtet wurde, beschreibt sie die Verlusterfahrungen, die den rechtlosen jüdischen Flüchtlingen keine Perspektiven für ihr privates Leben ließen:

„Wir haben unser Zuhause und damit die Vertrautheit des Alltags verloren. Wir haben unseren Beruf verloren und damit das Vertrauen eingebüßt, in dieser Welt irgendwie von Nutzen zu sein. Wir haben unsere Sprache verloren und mit ihr die Natürlichkeit unserer Reaktionen,

die Einfachheit unserer Gebärden und den ungezwungenen Ausdruck unserer Gefühle“ (Arendt 2016 [1943]: 10).

Wie Hannah Arendt mussten viele andere Geflüchtete ihre Freunde und Verwandten in Gettos und Konzentrationslagern zurücklassen und mit dem „Zusammenbruch unserer privaten Welt“ (ebd.: 11) weiterleben. Gleichzeitig waren sie darauf angewiesen, von anderen gerettet zu werden und nach ihrer Flucht im neuen Land als Optimisten zu starten. Die Anpassung an „alles und jeden“ (ebd.: 29) wurde von ihnen erwartet und befolgt – auch wenn sich unter der Oberfläche nur „unschwer die hoffnungslose Traurigkeit von Assimilanten ausmachen“ (ebd.) ließ. Die meisten haben, so schreibt sie, „ein neues Leben angefangen und versucht, all die guten Ratschläge, die unsere Retter für uns bereithielten, so genau wie möglich zu befolgen. Man sagte uns, wir sollten vergessen; und das taten wir schneller, als es sich irgendetwas überhaupt vorstellen konnte. Auf ganz freundliche Weise wurde uns klargemacht, dass das neue Land unsere neue Heimat werden würde; und nach vier Wochen in Frankreich oder sechs Wochen in Amerika gaben wir vor, Franzosen bzw. Amerikaner zu sein“ (ebd.: 11).

Die Assimilationsbereitschaft und Selbstverleugnung jüdischer Flüchtlinge reichte bis ins alltägliche Leben hinein. Hannah Arendt polemisierte dagegen, dass selbst das Einkaufen von Lebensmitteln als ein politisch motivierter Akt des unauffälligen Dazugehörens angesehen werden sollte:

„Wir sind ein wenig hysterisch geworden, seit Zeitungsleute damit angefangen haben, uns zu entdecken und uns öffentlich zu erklären, wir sollten aufhören, unangenehm aufzufallen, wenn wir Milch und Brot einkaufen“ (ebd.: 22). All die Facetten der Assimilation hatten ihren Preis. Vor allem war damit der beständige Wechsel von Identität verbunden, ohne gewiss sein zu können, von der jeweiligen Gesellschaft akzeptiert zu werden, am Ankunftsort bleiben und am wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Leben teilhaben zu können:

„[W]ir sind (und waren bislang immer) bereit, jeden Preis zu zahlen, um von der Gesellschaft angenommen zu werden“ (ebd.: 33).

Die Verleugnung der eigenen Identität fand ihren Ausdruck auch darin, dass Flucht als defizitäre Zuschreibung gewertet wurde, die es zu vermeiden galt – der Begriff *Flüchtling* wurde umgangen:

„Vor allem mögen wir es nicht, wenn man uns ‚Flüchtlinge‘ nennt. Wir selbst bezeichnen uns als ‚Neuankömmlinge‘ oder als ‚Einwanderer‘“ (ebd.: 9).

Hannah Arendt wandte sich gegen Assimilation und trat für ein neues politisches Selbstbewusstsein jüdischer Flüchtlinge ein. Die von einem Land in ein anderes vertriebenen und rechtlosen Menschen könnten die „Avantgarde ihrer Völker“ sein, so ihre Überzeugung, „wenn sie ihre Identität aufrechterhalten“ (ebd.: 35), anstatt diese zu verleugnen. Da die jüdische Identität außerhalb nationalstaatlicher Ordnung lag und die „geschichtlich gewordene Dreieinigkeit von Volk, Staat und Territorium“ (Arendt 2006) in Europa durch Vertreibung und Rechtlosigkeit ins Wanken geraten war, konnte das Modell des Nationalstaats für Hannah Arendt keine Lösung mehr sein. Ihre Position fasst Thomas Meyer im Deutschlandfunk 20.12.2015 so zusammen: „Wenn die Nationalstaaten weder dem Sturm der Nationalsozialisten gewachsen waren, noch das Problem der Flüchtlinge in den Griff bekamen, dann verbot sich eine Rückkehr zu genau einem solchen Staatsmodell.“

Hannah Arendt wollte nicht die Staatsbürgerschaft, sondern die Staatenlosigkeit von Weltenbürger*innen universalisieren. Auch wenn sie die Kennzeichnung „Avantgarde ihrer Völker“ in ihrem Essay nicht näher erläuterte, so zielten ihre Vorstellungen offensichtlich auf utopische, bürgerschaftliche und nicht-staatliche Gemeinschaftsmodelle, die von späteren Theoretiker*innen mit unterschiedlichen Konzepten weitergedacht oder modifiziert wurden (vgl. Loick 2017: 574 ff. mit Bezug auf Ong, A. 1999; Agamben, G. 2001, Gilroy, P. 2004).

2.1.2 Ilija Trojanow

Eine spätere und eher psychologisch-politische Annäherung an die Figur des Flüchtlings lässt sich mit dem Schriftsteller *Ilija Trojanow* nachzeichnen. Er ist 1971 als Kind mit seinen Eltern aus Bulgarien über Jugoslawien und Italien nach Deutschland geflohen und erhielt in München politisches Asyl. Seine Wege führten ihn weiter nach Kenia, wo er aufgewachsen ist, und später nach Paris, Indien und Südafrika. Derzeit lebt er in Wien. In seinem Essay „Nach der Flucht“ (2017a) beschreibt er seine eigenen und familiären Erfahrungen und gibt ihnen einen exemplarischen Charakter.

Dabei merkt er grundsätzlich und kritisch an, dass *Flüchtlinge* meist als Objekt betrachtet werden und kaum danach gefragt wird, wie sie sich selbst erleben und definieren:

„Der Flüchtling ist meist Objekt. Ein Problem, das gelöst werden muss. Eine Zahl. Ein Kostenpunkt. Ein Punkt. Nie ein Komma. Weil er nicht mehr wegzudenken ist, muss er Ding bleiben. Es gibt ein Leben nach der Flucht. Doch die Flucht wirkt fort, ein Leben lang. Unabhängig von den

jeweiligen individuellen Prägungen, von Schuld, Bewusstsein, Absicht, Sehnsucht. Der Geflüchtete ist eine eigene Kategorie Mensch“ (ebd.: 9).

Wenn Flucht ein Leben lang fortwirkt und auch wissenschaftliche Kriterien ein *Ankommen* in der neuen Gesellschaft nicht definieren können, so entdeckt jede geflüchtete Person für sich und auf eigene Weise, wann sie angekommen ist – oder auch nicht:

„Jeder Geflüchtete kommt auf seine Weise an. Manche am Morgen nach der Flucht, andere in jenem Augenblick, da ihnen die Einbürgerungsurkunde überreicht wird. Manche immer wieder, andere nie“ (ebd.: 18).

Am Beispiel seiner Mutter beschreibt er deren vielleicht auch nur punktuell Ankommen, als sie zum ersten Mal im Neuland einheimische Gäste empfangen und bewirten konnte: Sie hat nicht andere Geflüchtete, sondern Einheimische eingeladen, „die sie ohne Absicht und frei von Zweck kennengelernt hat. Sie hat sich überwinden müssen, sie einzuladen, sie kratzt das Geld zusammen für ein Mahl, das den bescheidensten eigenen Ansprüchen genügt. Sie stürzt sich in die Gelegenheit. Sie ist gänzlich anwesend. Sie vergisst für einige glückliche Momente die grammatikalischen Fehler, die ihr beim mühsamen Scherzen unterlaufen. Strahlend tischt sie ihre Ankunft auf“ (ebd.).

Das Ankommen nach der Flucht vollzieht sich für Trojanow als Prozess der „Häutung“: Der Geflüchtete „will nicht auffallen, koste es, was es wolle. Er will gesehen werden, aber nur als Glanzpunkt seiner eigenen Verwandlung“ (ebd.: 31). Zu dieser Verwandlung gehört es, sich von den Erinnerungen an die alte Heimat zu trennen, auch von der alten Sprache. Zwar scheinen Geflüchtete mit Anerkennung eines Diploms oder der Umschreibung des Führerscheins der ersehnten Unauffälligkeit näher zu kommen, doch allein ihr Name macht sie auffällig und stellt ihre Zugehörigkeit in Frage. Mit der Frage: *Wo kommst Du her?* erfährt die geflüchtete Person, wie auch andere Immigrierte, eine lebenslange Markierung als *Fremde* oder *Fremder*. Ankommen bleibt deshalb für Trojanow eine Utopie: „Die Frage *Wo kommst du her?* wird erst dann unverdächtig sein, wenn ähnlich oft gefragt wird: *Wo gehst du hin?*“ (ebd.: 19, Hervorh. im Original) – wenn das Interesse an Zukunft wichtiger geworden ist als der Verweis auf Herkunft.

Worin aber liegen dann Chancen für einen Neuanfang? Für Trojanow liegen sie nicht in der häufig beschworenen Opferrolle. Für ihn soll Flucht ein Akt des Widerstandes sein, ein Aufbruch ohne die Verpflichtung, irgendwo an-

kommen zu müssen – auch soll der Flüchtling sich nicht in wissenschaftlichen Konstruktionen und Zuschreibungen verlieren und davon irritieren lassen. Im Gegenteil:

„Deklinierte Verwirrung: Migrant, Immigrant, Emigrant. Wissenschaftlich variiert: multikulturell, interkulturell, transkulturell. Die geläufigen Klassifizierungen können sich seiner nicht bemächtigen. Er verfängt sich nicht in begrifflichen Netzen, die andere auswerfen. Mit jeder weiteren Zuschreibung weicht seine Irritation einem wachsenden Stolz“ (ebd.: 85).

Im Unterschied zu seiner Mutter leidet Trojanow nicht unter dem Verlust der Heimat – er will als „kosmopolitischer Bürger“ (ebd.: 111) überleben. Das fällt ihm leichter, weil er schon als Kind Bulgarien verlassen und keine Erwartungen an das neue Land mitgebracht hat. Auch führte ihn seine Lebensbiografie in viele verschiedene Länder und Orte und zu unterschiedlichen Menschen, an die er sich gebunden fühlt. Für ihn gibt es nicht nur *eine* Heimat – Heimat gibt es für ihn nur im Plural. Auf diese Weise scheint er nationalstaatliche Grenzen überwinden zu können. Deshalb wendet er sich in einem Gespräch mit Gisa Funck (2017b) auch gegen Integration und Monokulturalität:

„Also, diese Dichotomie: ‚Alte Heimat – Neue Heimat‘ ist völliger Unsinn! Das kann absolut jeder, der eine ähnliche Biografie hat wie ich, Ihnen erzählen. Man ist gespannt zwischen sehr vielen verschiedenen Sehnsüchten, Verbindlichkeiten, Herausforderungen. Es ist genauso un-

möglich, das Alte völlig ad acta zu legen, wie es unmöglich ist, das Neue hundertprozentig zu umarmen. Wir müssen einfach akzeptieren, dass solche Menschen – und es sind ja zig Millionen auf der Welt – tatsächlich in einem Pluralismus leben oder in einem Kosmopolitismus. Das ist unsere Realität. Und anstatt diese Realität wegzuwischen mit irgendwelchen monokulturellen Ansprüchen, muss man sie erst einmal anerkennen.“

Daraus ergibt sich sein Rat an Geflüchtete: Sie sollten sich davon befreien, gleich dazugehören zu müssen. Vielmehr sollten sie die Freiheit der Vielfalt verteidigen, auch wenn dies nicht immer und nicht immer gleich gut gelingen mag:

„Erst wenn er sich von den Zuschreibungen der Herkunft und den Zumutungen der Ankunft losgelöst hat, ist der Geflüchtete wirklich frei“ (Trojanow 2017a: 114).

2.1.3 Figurenkarussell

Theoretische Beiträge, welche sich explizit auf die soziale Figur des Flüchtlings beziehen, sind auf einen kleinen Kreis von Wissenschaftler*innen begrenzt und „überschaubar“ (Schöbel 2021: 52). Auch scheint angesichts vielfältiger Fluchtphänomene und historischer Kontexte, individueller Erfahrungen und gesellschaftlicher Zuschreibungen eine Einzelkonstruktion als „prekäre Angelegenheit“ (Inhetveen 2018: 149). Deshalb beschreibt Katharina Inhetveen ihre Flüchtlingsfigur als Gruppe von Figuren, die sich ähnlich einem Figurenkarussell überlagern¹. Sie werden



Abbildung 1: Beispielhafte Figurationen von Geflüchteten © Bild: Colorpix.be, Inhalt: eigene Darstellung

1 Die Konstruktion des Figurenkarussells von Katharina Inhetveen nutzt auch Sören Schöbel in seinem Beitrag „Figuren der Flucht“ (2021: 51 ff.). In der politischen Theorie werden Geflüchtete auch vielfach als Grenzfiguren (vgl. Schulze Wessel 2017) oder Grenzverletzer (vgl. Horn 2002) thematisiert, die mit der Überschreitung von territorialen Grenzen ohne Dokumente die demokratischen Ordnungen herausfordern und auf die Grenzen des Rechts verweisen.

je nach Interessenlage der Akteure ins Blickfeld gerückt und sind nicht von Geflüchteten selbst geprägt:

„Der Flüchtling erscheint als Gruppe von Figuren, als ein Figurenkarussell. An ihm drehen all die am Flüchtling interessierten Akteure. Je nachdem, wessen Auslegung des Konzepts gerade obenauf ist, und je nachdem, aus welcher Perspektive man auf das Karussell schaut, kommt eine andere Figur in den Blick“ (Inhetveen 2018: 148).

Im zeitlichen Kontext des Forschungsprojekts PERSPEKTIVWECHSEL waren nicht alle Figurationen gleichermaßen diskursprägend. Deshalb werden wir uns auf drei Deutungsmuster konzentrieren: auf die Figur des Opfers, der Bedrohung, der Hoffnung.

Vulnerabilität: Hilfsbedürftige Opfer

Einen hohen Stellenwert in öffentlichen und medialen Diskursen hat die Flüchtlingsfigur als passives und hilfebedürftiges Opfer. Dieser Deutung folgen vor allem zivilgesellschaftliche Hilfsorganisationen und staatliche Hilfesysteme, nicht zuletzt deshalb, um „Mitleid und Bereitschaft zur Hilfe zu ermöglichen“ (Schöbel 2021: 58) und angesichts zugeschriebener Sprachlosigkeit für sie sprechen zu können.

Zur Illustration des Opferseins werden insbesondere bildliche Darstellungen von Frauen und Kindern gewählt. Die „madonnenhafte Flüchtlingsmutter“ (Inhetveen 2018: 153) und Frauen als Opfer von Menschenhandel und Sexindustrie sollen als Beispiele für verletzbare Wesen berühren. Vor allem Kinder auf der Flucht verkörpern Unschuld und Hilflosigkeit, machen betroffen und mobilisieren Hilfsbereitschaft. Tief eingepägt hat sich weltweit das Bild des im September 2015 im Mittelmeer ertrunkenen dreijährigen syrischen Jungen Alan Kurdi. Im Berliner TAGESSPIEGEL vom 03.09.2015 beschrieb Rüdiger Schaper ihn so:

„Wie der Junge da liegt am Wasser – es ist die Schutzlosigkeit des Kindes, die Zartheit des zerstörten Lebens, die so tief berühren, es ist das Bild der Unschuld, das nicht weichen will.“

Wissenschaftliche Perspektiven wenden sich der Opferfigur kritisch zu und verweisen auf die Gefahr, dass *Vulnerabilität* (Verletzlichkeit, Verwundbarkeit) und *vulnerable victims* (verletzbares Opfer) in der Beschreibung der Men-

schen als *bloße Opfer* zu Dehistorisierung und Entpolitisierung beitragen (vgl. Schöbel 2021: 56, Friese 2017: 61) und die Stereotypisierung von weibliche Opfer/männliche Täter² fördern. Vor allem der *Arbeitskreis Flucht, Agency und Vulnerabilität* im Netzwerk Fluchtforschung (2021) setzt sich kritisch mit der Rezeption der Opfer-Konzepte auseinander und stellt fest, dass diese „jenseits eines relationalen Verständnisses Gefahr laufen, Handlungsfähigkeit und Verletzlichkeit geflüchteter Menschen als gegebene Eigenschaft zu essentialisieren und den Blick wegzulenken von der Relevanz sozialer Umwelten, die Handlungsfähigkeit und/oder Verletzlichkeit begünstigen und erzeugen können. In einem verkürzten Verständnis stellen sie geflüchtete Menschen als ‚die anderen‘ sowie ‚verletzliche Subjekte‘ oder ‚passive Verwaltungsobjekte‘ überhaupt erst her oder betonen Handlungsfähigkeit geflüchteter Menschen über und tragen damit zu einer Verwehrung von Hilfe bei.“

Bedrohung: Gerissene Betrüger und übergriffige Fremde

Das Gegenbild zum Flüchtling als *Opfer* ist der Flüchtling als *Bedrohung*. Als solcher wird er als gerissener Betrüger, übergriffiger Fremder oder Illegaler imaginiert – das durchweg männliche Bild ist von negativen und feindlichen Eigenschaften geprägt und erfährt weite Verbreitung:

„In den reichen Ländern des Westens ist der Flüchtling nicht denkbar ohne die Vermutung, dass er vielleicht gar keiner ist. Den Verdacht des ‚Asylbetrugs‘ kann er kaum abschütteln. Er kommt aus einem armen Land? – Wahrscheinlich will er nur in wirtschaftlichem Wohlstand leben und flieht gar nicht vor Verfolgung und Gewalt. Er hat keine Papiere? – Wahrscheinlich will er nur seine Abschiebung erschweren. In Europa wird der Flüchtling zum ‚Asylanten‘, zu einem, der nicht Zuflucht sucht, sondern sich illegal, illegitim und trickreich bessere Lebensbedingungen verschaffen will“ (Inhetveen 2018, 154 f.).

In der Silvesternacht 2015/16 schienen sich in Köln, Hamburg und anderen deutschen Großstädten solche Annahmen zu bestätigen. Vor allem männliche Muslime sehen sich seither dem Generalverdacht ausgesetzt, sie seien Vergewaltiger und Kriminelle. In der medialen Berichterstattung, so Marc Hill (2018: 110 f.) wurden sie entsprechend beschrieben:

2 Von Ulrike Krause werden diesbezüglich Forschungslücken bilanziert und kritisch angemerkt, „dass Gewalttaten an geflüchteten Männern eher als alltägliche Probleme und selten als genderspezifische Gefahren gedeutet werden“ (2018: 12)

„Die Täterfigur wurde in der medialen Berichterstattung zunehmend ethnisch und sexuell aufgeladen: Es ging nicht mehr in erster Linie um straffällig gewordene Personen, sondern pauschal um Männer mit Migrationshintergrund, Geflüchtete und Islamisten, die ein anderes Frauenbild mitbringen würden, sich deswegen nicht anständig benehmen könnten und mit den westlichen Vorstellungen von Freiheit nichts anzufangen wüssten“.

Das Bild des bedrohlichen und übergriffigen Fremden verfestigte sich. Es bildete sich „eine Art ethnisches Rezeptwissen aus, das sich rasch in das öffentliche Gedächtnis einschrieb“ (ebd.: 111). Auch Statements aus der politisch-bürgerlichen Parteienmitte reihten sich in diese pauschalisierenden Interpretationen ein. So twitterte die ehemalige CDU-Bundesfamilienministerin Kristina Schröder am 04.01.2016, dass wir uns „mit gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen in muslimischer Kultur auseinandersetzen“ müssen. Und Julia Klöckner (CDU) forderte in einem Interview mit der WELT vom 06.01.2016 eine Debatte über ein „oft insgesamt rückwärtsgewandtes, patriarchalisches Rollenverständnis, das im Widerspruch zu unserer modernen, liberalen und aufgeklärten Gesellschaft steht“.

Hoffnung: Ressource für Arbeitsmarkt und demografischen Wandel

Neben den Opfer-Täter-Konstruktionen wird die Flüchtlingsfigur häufig als *Hoffnungsträger* imaginiert. Mussten vor Jahren noch Parolen wie „Die Ausländer nehmen uns die Arbeitsplätze weg“ politisch entkräftet werden, so dominieren heute Nützlichkeitsdiskurse und wird von staatlichen Institutionen, Stiftungen, Unternehmen und Forschungseinrichtungen auf die Nützlichkeit geflüchteter Menschen zur Minderung des Fachkräftemangels hingewiesen. „Potenziale nutzen – Fachkräfte sichern“, so und so ähnlich lauten die Losungen. Aletta Gräfin von Hardenberg als Geschäftsführerin von Charta der Vielfalt e.V. und Aydan Özoğuz als damalige Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (2017: 4) boten Unterstützung:

„In Zeiten demographischen Wandels, alternder Belegschaften und fehlender Auszubildender kommen überwiegend junge Menschen zu uns, die in unserem Land einen Neustart anstreben. Da lohnt es sich doch, genauer hinzuschauen und Potenziale zu suchen und zu erkennen! Wir möchten Arbeitgeber und Unternehmen unterstützen und motivieren, diese Chance zu nutzen und Flüchtlinge auszubilden und zu beschäftigen. Wir alle können davon profitieren.“

Vor allem für schrumpfende und alternde ländliche Regionen gilt die Flüchtlingsfigur als Hoffnungsträger: „Hinsichtlich der *demographischen Herausforderungen* in ländlichen Räumen besteht die Annahme, dass ein längerfristiges Bleiben der Geflüchteten potenziell Schrumpfungsprozessen und der Alterung der lokalen Gesellschaft entgegenwirken kann“ (Bürer et al. 2021: 29. Hervorh. im Original).

2.2 Lebensrealitäten in der deutschen Ankunftsgesellschaft: Politische Vorgaben und empirische Befunde

Beim *Ankommen nach der Flucht* treffen die Menschen in Deutschland auf politische Vorgaben, die ihre Teilhabechancen an den gesellschaftlichen Systemen wie Bildung, Arbeitsmarkt, Wohnen, Gesundheit bestimmen sowie ihre Zugangsmöglichkeiten dazu regeln. Ihre Rechte und Pflichten unterscheiden sich nicht nur erheblich im Vergleich zu deutschen und EU-Bürger*innen oder anderen Zuwanderergruppen. Auch zwischen den Geflüchteten bewirkt Herkunft unterschiedliche politische Praxen und Ankunftsrealitäten. Politische Integrationsversprechen und gesellschaftliche Exklusionsrealitäten liegen oft nah beieinander.

Politische Integrationsversprechen – mit ungleichen Bleibe- und Teilhabeperspektiven

Seit den 2000er Jahren und erst recht nach Merkels späterem „Wir schaffen das!“ hat sich ein Paradigmenwechsel von der prinzipiellen Rückführung Geflüchteter hin zu deren gesellschaftlichen Integration vollzogen. Als zwischen 1991 und 1995 mehr als 350.000 Bürgerkriegsflüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien Schutz in Deutschland suchten (vgl. Heinrich 2017), konnten nur wenige von ihnen dauerhaft hier Fuß fassen – ihr Aufenthalt sollte vorübergehend sein. Heute überwiegt die Gewissheit, dass viele Menschen nach ihrer Flucht für längere Zeit oder dauerhaft in Deutschland bleiben werden und eine schnelle Rückkehr in ihr Heimatland nicht möglich sein wird.

Als Grundlage für die Integration geflüchteter Menschen verabschiedete der Bundestag am 7. Juli 2016 ein Integrationsgesetz, das am 6. August 2016 in Kraft trat und insbesondere den Arbeitsmarkt und die Losung *Fördern und Fordern* im Blick hatte. Schon mit dem Asylkompromiss von 1992/93 wurde das Asylrecht deutlich eingeschränkt und das Konzept der sicheren Herkunftsländer eingeführt (vgl. Hanewinkel 2021). Als solche gelten Staaten, von denen der Gesetzgeber annimmt, eine politische Verfolgung finde dort nicht statt. Demnach werden schon *vor* einer Entscheidung im individuellen Asylverfahren Annahmen zu guten oder schlechten Bleibeperspektiven getroffen. Gute Blei-

beperspektiven haben Menschen aus Herkunftsländern mit einer Schutzquote von über 50 Prozent. Dies galt zunächst für Asylbewerber*innen aus Eritrea, Irak, Iran, Somalia und Syrien. Von August 2019 bis März 2021 galt eine gute Bleibeperspektive nur noch für Asylbewerber*innen aus Syrien und Eritrea. Seit dem 1. März 2021 gilt sie für Eritrea, Syrien und Somalia (vgl. PRO ASYL 2019, BAMF 2021 c).

Demnach haben Menschen aus diesen Ländern Zugang zu Integrations- und Sprachkursen oder anderen Qualifizierungsmaßnahmen. Für Menschen aus Afghanistan (woher viele Teilnehmer*innen in unseren Forschungsprojekten kamen) waren zum Zeitpunkt des gemeinsamen Forschens die Zugänge zu Angeboten deutlich eingeschränkt – kritische Stimmen fordern seit Jahren eine Öffnung von Integrations- und Sprachkursen für alle und von Anfang an (vgl. PRO ASYL 2019). Auf kommunaler Ebene konnten, so unsere Erfahrungen im Land Brandenburg, Zugänge ermöglicht werden, wenn in den Kursen noch Kapazitäten frei waren. Dies setzt jedoch voraus, dass Vor-Ort-Akteure und Interessierte sich darüber informieren und die Menschen ihre Teilhabewünsche selbst aktiv in die Hand nehmen.

Inzwischen haben die Menschen, mit denen wir im Forschungsprojekt zusammengearbeitet haben, ihr Asylverfahren abgeschlossen und einen Schutzstatus erhalten (siehe Infobox 2): eine Asylberechtigung (Art. 16 a GG), Flüchtlingsschutz (§ 3 AsylG), subsidiären Schutz (§ 4 AsylG) oder Abschiebungsschutz (§ 60, V und VII AufenthG). Doch Schutz- und Bleibestatus setzen enge Grenzen für individuelle Teilhabechancen und kalkulierbare Perspektiven zum Ankommen und Bleiben.

Empirische Befunde: Ausgewählte Ergebnisse der repräsentativen IAB-BAMF-SOEP-Befragungen von Geflüchteten in Deutschland

Im Folgenden werden gesellschaftliche Kontextbedingungen beschrieben, die für die Lebenswelten geflüchteter Menschen in unterschiedlicher Weise von Bedeutung sind. Einen Überblick dazu ermöglichen vor allem die Ergebnisse der repräsentativen IAB-BAMF-SOEP-Befragungen von Geflüchteten (Infobox 3), die seit 2016 bundesweit durchgeführt wurden und die Jahre der Projektdurchführung einschließen.

Urbane und ländliche Ankommensräume – die Präferenzen gelten der Stadt

Geflüchtete Menschen leben nach ihrer Ankunft in Deutschland vor allem in urbanen Kontexten – rund 72 Prozent der Befragten in städtischen und 28 Prozent in ländlichen Räumen (vgl. Tanis 2020: 4, Stand 2018). Diese



Abbildung 2: Erstes Containerdorf Deutschlands im Berliner Allende-Viertel © Ingeborg Beer

Anteile haben sich seit 2016 nicht verändert. Zwar können anerkannte Flüchtlinge und weitere schutzberechtigte Personen dazu verpflichtet werden, einen vorgeschriebenen Wohnsitz zu nehmen (Wohnsitzauflage) – doch bei freier Wohnortwahl bevorzugen die Befragten die mittelgroße und große Stadt als Wohn- und Lebensort. Die Präferenz für ländliche Regionen war im Zeitverlauf 2016 bis 2018 stark rückläufig (vgl. ebd.: 10).

Vom separierten zum regulären Wohnen – mancherorts noch ein weiter Weg

Die Art und Weise des Wohnens hat auf Ankommen und Teilhabe in der neuen Gesellschaft großen Einfluss. In der Anfangsphase ist die Wohnsituation „sehr stark rechtlich reguliert sowie durch institutionelle Zuweisungsprozesse bestimmt“ (Baier & Siegert 2018: 1). Die Gemeinschaftsunterkunft mit ihren nachgewiesenen Nachteilen psychosozialer, gesellschaftlicher und materieller Art (vgl. Aumüller et al. 2015: 35 ff.) können und sollen die Bewohner*innen nach Anerkennung ihres rechtlichen Status verlassen und sich eine eigene Wohnung suchen.

Doch gestaltet sich der Übergang in den freien Wohnungsmarkt meist äußerst schwierig. Zwar wohnten etwa drei Viertel der Befragten (darunter auch Asylbewerber*innen im Verfahren und Geduldete) Ende des Jahres 2018 in Privatwohnungen – ihr Anteil stieg von 2016 bis 2018 um rund 21 Prozentpunkte auf 75 Prozent an (vgl. Tanis 2020: 3). Doch in großen Städten wie ländlichen Räumen leben sie oft über mehrere Jahre in Gemeinschafts- oder Containerunterkünften.

SCHUTZFORMEN UND RECHTLICHE ASPEKTE

• Asylberechtigung (Art. 16a GG)

In Deutschland ist das Recht auf Asyl in der Verfassung festgeschrieben: „Politisch Verfolgte genießen Asylrecht“ (Artikel 16a Grundgesetz). Es wurde 1993 mit dem Asylkompromiss stark eingeschränkt. Nur ein bis zwei Prozent der Asylbewerber*innen erhalten in Deutschland Asyl nach dem Grundgesetz (Asylberechtigte), weil sie durch den Herkunftsstaat oder staatsähnliche Akteure (wie afghanische Taliban vor 2001) verfolgt werden.

(vgl. Mediendienst Integration 2018: 5, BAMF 2023: 22)

Rechtliche Grundlagen und Folgen

Art. 16a Abs. 1 GG / § 2 Abs. 1 AsylG /

§ 25 Abs. 1 bis 3 AufenthG / § 26 AufenthG

- Aufenthaltserlaubnis für drei Jahre,
- Niederlassungserlaubnis bei Vorliegen der entsprechenden Voraussetzungen (Sicherung Lebensunterhalt, Deutschkenntnisse) nach fünf bzw. drei Jahren,
- unbeschränkter Arbeitsmarktzugang – Gestattung Erwerbstätigkeit,
- Anspruch auf privilegierten Familiennachzug

(vgl. BAMF 2023: 22)

• Flüchtlingsschutz (§ 3 AsylG)

Menschen, die ihr Land „aus Furcht vor Verfolgung“ verlassen mussten, können in Deutschland Schutz nach der Genfer Flüchtlingskonvention erhalten. Anders als beim Asyl gilt hier: Auch nichtstaatliche Verfolgung gilt als Fluchtgrund. Beispiel: Bedrohung durch die Terrormiliz IS in Syrien. Die Mehrheit der Menschen, deren Asylantrag erfolgreich ist, erhält diesen Status als anerkannter Flüchtling. 2017 waren es rund 45,6 Prozent, das heißt: rund 120.000 Personen.

(vgl. Mediendienst Integration 2018: 5, BAMF 2023: 23)

Rechtliche Grundlagen und Folgen

§ 3 Abs. 1 AsylG / § 25 Abs. 1 bis 3 AufenthG / § 26 AufenthG

- Aufenthaltserlaubnis für drei Jahre,
- Niederlassungserlaubnis bei Vorliegen der entsprechenden Voraussetzungen nach fünf bzw. drei Jahren,
- unbeschränkter Arbeitsmarktzugang – Gestattung Erwerbstätigkeit,
- Anspruch auf privilegierten Familiennachzug.

(vgl. BAMF 2023: 23)

• Subsidiärer Schutz (§ 4 Abs. 1 AsylG)

Subsidiärer (behelfsmäßiger) Schutz ist der dritte Schutzstatus, den Asylbewerber*innen in Deutschland bekommen können. Dafür müssen sie nachweisen, dass ihnen im Herkunftsland ernsthafter Schaden droht, beispielsweise wegen eines Bürgerkriegs, auch wenn bei ihnen keine Fluchtgründe für Asyl oder Flüchtlingsschutz vorliegen. Für subsidiär Schutzberechtigte wurde der Familiennachzug bis Juli 2018 ausgesetzt. Der Anteil des subsidiären Schutzes an allen positiven Asylentscheidungen betrug 2017 rund 37 Prozent (rund 98.000 Entscheidungen).

(vgl. Mediendienst Integration 2018: 5, BAMF 2023: 24)

Rechtliche Grundlagen und Folgen

§ 4 Abs. 1 AsylG

- Aufenthaltserlaubnis für ein Jahr,
- bei Verlängerung: zwei weitere Jahre,
- Niederlassungserlaubnis nach fünf Jahren (die Asylverfahrensdauer wird eingerechnet) möglich, wenn weitere Voraussetzungen, wie etwa die Sicherung des Lebensunterhalts sowie ausreichende Deutschkenntnisse, erfüllt sind,
- unbeschränkter Arbeitsmarktzugang – Erwerbstätigkeit gestattet,
- kein Anspruch auf privilegierten Familiennachzug.

(vgl. BAMF 2023: 24))

• Nationales Abschiebungsverbot (V u. VII AufenthG)

Wenn ein Asylbewerber oder eine Asylbewerberin keine der beschriebenen Schutzformen erhalten kann, prüft das zuständige Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) ein Abschiebungsverbot. Wenn jemand krank ist und sich der Gesundheitszustand durch eine Abschiebung weiter verschlechtern könnte (etwa wegen fehlender medizinischer Behandlung im Herkunftsland), kann diese Schutzart greifen. Auch humanitäre oder politische Gründe können für ein Abschiebungsverbot sprechen. 15,1 Prozent aller positiven Entscheidungen im Jahr 2017 waren Abschiebungsverbote (rund 40.000 Entscheidungen).

(vgl. Mediendienst Integration 2018: 6, BAMF 2023: 25)

Rechtliche Grundlagen und Folgen

§ 60 Abs. 5 AufenthG / § 60 Abs. 7 AufenthG

- Aufenthaltserlaubnis für mindestens ein Jahr
- wiederholte Verlängerung möglich
- Niederlassungserlaubnis nach fünf Jahren (die Asylverfahrensdauer wird eingerechnet) möglich, wenn weitere Voraussetzungen, wie etwa die Sicherung des Lebensunterhalts sowie ausreichende Deutschkenntnisse, erfüllt sind
- Aufenthaltserlaubnis berechtigt zur Aufnahme einer Erwerbstätigkeit.

(vgl. BAMF 2023: 25)

Die ehemalige Berliner Senatorin für Integration, Arbeit und Soziales Elke Breitenbach informierte in einem Interview mit dem TAGESSPIEGEL (vgl. Beikler 2020) darüber, dass im November dieses Jahres noch etwa 18.800 Geflüchtete in Gemeinschaftsunterkünften lebten. Etwa die Hälfte von ihnen hatte bereits ein abgeschlossenes Asylverfahren und hätte in einer privaten Wohnung leben können. Doch blieben sie weiter in den Unterkünften, weil angespannte Wohnungsmärkte und die Abnahme preisgünstiger Segmente zu Engpässen geführt hatten und die Anmietung von erschwinglichem Wohnraum mehr als erschwert gewesen sei.

Ausbildung, Erwerbsarbeit, Sprachkurse – zentrale Teilhabefelder und Gendergap

Das Ankommen der erwerbsfähigen Befragten auf dem Arbeitsmarkt wird in fachlichen und wissenschaftlichen Beiträgen als relativ erfolgreich bewertet. Im Februar 2020 stellte das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit (IAB) auf Basis der dritten Welle der IAB-BAMF-SOEP-Befragung von Geflüchteten für 2018 fest (Brücker et al. 2020):

- dass 60 Prozent der (erwerbsfähigen) Befragten im zweiten Halbjahr 2018 einer Erwerbstätigkeit nachgingen, eine Bildungseinrichtung besuchten oder an Integrationsmaßnahmen sowie arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen teilnahmen. Der größte Teil der verbliebenen 40 Prozent war aktiv auf Stellensuche, in Elternzeit oder Mutterschutz (vgl. ebd.: 1),
- dass etwas mehr als die Hälfte (52 Prozent) der erwerbstätigen Befragten als Fachkraft oder in Tätigkeiten mit höherem Anforderungsniveau (2 Prozent als Spezialist*innen, 3 Prozent als Expert*innen) tätig ist, 44 Prozent als Helfer*innen (vgl. ebd.: 9),
- dass bei der Erwerbstätigkeit zwischen Männern und Frauen ein erhebliches Gefälle besteht. Fünf Jahre nach Zuzug waren 57 Prozent der Männer und 29 Prozent der Frauen erwerbstätig (vgl. ebd.: 8),
- dass 88 Prozent der Männer und 77 Prozent der Frauen im zweiten Halbjahr 2018 an einem Sprachprogramm teilgenommen haben; 71 Prozent der Männer, aber nur 52 Prozent der Frauen haben es zu diesem Zeitpunkt auch abgeschlossen (vgl. ebd.: 3).

Hohe psychische Gesundheitsrisiken– Zugang zum Gesundheitssystem

Der Zugang zu den Systemen der Gesundheitsversorgung ist für Geflüchtete maßgeblich durch rechtliche Vorgaben sowie durch strukturelle, verwaltungsmäßige und sprach-

Infobox 3

DIE IAB-BAMF-SOEP-BEFragung VON GEFLÜCHTETEN IN DEUTSCHLAND

„Die IAB-BAMF-SOEP Befragung von Geflüchteten ist eine repräsentative Längsschnittbefragung, die gemeinsam vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), dem Sozio-ökonomischen Panel (SOEP) am DIW Berlin und dem Forschungszentrum des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF-FZ) durchgeführt wird.

Die erste Welle wurde 2016 erhoben und enthält 4.816 erwachsene Geflüchtete, die seit 2013 in Deutschland angekommen sind. Durch eine Aufstockung der Befragung um 2252 Personen im Jahr 2017 werden auch Schutzsuchende, die bis zum 31.12.2016 zugezogen und bis zum 1.1.2017 registriert waren, berücksichtigt. Im Jahr 2019 wurden 3906 Personen befragt.

Die IAB-BAMF-SOEP Befragung von Geflüchteten bietet eine Datenbasis, mit der neue Erkenntnisse über die Lebenssituation der Menschen, die in den vergangenen Jahren in Deutschland Schutz gesucht haben, gewonnen werden können.“ (IAB 2019).

„Hinsichtlich des jeweils aktuellen Status‘ berücksichtigt die Studie erstens Personen, die sich noch im Asylverfahren befinden (Asylbewerberinnen und -bewerber), zweitens solche, denen bereits ein Schutzstatus zuerkannt wurde – insbesondere Asylberechtigte nach § 16a des Grundgesetzes und Flüchtlinge nach der Genfer Flüchtlingskonvention sowie subsidiär Geschützte – aber auch drittens Personen, deren Asylantrag abgelehnt wurde, deren Ausreise bzw. Abschiebung jedoch aus unterschiedlichen Gründen ausgesetzt wurde und die daher überwiegend eine Duldung erhalten haben.“ (Kroh et al. 2016: 2)

lich-kulturelle Barrieren gekennzeichnet. Unmittelbar nach ihrer Ankunft ist ihre Teilhabe nach §§ 4 und 6 des Asylbewerberleistungsgesetzes stark eingeschränkt, erst nach 15-monatigem Aufenthalt in Deutschland stehen ihnen die regulären Leistungen der gesetzlichen Krankenversicherung vollumfänglich zur Verfügung. Die Zugangsmöglichkeiten können sich je nach Bundesland und Kommune unterscheiden (Krankenschein mit begrenzter Gültigkeit über Sozialamt oder elektronische Gesundheitskarte).

Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung e.V. (DIW Berlin) hat die Ergebnisse zum Thema *Gesundheit* im

DIW Wochenbericht 5/2020 auf Grundlage der IAB-BAMF-SOEP-Befragung von 2018 zusammengefasst und folgende Aspekte betont:

- Der *körperliche* Gesundheitszustand der seit 2013 nach Deutschland geflüchteten Menschen ist im Vergleich zur Gesamtbevölkerung überdurchschnittlich gut. Dies verdankt sich im Wesentlichen der Tatsache, dass Geflüchtete im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen deutlich jünger sind (vgl. DIW 2020: 63).
- Dagegen war das *psychische* Wohlbefinden der Befragten im Vergleich zur Gesamtbevölkerung unterdurchschnittlich; die psychischen Gesundheitsrisiken stiegen mit höherem Alter an. Dafür wurden in erster Linie traumatische Erfahrungen während der Flucht oder eines Krieges genannt. Die Trennung von Familienmitgliedern, ungewisse Zukunftsaussichten, der eingeschränkte Zugang zum Gesundheitssystem oder die Lebensverhältnisse in Gemeinschaftsunterkünften trugen ebenfalls dazu bei (vgl. ebd.: 72).

2.3 Forschung und Wissenstransfer im Themenfeld – Gründe für den Perspektivwechsel

Mit zunehmender Fluchtmigration wuchs das Interesse an wissenschaftlicher Expertise in Politik und Verwaltung, Praxis und Öffentlichkeit – die deutsche Flucht- und Flüchtlingsforschung erweiterte und differenzierte sich erheblich. Auch transdisziplinäre Formen von Wissensgenerierung und Praxisveränderung (Reallabore) sowie künstlerisch-performative Ansätze wie das *Projekt Welcome City* in Hamburg (vgl. Hildebrandt 2016) nahmen sich des Themas *Ankommen nach der Flucht* an.

Erweiterte Forschungslandschaft und Forschungslücken

In Deutschland wurden neue Forschungseinrichtungen und Netzwerke gegründet, Datengrundlagen erweitert und

gebündelt, Plattformen für Dialog und Austausch initiiert sowie empirische Untersuchungen durchgeführt. Für eine nachhaltige Etablierung des Forschungsfelds kam es zu *Institutionalisierungen* durch öffentliche Förderung.³ Mit unterschiedlichen Schwerpunkten widmeten sich neue wie etablierte Forschungseinrichtungen und Einzelpersonen der Dokumentation und Bündelung von Ergebnissen sowie der Vernetzung und dem Austausch von Instituten und Personen und führten Forschungsprojekte durch.⁴ Ländliche Räume wurden neu ins Blickfeld gerückt.⁵

In integrationspolitischer und praxisorientierter Perspektive wurden von Stiftungen Akzente gesetzt. So betonte Dieter Filsinger in einer von ihm verfassten Broschüre der Friedrich-Ebert-Stiftung: „Der Forschungsstand zu den Lebenslagen von Flüchtlingen ist insgesamt noch sehr bescheiden“ (Filsinger 2017: 11). Die Bertelsmann Stiftung initiierte bis Juni 2016 über 30 Projektinitiativen in fünf Themenbereichen (vgl. 2016). Und der SVR-Forschungsbereich führte mit der Robert Bosch Stiftung eine empirische Studie zur Frage durch: „Wie gelingt Integration? Asylsuchende über ihre Lebenslagen und Teilhabeperspektiven in Deutschland“, in welcher der Sicht Geflüchteter Beachtung geschenkt wurde:

„Um effektive Integrationsangebote zu entwickeln, ist [...] belastbares Wissen über die Lebenslagen von Flüchtlingen in Deutschland wichtig. [...] Befunde erster Studien ergeben zwar mittlerweile ein genaueres Bild; allzu häufig fehlt aber in öffentlichen Debatten über Integration und Teilhabe noch die Sicht der Flüchtlinge selbst. Diese Perspektive ist jedoch zentral, um Maßnahmen und Regelungen passgenau zuschneiden zu können“ (SVR-Forschungsbereich 2017: 7).

Wissenstransfer in lokale Politik und kommunale Praxis

Der Wissenstransfer zum Thema gewann deutschlandweit und in unseren Kommunikationszusammenhängen

3 Das 2014 gegründete Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM) der Humboldt-Universität zu Berlin, das 2017 gegründete Deutsche Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM) in Berlin sowie das 2017 gegründete Interdisziplinäre Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (InZentIM) der Universität Duisburg-Essen sind dafür Beispiele.

4 Der 12. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration von 2019 bilanzierte zu diesem Zeitpunkt bereits 646 Forschungsprojekte im Bereich Flucht und Asyl an universitären und außeruniversitären Einrichtungen (vgl. Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration 2019: 42). Eines der zentralen Projekte war das Verbundprojekt *Flucht: Forschung und Transfer (FFT)*. Es wurde vom Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück in Kooperation mit dem Bonn International Center for Conversion (BICC) zwischen 2016 bis 2019 durchgeführt und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) finanziell gefördert.

5 Das Thünen-Institut für Ländliche Räume (vgl. 2018; Weidinger & Kordel 2020) führte in Kooperation mit der Technischen Universität Chemnitz, der Universität Hildesheim sowie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg das Projekt *Zukunft für Geflüchtete in ländlichen Regionen Deutschlands* durch. Und das Forschungszentrum des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge legte 2020 die Studie „Integration von Geflüchteten in ländlichen Räumen“ (BAMF 2020) vor.

an Bedeutung. Verbände wie der vhw und Institute wie das Deutsche Institut für Urbanistik gGmbH (Difu, Berlin) und das Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung gGmbH (ILS, Dortmund, Aachen), die an der Schnittstelle von Forschung und kommunaler Praxis tätig sind, intensivierte ihre Aktivitäten für Politikberatung und Fortbildung.

Der vhw, der sich seit Jahren den Themen Migration und Integration sowie den Migrantenmilieus (2018) widmet, positionierte sich bereits 2015 mit der Losung *Geflüchtete vor Ort – mehr wissen, mehr wagen, mehr Dialog!* (vgl. vhw 2015). Mit Unterstützung des Deutschen Städtetags und des Deutschen Städte- und Gemeindebunds führte er eine bundesweite Online-Befragung zur Situation, den Herausforderungen und Perspektiven der Flüchtlingsaufnahme durch (vgl. vhw 2016a). Auch wurden Themen wie *Wohnsitzauflage und Zuzugssperre* (vgl. vhw 2016b) sowie *Fluchttort Kommune* (vgl. vhw 2016c) ins Blickfeld gerückt. Ein von vhw und Difu durchgeführtes Kooperationsprojekt beschäftigte sich mit dem Thema *Geflüchtete in der Sozialen Stadt* (vgl. vhw & Difu 2017). Mit Bezug auf das Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL wurden "Basics partizipativer Forschung" besprochen (vgl. vhw 2019) und *pandemiebedingte Einschränkungen für Menschen mit Fluchtgeschichte dargestellt* (vgl. vhw 2020). Darüber hinaus werden Diskurse um die postmigrantische Gesellschaft kontinuierlich vertieft (vgl. vhw 2022) und Begriffe wie *Integration* und *Vielfalt* wissenschaftlicher Reflexionen unterzogen (vgl. vhw 2021).

Perspektive wechseln – Auf der Suche nach einer subjektzentrierten und praxisnahen Forschungsstrategie

Die Idee für das Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL war nicht darauf gerichtet, Forschungslücken mittels einer weiteren datenintensiven Untersuchung zu schließen. Vielmehr sollten geflüchtete Menschen mit ihren Erfahrungen und Interessen vom Rand ins Zentrum gerückt, ihre Sichtweisen privilegiert werden.

Anschlusspunkte an Migrations- und Flüchtlingsdiskurse

Nicht gefolgt sind wir kritischen Einwänden, wonach es problematisch sei, *separat* mit geflüchteten Menschen in Praxis- oder Forschungsprojekten zu arbeiten, da dadurch die Dualität von *Wir* und den *Anderen*, von *aufnehmender Gesellschaft* und *Neuankommenden* einmal mehr untermauert würde. Wir wissen darum, dass sozialwissenschaftliche Forschung oft unnötig so designt wird und dass sich gesellschaftliche Vielfalt darin nicht ausdrückt. Auch

teilen wir die vom Labor Migration des Berliner Instituts für Europäische Ethnologie erarbeitete Formel, dass unter postmigrantischen Vorzeichen die Migrationsforschung „entmigrantisiert“ (Römhild 2014: 39) und die Forschung über Gesellschaft und Kultur „migrantisiert“ (ebd.) werden muss. Gleichwohl werden in der sozialwissenschaftlichen Forschung auch Räume benötigt, in denen Erfahrungen zum Ankommen nach der Flucht mit davon betroffenen lebensweltlichen Expert*innen systematisch reflektiert und ausgetauscht werden können. Solche Räume wollten wir schaffen.

Privilegierung der Innenperspektiven

Ausgangspunkt für die Suche nach einer adäquaten Forschungsstrategie waren die Vor-Ort-Erfahrungen der Verbundforscherinnen sowie Diskussionen im vhw-Kontext. Daraus entwickelte sich 2018 die Idee für das Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL. Der Wechsel von Perspektiven sollte sich nicht darauf richten, die Sichtweisen von Geflüchteten in der Forschung zu übernehmen und ihnen *stellvertretend* eine Stimme zu geben. Vielmehr sollte ein gemeinsamer Diskursraum entstehen.

Folgende zwei Zitate umschreiben dies aus unterschiedlichen Positionen:

Ein Co-Forscher betont für wissenschaftliches Erklären und Verstehen das *kommunikative* Sich-Einlassen auf die Lebenswelten und Sichtweisen geflüchteter Menschen:

„Wie denken die Geflüchteten? Was wollen sie? Was für ein Leben hatten und haben sie? Das muss man wissen als Forscher. Ich muss sie kennenlernen.“

Marc Hill und Erol Yildiz (2021: 242 f.) argumentieren mit der Notwendigkeit für eine neuen Lesart in wissenschaftlichen und öffentlichen Diskursen:

„Die Erfahrungen und Sichtweisen geflüchteter Menschen zum Ausgangspunkt zu machen, bedeutet, sie als aktiv handelnde Subjekte, als ExpertInnen ihrer eigenen Lebenspraxis zu betrachten, die sich mit den objektiven gesellschaftlichen Bedingungen auseinandersetzen und darin ihre eigenen subjektiven Lebensentwürfe und Handlungsräume schaffen. Ein solches Gegenlesen bedeutet, den hegemonialen Asyldiskurs aus dem Blickwinkel und Erfahrungshintergrund von Geflüchteten neu zu denken. Dabei wird nicht nur die hegemoniale Normalität dekonstruiert, sondern es werden auch Perspektiven auf marginalisierte, bisher nicht erzählte Geschichten und alltägliche Erlebnisse eröffnet (vgl. Hess 2015, 49 ff.)“ (ebd.: 242 f.)

3 Grundpositionen partizipativen Forschens und deren Bedeutung im Forschungsprojekt

Die Strategie partizipativen Forschens schien uns bestens geeignet, um die soziale Teilhabe geflüchteter Menschen zu stärken und mit ihnen Partnerschaften zur Erkenntnisgewinnung einzugehen. Der zentrale Anspruch partizipativen Forschens nämlich ist darauf gerichtet, „[n]icht Forschung *über* Menschen und auch nicht *für* Menschen, sondern Forschung *mit* Menschen“ (Bergold & Thomas 2010: 333, Hervorh. im Original) durchzuführen, um partnerschaftlich „soziale Wirklichkeit zu verstehen und zu verändern“ (von Unger 2014a: 1).

Demnach sollen Menschen, die traditionell als *passive* Objekte der Forschung angesehen werden, ihr alltägliches Erfahrungswissen in die Forschung einbringen, die Prozesse in allen Phasen partnerschaftlich mitgestalten sowie an der Verbesserung ihrer lebensweltlichen Kontextbedingungen mitwirken. Erkenntnisgewinn und praktisches Handeln stehen in einem engen Zusammenhang.

Von den historischen Wurzeln partizipativen Forschens ...

Partizipatives Forschen knüpft an die Aktionsforschung (action research) an, die in den 1940er Jahren von Kurt Lewin in den USA entwickelt und erprobt wurde. In seinen Projekten arbeiteten Wissenschaftler*innen, Betroffene und Praktiker*innen auf Grundlage seiner Feldtheorie (vgl. Lewin 2012; Bogner 2017) in mehreren Zyklen von Aktion und Reflexion im Feld zusammen und untersuchten soziale Probleme und Fragestellungen, um „sozialwissenschaftliche Forschung für sozialemanzipatorische und demokratiefördernde Zwecke nutzbar zu machen“ (von Unger 2014a: 13).

Im deutschsprachigen Raum gewann die Aktionsforschung (auch Handlungs- oder Tatforschung genannt) erst

mit den gesellschafts- und wissenschaftskritischen Strömungen der 1970er Jahre als „kritische Theorie der Sozialwissenschaften“ mehr Beachtung (vgl. Moser 1978). Sie bot jenen Positionen Unterstützung, die an Universitäten auf mehr Handlungsnahe und Praxisorientierung setzten, die Objektivität und Neutralität der Sozialwissenschaften anzweifeln, gegen soziale Benachteiligung und Unterdrückung eintraten und grundlegende gesellschaftliche Veränderung der Gesellschaft voranbringen wollten. Vor allem in der Auseinandersetzung zwischen Kritischem Rationalismus (Popper, Albert) und Kritischer Theorie (Adorno, Habermas), dem so genannten Positivismusstreit, positionierte sich Aktionsforschung als kritischer und praxisverändernder Forschungsansatz:

„Als Reaktion auf das Praxis-Defizit der Kritischen Theorie konstituierte sich die Aktionsforschung mit dem Anspruch, Praxisrelevanz und kritische Intentionen zu verbinden sowie empirische Forschung als eingreifende Praxis zu entwerfen“ (Heinze 2001: 79).

In den 1980er und 1990er Jahren verlor die Aktions- und Handlungsforschung in Deutschland an Bedeutung (vgl. von Unger 2014 a: 13 ff.; von Unger et al. 2007: 17 f.; Bergold & Flick 1987: 10 f.) und wurde seit Mitte der 1990er Jahre unter dem von Heinz Moser eingeführten Begriff „Praxisforschung“ modifiziert weitergeführt (vgl. Moser 1978, 1995; von Unger et al. 2007; Cendon 2015). Seit den 2010er Jahren hat sich *partizipative Forschung* als Begriff und Forschungsstil vor allem in der Gesundheits- und Bildungsforschung sowie der Sozialen Arbeit etabliert. Auch in der Soziologie und Psychologie oder im Gender-Kontext kommt sie in vielfältigen Varianten zur Anwendung. Hella von Unger (2022: 306) resümiert: „[I]m deutschsprachigen Raum erlebt die partizipative Forschung in den letzten Jahren eine wahre Renaissance“.

... zur partizipativen Forschung im Themenfeld

Auch in der deutschen Flucht- und Flüchtlingsforschung scheint das partizipative Forschen *mit* Geflüchteten „zunehmend Gehör zu finden“ (Schmitt 2020: 3) und ist doch weitgehend ein neues Wagnis (vgl. Aden et al. 2019). Relativ früh wurde an der Schnittstelle von Flucht und Behinderung partizipativ geforscht (vgl. Otten 2018; Behrensen & Westphal 2019; Abay & Engin 2019) und 2019 im Fluchtforschungsblog des Netzwerks Fluchtforschung eine Debatte über „Potentiale partizipativer Fluchtforschung“ angestoßen (vgl. Aden et al.). Von Caroline Schmitt (vgl. 2020) liegt ein Beitrag zum solidarischen Potenzial partizipativen Forschens in der (Flucht-)Migrationsforschung vor. Hella von Unger (vgl. 2018) hat mit ihrem soziologischen Lehrforschungsprojekt *Junge Geflüchtete, Bildung und Arbeitsmarkt* an der Ludwig-Maximilians-Universität München die ethische Reflexivität ins Blickfeld gerückt. Und Stefan Thomas (vgl. 2017, 2018 et al.) forschte an der Fachhochschule Potsdam partizipativ zu den Lebenssituationen und Perspektiven von unbegleiteten minderjährigen Jugendlichen. Gleichwohl sehen wir das Potenzial partizipativen Forschens an der Schnittstelle von Flucht und Teilhabe längst nicht ausgeschöpft.

3.1 Subjektgebundene und interessen-geleitete Wissensgenerierung, gleichberechtigte Sichtweisen

Aktionsforschung sowie partizipative und qualitative Forschungsansätze unterscheiden sich von hypothesenprüfenden Konzepten und quantitativen Untersuchungen ganz wesentlich durch ihre Subjektorientierung.

Von der Subjekt-Objekt-Polarität zur Subjekt-Subjekt-Beziehung

Im Konzept der Subjektorientierung blickt das *forschende Subjekt* nicht als neutrale Beobachtungsinstanz, sondern als gesellschaftlich geprägtes und interessengeleitetes Ich auf die materielle oder immaterielle Welt. Im Unterschied zur Naturwissenschaft liegt darin, so Heinz Moser, ein spezielles Problem der Sozialwissenschaften:

„Denn der Forscher ist hier in eine Doppelstellung versetzt, gleichzeitig jene Lebenspraxis zu seinem Objekt zu machen, der er als aktiv Handelnder selbst zugehört“ (Moser 1978: 79).

Mag das erkenntnistheoretische Verständnis vom Subjekt-Objekt-Verhältnis in den Sozialwissenschaften auch umstritten sein – für partizipatives Forschen ist der Umgang

mit dem Subjektbegriff zentral und folgenreich. Demnach geschieht das Denken und Handeln des forschenden Subjekts aus seiner gesellschaftlichen Position und seinen lebensweltlichen Umständen heraus, die von Milieu- und Statuszugehörigkeit, von Lebenserfahrungen, Karriere Wünschen, den Vorstellungen der Auftraggeber*innen etc. geprägt sind. Soziale Wirklichkeit wird, so ein daraus folgender Befund, durch Kontexte und Interaktionen des forschenden Subjekts *konstruiert* – die Ergebnisse können für sich keine allgemein gültige Wahrheit beanspruchen. Forschen mehrere Subjekte gemeinsam, so werden die Gegenstände einer Untersuchung nicht nur unterschiedlich wahrgenommen; mit ihnen sind auch verschiedene Vorstellungen und (Vor-)Erfahrungen verbunden. Die Beteiligten werden „darüber kommunizieren müssen und nicht die eigene Gegenstandsauffassung absolut setzen dürfen“ (Bergold 2017: 2). Monologische Objektivitätsvorstellungen werden von dialogischen Prinzipien abgelöst, die *Intersubjektivität* von Erkenntnissen durch eine weitgehende Übereinstimmung zwischen den Forscher*innen angestrebt.

In Verbindung von wissenschaftlicher Forschung mit Kommunikation und Partizipation verschiebt sich die traditionelle Subjekt-Objekt-Beziehung – es handelt sich „um eine Beziehung von Subjekt zu Subjekt und nicht mehr von Subjekt zu Objekt“ (Moser 1978: 168). Mehr noch: Die traditionell Beforschten sollen sich nicht nur als Erkenntnissubjekte, sondern auch „als handelnde Subjekte an möglichst allen Phasen des Forschungsprozesses aktiv beteiligen können“ (Abd-Al-Majeed 2021: 74).

Gleichberechtigte Erkenntnissubjekte

Partizipatives Forschen folgt dem Anspruch, dass sich wissenschaftliche und lebensweltliche Erkenntnisinteressen und deren Protagonist*innen gleichberechtigt gegenüberstehen. Es gibt „kein privilegiertes Erkenntnissubjekt mehr, sondern alle Beteiligten gewinnen im Forschungsprozess Erkenntnisse. Es gibt zwar in diesem Prozess wissenschaftliche Experten, die über methodisches Wissen verfügen, ihnen stehen aber Experten der Lebenswelt gegenüber“ (Bergold 2013: 1).

Die Expert*innen der Lebenswelt werden nicht befragt und beforscht und nehmen mit ihrem Erfahrungswissen keine passive Rolle ein. Vielmehr wirken sie aktiv mit: bei Entscheidungen zu Forschungsthemen und -fragen, beim Einsatz von Methoden und der Bewertung von Ergebnissen. Im Idealfall werden sie zu handelnden Akteuren. Weil Forschungsprozesse als interaktive und kommunikative Prozesse angelegt sind, wirken sie „der Tendenz entgegen, Expertenwissen absolut zu setzen und nicht mehr zu hin-

terfragen“ (Bergold 2013: 6). Das Erkenntnisinteresse wird an mehrdimensionalen Problemdeutungen ausgerichtet, unterschiedliche Sichtweisen werden zusammengeführt:

„Partizipative Forschung als sozialwissenschaftlicher Ansatz begreift Forschung als einen Prozess, bei dem verschiedene Akteur*innen auf Augenhöhe miteinander forschen. Forschung und Wissensgenerierung wird dabei nicht als Privileg von Wissenschaftler*innen, sondern als eine Koproduktion aller beteiligten Forschenden angesehen, die verschiedene Wissens- und Erfahrungsbestände einbringen und zusammenführen. Vor allem die Menschen, deren Leben und Arbeiten unmittelbar von Inhalten und Ergebnissen der Forschung betroffen sind, sollen Einfluss auf den Forschungsprozess nehmen“ (Hartung et al. 2020: 2).

Im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL galt der Anspruch eines gleichberechtigten Miteinanders zwar auch für die Fachkräfte aus der Praxis, den Vereinen und Verwaltungen. Doch sollten partizipative Wissensgenerierung und Handlungsimpulse vor allem im Verhältnis der beruflich Forschenden und der Menschen mit Flucht- und Ankommenserfahrungen wirksam werden – deren Innensichten galt es zum Ausgangspunkt zu nehmen und zu privilegieren.

3.2 Verstehen und Verändern von sozialer Wirklichkeit

Verstehen und Verändern sind verschiedene Formen der Auseinandersetzung mit sozialer Wirklichkeit. Im Unterschied zum *alltäglichen* Verstehen, so Ronald Hitzler (1993: 223 ff.) geht *sozialwissenschaftliches* Verstehen darüber hinaus und ordnet es interpretierend in einen Sinnzusammenhang ein:

„*Verstehen* wollen wir dabei jenen Vorgang nennen, der einer Erfahrung Sinn verleiht. *Fremdverstehen* wollen wir jenen Vorgang nennen, der einer Erfahrung *den* Sinn verleiht, daß sie sich auf ein Ereignis in der Welt bezieht, dem *alter ego* bereits einen Sinn verliehen hat“ (ebd.: 223 f.).

Um andere Menschen in wissenschaftlichen Erkenntnisprozessen und Handlungszusammenhängen verstehen zu können, muss der Sinn ihrer Äußerungen rekonstruiert werden. Dies kann nur annäherungsweise gelingen und

bedarf einer großen Offenheit und einer Verstehenssicherung. In der partizipativen Forschung hat dies einen hohen Stellenwert. Verstehen und Reflexion stehen in einem engen Zusammenhang – sowohl hinsichtlich Erkenntnisgewinn wie Veränderungspraxis. Da *soziale Wirklichkeit* mit gesellschaftlicher Ungleichheit, Benachteiligung und einem „beschädigten Leben“ (Adorno 1969) einhergeht, folgt partizipative Forschung einer aufklärenden und parteilichen Haltung zugunsten derjenigen, die davon betroffen sind:

„Der Erkenntnisgewinn wird unmittelbar mit der Entwicklung und Erprobung neuer Handlungsmöglichkeiten verknüpft, um die Arbeitsweisen oder Lebensumstände der Beteiligten zu verbessern“ (Wright 2021: 141).

Veränderungen werden auf allen Ebenen angestrebt und sollen über den zeitlichen sowie räumlich-funktionalen Zusammenhang eines Forschungsprojekts hinausreichen:

„Auf der Mikro-Ebene sieht partizipative Forschung vor, dass die beteiligten Personen ihr Wissen und ihre Kompetenzen einbringen und weiterentwickeln. Auf der Meso-Ebene wird beispielsweise die Verbesserung von organisatorischen Abläufen, Dienstleistungen und institutionellen Prozessen angestrebt, sowie die Stärkung von Gemeinschaften durch *Capacity-Building*⁶, auf der Makro-Ebene ist die Verbesserung von gesellschaftlichen Teilhabechancen und die Förderung von Demokratisierungsprozessen vorgesehen“ (von Unger 2014a: 47).

Im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL hatten wir zwar diese drei Ebenen im Blick, doch standen Veränderungen auf der Mikroebene für die beteiligten Forschungssubjekte und deren Lebenswelten im Vordergrund. Sie konnten für die Durchführung von Interviews methodische Kompetenzen erwerben sowie in Gruppendiskussionen und informellen Gesprächen ihre sprachlichen Kenntnisse erweitern. Anlassbezogen lernten sie Aufgaben von Bürgermeister*innen, Parteien oder Medien kennen und kamen mit Vertreter*innen des öffentlichen Lebens ins Gespräch. Organisatorische Zusammenhänge und Strukturen wurden erfahrbar und ließen sich mit Handlungswissen in Verbindung bringen. Abstrakte Begriffe wie Netzwerktreffen, Ehrenamt oder Förderprogramm konkretisierten sich in Learning-by-Doing-Prozessen und wurden als praktische Handlungsfelder erlebbar. For-

6 „*Capacity Building* wird häufig [...] mit Kompetenzentwicklung übersetzt. Dies ist allerdings nur eine von mehreren Bedeutungen des englischsprachigen Begriffs. Eine weitere Bedeutung bezieht sich (über-individuell) auf die Entwicklung von Strukturen, z.B. Kommunikations- und Organisationsformen in Gemeinschaften“ (von Unger 2014a: 47)

schungsräume waren Lernräume – für die lebensweltlichen Expert*innen wie für die Verbundforscher*innen.

3.3 Empowerment und Powersharing

Partizipative Forschungen sollen Empowermentprozesse (Selbst-Befähigung, Selbstbemächtigung) sein, denn, so Hella von Unger, „[e]rst durch Prozesse des Empowerment können Beteiligungschancen so genutzt werden, dass sie langfristig zu mehr gesellschaftlicher Teilhabe beitragen“ (von Unger 2014a: 45).

Empowerment – ein emanzipatorischer Anspruch der Forschungsstrategie?

Die historischen Wurzeln des Empowerment-Konzepts sind eng verbunden mit den politisch-emanzipatorischen Bewegungen in den USA und deren Kämpfen gegen Diskriminierung und für Gleichberechtigung in der Mitte des letzten Jahrhunderts (Bürgerrechtsbewegung der African Americans, Feministische Frauenbewegung, Independent-Living-Bewegung). Im deutschen Sprachraum führt die Spurensuche zurück zu den Neuen Sozialen Bewegungen und Selbsthilfe-Ansätzen und dem veränderten professionellen Hilfeverständnis in der Sozialen Arbeit. Dabei herrscht große Uneinigkeit hinsichtlich Anspruch und Zielen von Empowerment sowie deren machttheoretischen Implikationen (vgl. Glaser 2015: 36ff., Staub-Bernasconi 2018: 432). Übereinstimmend wird der Abschied von Bevormundung und Fürsorge angezeigt: nicht Defizite, sondern individuelle und kollektive Ressourcen und Kompetenzen, Handlungswissen und Veränderungsperspektiven werden ins Blickfeld gerückt:

„Das Empowerment-Konzept richtet den Blick auf die Selbstgestaltungskräfte der Adressaten sozialer Arbeit und auf die Ressourcen, die sie produktiv zur Veränderung von belastenden Lebensumständen einzusetzen vermögen. Empowerment ist so programmatisches Kürzel für eine helfende Praxis, deren Ziel es ist, die Menschen zur Entdeckung ihrer eigenen (vielfach verschütteten) Stärken zu ermutigen, ihre Fähigkeiten zu Selbstbestimmung und Selbstveränderung zu stärken und sie bei der Suche nach Lebensräumen und Lebenszukünften zu unterstützen, die einen Zugewinn von Autonomie, sozialer Teilhabe und eigenbestimmter Lebensregie versprechen“ (Herrieger 2002: 7).

Wie in der Sozialen Arbeit fehlt im Konzept partizipativen Forschens ein gemeinsames Verständnis davon, was Empowerment auszeichnet und wie es sich in den Forschungsprozessen einlösen lässt. Meist werden Veränderungs-

anspruch und Lernprozesse mit gesellschaftskritischen Haltungen in Verbindung gebracht, aber auch darüber hinaus „die Emanzipation der Forschungsteilnehmenden aus relational-vulnerablen Lebenslagen“ (Hilscher 2021: 131) gefordert. Die politisch-emanzipatorische Praxis von Empowerment aus der Zeit der US-Bürgerrechtsbewegung der 1960er und 70er Jahre dürfte allerdings der Vergangenheit angehören – auch wenn sie heute in einigen Bereichen noch eine Rolle spielen mag (vgl. Abushi & Asisi 2020: 219) und auf Repolitisierungstendenzen in den USA hingewiesen wird (vgl. Götsch et al. 2012).

Im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL wurde der Haltung gefolgt, dass beruflich Forschende ihre lebensweltlichen Untersuchungspartner*innen nicht empoweren können – *empowern* können Menschen nur sich selbst. Als bei einem unserer Online-Fachgespräche die Frage aufgeworfen wurde: „Empowerment: Wer trägt im Kontext partizipativen Forschens dafür die Verantwortung?“, wurde die Rolle von beruflich Forschenden so abgesteckt: Wir können einen *Rahmen* dafür schaffen, der ohne Belehrung oder gar Manipulation unserer Partner*innen auskommt. Auch können wir anstiften, begleiten, unterstützen, Mut machen – doch müssen wir dabei die ungleichen Machtbeziehungen und die Folgen unseres Handelns (selbst-)kritisch reflektieren. Ähnliche Haltungen gegen falsch verstandene Hilfe und entsprechende Fremdzuschreibungen haben wir auch bei den Co-Forscher*innen wahrgenommen: Statements wie „Wir sind nicht hilflos“ und „Wir sind nicht nur Flüchtlinge“ oder „Wir brauchen Hilfe, um *uns selbst* zu organisieren“ belegen dies.

Machtaspekte in der partizipativen Forschung

Machtbeziehungen lassen sich in partizipativen Forschungsprozessen nicht aufheben, aber zugunsten der Mitforschenden verschieben. Die forschungsprägenden Subjekt-Subjekt-Beziehungen zwischen beruflich und lebensweltlich Forschenden und die anvisierte Gleichberechtigung der Erkenntnisinteressen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass Machtpositionen immer erhalten bleiben. Mit Verweisen auf politische und institutionelle Machtformen (Asylgesetzgebung, Rolle des BAMF etc.) war die Machtfrage bei uns Verbundforscher*innen zunächst durchaus umstritten. Folgende Feldnotizen machen dies deutlich:

„Sehe mich bisher nicht in einer Machtposition, sehr viel mehr als Lernende. Der Begriff Macht sollte theoretisch deutlich geklärt und nachvollziehbar gemacht werden. Worauf bezieht er sich? Die Macht des BAMF ist etwas anderes als die Macht beim partizipativen Forschen! Wel-

Strukturelle Faktoren	Verhalten
– Hierarchische Position: Sanktionsmacht besitzen – Ressourcenmacht – Entscheidungskompetenzen – Prozessbeschreibung, Standards, Regeln – Zusammensetzung des Teams oder des Steering Committees – Budget und Verteilung des Budgets – Zeitrahmen – Informationsregeln und -mittel – Sitzordnung – Berichtswesen, Regeln des Projektcontrollings	– Macht durch die Sprache – fachliches Know-how, qualifikatorische Macht – Gruppendruck – Schuldgefühle, Packen bei der Ehre – autoritäres Verhalten – Zeitdruck – Informationen zurückhalten, mauern – hohe soziale Kompetenz, zum richtigen Zeitpunkt im Meeting richtig intervenieren können – jemanden hervorheben, lächerlich machen oder ausgrenzen – Macht durch Ausstrahlung – Gelassenheit

Tabelle 1: Überblick über personelle und strukturelle Aspekte von Macht in Projekten, Quelle: vgl. Lomnitz 2003

che Macht ist gemeint? Deutungsmacht von Ergebnissen? Gestaltungsmacht von Prozessen?“ (Verbundforscherin A) oder:

„Wir reden viel über Augenhöhe, weil wir sie mit den neu hier angekommenen Partner*innen nicht haben. Solange die materielle, rechtliche und soziale Ungleichheit besteht und ich über fast alles Alltägliche besser Bescheid weiß, solange empfinde ich ein Machtgefälle. Wie wirkt sich das aus in der partizipativen Forschung? Ein Mix aus Sensibilität, Mitgefühl und Zurückhaltung, d.h.. weniger direktiv; manchmal Ärger; manchmal Scham über unsere Regierung. Machtgefälle ist wichtiger Grund für Ermächtigungsprozesse; wir bräuchten kein Empowerment ansonsten“ (Verbundforscherin B).

Diese Forschungsnotizen regten zu theoretischen und forschungspraktischen Reflexionen über Macht an, die sich in wenigen Stichpunkten zusammenfassen lassen. Macht ist allgegenwärtig und kommt überall vor (vgl. Foucault 1983: 113), ob in Ökonomie und Politik, im Kontext von Sprache und Wissen oder in der Sexualität. Sie wirkt meist indirekt und ist unsichtbar, kann förderlich oder hinderlich sein. Neben der materiellen Macht (als ökonomische, kulturelle und physische Macht) beschreibt Pierre Bourdieu die *symbolische* Macht als ein Herrschaftsverhältnis, das von den Beherrschten anerkannt und nicht hinterfragt wird, als eine „sanfte, für ihre Opfer oft unmerkliche, unsichtbare Gewalt, die im Wesentlichen [sic] über die rein symbolischen Wege der Kommunikation und des Erkennens, oder genauer des Verkennens, des Anerkennens oder, äußerstenfalls, des Gefühls ausgeübt wird“ (Bourdieu 2005: 8).

Symbolische Gewalt kommt nicht nur in den Verhältnissen der Geschlechter, sondern auch in Institutionen zum Tragen, „die für gewöhnlich den Ruf genießen, zweck- oder besonders herrschaftsfreie Gebiete zu sein“ (Moebius & Wetterer 2011: 2): in den Kultur- und Bildungsbereichen, in Kirchen, Parlamenten, Wissenschaften und Medien. Erst recht wird häufig die partizipative Projektarbeit – und die Forschungsnotizen geben davon Zeugnis – als herrschaftsfreier Raum angesehen.

Auf strukturelle und subtile personelle Aspekte von Gewalt in jeglicher Projektarbeit weist Gero Lomnitz (vgl. 2003) hin – sie dienen uns als Reflexionshilfe (siehe Tabelle 1).

Macht und Ressourcen teilen: Powersharing

Mit dem Begriff *Powersharing* hat ein relativ junger Ansatz Einzug in die Macht-, Ungleichheits- und Diskriminierungsdiskurse gehalten. Während Empowerment auf die *Selbstwirksamkeit* in benachteiligten und benachteiligenden Kontexten ausgerichtet ist, ist Powersharing an *Positionen mit Ressourcenstärke* gebunden. Der Ansatz „richtet sich an all diejenigen, die strukturell privilegiert sind und ein politisches Interesse daran haben, diese Strukturen hin zu einer gerechteren Verteilung von Macht, Zugängen, Lebens- und Beteiligungschancen zu verschieben“ (Nassir-Shahinian 2020: 29).

Für Gabriele Rosenstreich, die 2004 den Begriff in Deutschland einführte, ist Powersharing eng mit einer solidarischen Haltung verbunden. Dabei bedarf es des aktiven Zuhörens, der Ressourcenteilung nach Prioritäten der je-

weiligen Gruppe und der Unterstützung von Aktivitäten und Zielen anderer:

„Diejenigen, die die Macht haben, die bereits über Ressourcen verfügen und sogar über den Zugang zu Ressourcen bestimmen können, brauchen kein Empowerment im Sinne dieses Konzeptes, und können auch andere nicht ‚empowern‘. Sie können sich ansatzweise entscheiden, nicht selber direkt zu diskriminieren sowie Unterdrückungsstrukturen nicht mitzutragen, sie können gegen Diskriminierung eintreten. Und sie können einen direkten, solidarischen Beitrag zu Empowerment leisten, aus der Position der relativ Privilegierten heraus, indem sie ihre Macht mit minorisierten Gruppen teilen“ (Rosenstreich 2020: 232).

Dieses Verständnis lässt sich für partizipative Forschungsprojekte fruchtbar machen. Während Empowerment die Co-Forscher*innen und Mitwirkenden in den Forschungsgruppen adressiert, richtet sich Powersharing als Pendant von Empowerment an beruflich oder akademisch Forschende. Powersharing ist „vor allem ein Appell, die eigene Macht anzuerkennen und sie ‚für Gutes‘ zu nutzen, indem sie mit anderen geteilt wird, die weniger Macht haben, so dass sich diese selbst empowern können, und zwar auf der Grundlage ihrer eigenen Selbstdefinition und ihrer selbstbestimmten Bedürfnisse und Prioritäten“ (ebd.: 233). Ressourcen können materieller oder immaterieller Art sein – Zeit, Raum, Geld und sogar Öffentlichkeit, Status oder Kompetenzen lassen sich teilen (vgl. ebd.). Auch eine Entlohnung der Co-Forscher*innen in partizipativen Projekten wäre damit auf die Tagesordnung gesetzt.

3.4 Wissenschaftliche Reflexivität und (Selbst-)Reflexion

Aufgrund von Subjektgebundenheit und Interessengeleitetheit sowie der darin eingebundenen Konfliktmöglichkeiten wird der *wissenschaftlichen Reflexivität und Selbstreflexion* große Bedeutung beigemessen. Sabine Flick und Katharina Hoppe (2021: 19) bezeichnen Reflexivität sogar als „[w]ichtigstes Gütekriterium“ partizipativen Forschens.

Wissenschaftliche Reflexivität

Gleichwohl sollte wissenschaftliche Reflexivität ein grundsätzliches Merkmal der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung sein. Dies unterstreicht Pierre Bourdieu, der die *wissenschaftliche Reflexivität* von der *narzisstischen Reflexivität* unterscheidet. Während die narzisstische Reflexion um ihrer selbst, gewissermaßen als Selbstzweck

um die Person der Wissenschaftler*innen kreist, geht es bei *wissenschaftlicher Reflexivität* um eine Leistung der Forschenden, die Bourdieu (1993: 366) als „Objektivierung des objektivierenden Subjekts“ bezeichnet. Da wissenschaftliches Wissen an die Arbeitsbedingungen der Institution Wissenschaft gebunden ist, an ihre Traditionen und Überzeugungen und diese „vorstrukturiert, was und wie etwas gesagt wird“ (Resch 2014: 77), müssen auch Einflüsse der institutionellen Bedingungen auf wissenschaftliche Konstruktionen bedacht und offengelegt werden, um ein Höchstmaß an Objektivität erreichen zu können.

Selbstreflexion in partizipativen Prozessen

In partizipativen Forschungsprozessen sind Reflexivität und Selbstreflexion „im Kern des Ansatzes angelegt“ (von Unger 2014a: 87). Sie unterscheiden sich von Reflexionen nichtpartizipativer qualitativer Ansätze in den Themen, betreffen unterschiedliche Ebenen und werden aus dem besonderen Anspruch des Forschungsstils abgeleitet. Insbesondere macht die partnerschaftliche Zusammenarbeit mit den Akteuren, so Hella von Unger, ein hohes Maß an Selbstreflexion der eigenen Rolle und der Machtbeziehungen in der Zusammenarbeit erforderlich (vgl. ebd.). Auch Petra Wihofszky et al. (2020: 66 ff.) unterstreichen diese *kritische* Reflexivität für partizipatives Forschen: sie deckt Machtstrukturen auf und „nimmt soziale Benachteiligung nicht als Merkmal einer Person oder einer Gruppe, sondern als Ausprägung einer gesellschaftlichen Dynamik wahr, zu der Forschende, die in diesen Strukturen arbeiten, (unbewusst) beitragen und die sich in Forschungsgemeinschaften reproduzieren kann“ (ebd.: 68).

Jarg Bergold und Stefan Thomas (2012) beziehen Reflexivität und Selbstreflexion auf vier Ebenen: die personale Ebene, die Ebene der sozialen Beziehungen zwischen den Beteiligten, auf strukturelle Bedingungen und die Ebene des Forschungsprozesses. In Anlehnung daran lassen sich für das Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL folgende Aspekte und Erfahrungen hervorheben:

- *Personale Ebene, lebensgeschichtliche Voraussetzungen:* Vor allem in den Diskursen zur religiösen Prägung des nachbarschaftlichen Zusammenlebens, zu Familie oder der Frauenrolle war es erforderlich, unsere eurozentrisch geprägten Bilder und unsere Deutungsmacht kritisch zu beobachten und dabei einen Schritt zurückzutreten. Beim Thema Nachbarschaft ermöglichte ein solches Dezentrieren auch den Mitforschenden objektivierende Blicke auf ihre jeweilige Betroffenheit. Nachfragen, Berichte von ähnlichen oder anderen Erfahrungen sowie Rollenspiele erleichterten dies.

- *Soziale Beziehungen zwischen den Beteiligten:* Kontinuierliche Reflexionen der sozialen Beziehungen in den Forschungsgruppen wurden weniger durch Konflikte als durch unterschiedliche sprachliche und bildungsbezogene Voraussetzungen ausgelöst. Dies war insbesondere im Projekt LYDIA der Fall, in dem die Mehrsprachigkeit der Gruppe und unterschiedliche lebensgeschichtliche Voraussetzungen die Kommunikation erschwerten und Hierarchien begünstigten.
- *Strukturelle Bedingungen des sozialen Feldes:* Die von Pierre Bourdieu eingeforderte wissenschaftliche Reflexivität hat im Themenfeld *Ankommen nach der Flucht* eine persönliche, institutionelle und politische Dimension. Die gesellschaftliche Bedingtheit der beteiligten Erkenntnissubjekte bedurften einer kontinuierlichen Reflexion der Kontextbedingungen unter Einbeziehung des Integrationsparadigmas und des postmigrantischen Gesellschaftsverständnisses sowie lokaler Teilhabebedingungen. Hierfür waren neben der Beschäftigung mit politischen Vorgaben vor allem wissenschaftliche Beiträge sowie lokal bezogene Presseberichte hilfreich.
- *Forschungsprozess:* Die Reflexion der Forschungsprozesse wurde von Beginn an als kontinuierliche Aufgabe verstanden und gepflegt. Sie fand in unterschiedlichen Zusammenhängen statt und war in den jeweiligen Forschungsgruppen und Phasen von unterschiedlicher Intensität. Als essenziell erwiesen sich die unmittelbaren und kritischen Nachbereitungen von Gruppengesprächen und anderen Formaten, vor allem wenn sie von den Verbundforscher*innen im Tandem stattfanden. Regelmäßige Reflexionen im gesamten Team der Verbundforscher*innen waren eine Selbstverständlichkeit. Die Forschungswerkstatt, Reflexionsworkshops mit Auftraggeber und Berater*innen sowie der fachliche Online-Austausch boten weiterführende kritische Reflexionsanlässe. Nicht zuletzt waren informelle Gespräche, Feldnotizen und Protokolle dafür hilfreich.

Vor dem Hintergrund unserer Erfahrungen können wir uns der noch weitgehend offenen Frage anschließen, die Petra Wihofszky et al. (2020: 80) in ihrem Beitrag „Reflektieren in Forschungsgemeinschaften“ als Anregung zur Weiterentwicklung reflexiver Praxen in Forschungsgemeinschaften stellen:

„Wie lässt sich kritische Reflexivität in Forschungsgemeinschaften fördern und etablieren? Wie kann ein reflexiver Prozess moderiert und begleitet werden, sodass diese Qualität an Reflexivität entsteht?“

3.5 Ethischer Kompass im Fluchtkontext

Das partizipative Forschen mit geflüchteten Menschen macht eine ethische Grundhaltung erforderlich, die deren besondere Rechts- und Lebenslagen in den Blick nimmt und darauf achtet, nachteilige Wirkungen zu vermeiden sowie deren alltägliche Lebensqualität, Lern- und Teilhabechancen zu steigern. Auch wenn gleiche ethische Standards wie in anderen Bereichen der Sozialforschung⁷ gelten, so ist im Fluchtkontext ein spezifischer Umgang damit angezeigt.

Nicht-Schädigung, Schadensvermeidung

Das Leitprinzip der Nicht-Schädigung besagt, dass beruflich Forschende den Co-Forschenden und anderen Mitwirkenden nicht schaden oder deren Schaden in Kauf nehmen dürfen. Forschende können nicht sicher sein, dass sie die Risiken für ihre Partner*innen richtig einzuschätzen. Selbst Planungsgespräche im Vorfeld, kontinuierliche Rücksprachen und hohe Aufmerksamkeit bieten dafür keine Gewissheit. Zudem umfasst der Verantwortungsbereich, und darauf weist Olaf Kleist (2015a) am Beispiel von Interviews mit Geflüchteten hin, ein breites Spektrum:

„Dass wir aufpassen müssen, wenn wir zum Beispiel Interviews führen, dass wir dort keine Retraumatisierung auslösen, dass wir aber auch den Flüchtlingsschutz gewähren, indem wir zum Beispiel sie anonymisieren, dass wir klar machen, dass sie nicht eine zusätzliche Gefährdung durch unsere Forschung erfahren. Also wir haben hier eine ganz spezifische Verantwortung für Flüchtlinge in der Forschung selber, aber nachher auch in dem Output: Also in der Frage: Welche Konsequenzen hat es eigentlich, wenn wir bestimmte Sachen veröffentlichen, wenn wir bestimmte Ergebnisse haben? Das heißt nicht, dass wir Ergebnisse zurückhalten würden, aber wir müssen uns auch darüber immer klar sein, dass es Auswirkungen hat, was wir sagen und welche Ergebnisse wir nachher präsentieren“ (Kleist 2015a, zitiert nach Mittelstraß 2015).

⁷ Relevant sind dabei die Grundsätze folgender Verbände: Der Ethikkodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen (BDS), der Ethikkodex der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE), der Ethikkodex der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft (DVPW) oder die Berufsethischen Richtlinien des Berufsverbandes Deutscher Psychologinnen und Psychologen e.V. und der Deutschen Gesellschaft für Psychologie e.V.

Über die negativ formulierte Grundidee der Schadensvermeidung in der Flüchtlingsforschung gehen jene Positionen hinaus, die einen expliziten Nutzen für die Teilnehmenden fordern (vgl. Mackenzie et al. 2007: 301, Krause 2016), was dem generellen Anspruch partizipativen Forschens entspricht.

Informiertes Einverständnis

Eine Einverständniserklärung abzugeben oder zu unterschreiben ist „keine Garantie, dass Forschung ethisch und moralisch stattfindet“ (de Laine 2000: 8). Sprachliche Hemmnisse können dazu führen, dass die Teilnehmer*innen die Forschungsanliegen nicht ausreichend gut verstehen und deren Folgen nicht abschätzen können. Auch das Vertrauen in die beruflich Forschenden kann die beabsichtigte Freiwilligkeitsbekundung in Frage stellen. Petra Narimani (2014: 54) berichtet davon aus einem ihrer Projekte:

„In meiner Untersuchung unterzeichneten alle Befragten ausnahmslos die vorgelegte Einverständniserklärung, ohne diese überhaupt gelesen zu haben. Dies zeigt die Fragwürdigkeit unterschriebener Einverständniserklärungen und die Notwendigkeit weiterer Formen der Zustimmung.“

Vertraulichkeit und Anonymität

Auch im Hinblick auf *Vertraulichkeit und Anonymität* ergeben sich im Fluchtkontext besondere Herausforderungen, denn hier wird das „Spannungsfeld zwischen Sichtbarmachung und Anonymisierung“ (Alber 2015: 73) einer einzelnen Person berührt. Von ihrer Sichtbarmachung in Bildern oder Zitaten wurden von den Teilnehmer*innen im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL sowohl positive als auch negative Wirkungen angenommen. Einige Co-Forschende waren stolz darauf, sich in Berichten wiederzufinden, andere nicht bereit, ihre Ergebnisse öffentlich zu machen. Sie wollten bei für sie zuständigen Stellen nicht als kritische Personen erkannt werden, weil sie sich z. B. als Sprachmittler*innen für Behördenbesuche engagieren oder auch in Deutschland Verfolgung fürchten. Angesichts dieser Haltungen wurde durchweg auf die Namensnennung verzichtet und Zitate anonymisiert, von einzelnen Ausnahmen nach Rücksprache und Einverständnis abgesehen.

4 Leitidee Teilhabe und konzeptionelle Rahmung des Forschungsprojekts

Das Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL ist darauf gerichtet, die Zugangs- und Mitwirkungschancen der Menschen zu stärken – Leitidee ist ihre gesellschaftliche Teilhabe. Dies steht in einem engen Zusammenhang zum Verständnis von gesellschaftlicher Wirklichkeit und dem Ausloten von Chancen und Hürden für praktisches Handeln. Denn geflüchtete Menschen „müssen zahlreiche Hürden überwinden, um sozial teilhaben zu können: Abwertung und Isolation, eine unzureichende Versorgungslage und defizitäre öffentliche Infrastruktur, nicht hinreichend garantierte soziale Rechte oder repressive Elemente des Ausländer- und Asylrechts“ (Bieling & Huke 2020: 108) setzen enge Grenzen. Auf der lokalen Ebene sind viele dieser Hürden konkret erfahrbar – und nur in Teilen beeinflussbar.

4.1 Leitidee: Teilhabe an der Vielfaltsgesellschaft

Teilhabe an der Gesellschaft bedeutet in erster Linie Zugangs- und Mitwirkungsteilhabe in zentralen gesellschaftlichen Bereichen, von der Erwerbsarbeit bis zu den Nahbeziehungen in der Nachbarschaft. Partizipative Forschung bewirkt im Idealfall eine solche Teilhabe oder fördert dafür individuelle und kollektive, institutionelle und lokale Voraussetzungen. Doch welches Gesellschaftsbild wird dafür zugrunde gelegt? Um der Bedeutung dieser Frage für das *Ankommen nach der Flucht* näher zu kommen, beschäftigt sich dieses Kapitel mit dem Zusammenhang der Begriffe Teilhabe und Vielfaltsgesellschaft und unserem Forschungsdesign.

Teilhabe als Diskurskategorie in der Ungleichheitsforschung

In der Ungleichheitsforschung verbindet sich mit dem Begriff *Teilhabe*, auch wenn er oft „intuitiv und „aus

dem Bauch heraus verstanden“ (Bartelheimer & Henke 2016: 1) werden mag, ein positives Gegenbild zu gesellschaftlicher Ungerechtigkeit, Diskriminierung und Ausgrenzung. Dabei werden „Fragen verhandelt, wie gesellschaftliche Zugehörigkeit hergestellt und erfahren wird und wie viel Ungleichheit eine Gesellschaft akzeptiert“ (Meyer & Lindmeier 2021).

In Anlehnung an Peter Bartelheimer, der für einen mehrdimensionalen und differenzierten Blick plädiert, wird Teilhabe nicht als statisches Momentum verstanden. Aus seiner Sicht soll sich der Begriff an den sozio-ökonomischen Möglichkeiten und vorherrschenden Lebensweisen in einer Gesellschaft orientieren und als Zusammenwirken verschiedener Teilhabedimensionen (Erwerbsarbeit, Bildung, Kultur, Politik etc.) betrachtet werden. Auch lässt sich Teilhabe nicht zweidimensional nach Drinnen und Draußen unterscheiden und sind verschiedene Abstufungen zu berücksichtigen. Teilhabe ist zeitlich dynamisch mit Lebensverläufen und biografischen Mustern verknüpft. Er sieht in diesem Begriff eine prozesshafte Ebene – Teilhabe werde aktiv durch soziales Handeln und in sozialen Beziehungen verwirklicht (vgl. Bartelheimer 2007: 8).

Teilhabe bedeutet jedoch nicht, dass keine soziale Ausgrenzung stattfindet – selbst bei Ausgrenzung fallen die Menschen nicht aus den gesellschaftlichen Bezügen heraus. Darauf macht Martin Kronauer aufmerksam:

„Ausgrenzung kann heute weniger denn je als Ausgrenzung *aus* der Gesellschaft verstanden, sondern muss vielmehr als Ausgrenzung *in* der Gesellschaft begriffen werden. Ausgrenzung stellt ein gesellschaftliches Ungleichheitsverhältnis besonderer Art dar. Die Ausgegrenzten sind Teil der Gesellschaft, auch wenn sie nicht an ihr *teilhaben*“ (Kronauer 2006: 4181, Hervorh. im Original).



Abbildung 3: Deutschlandkarte, multikulturelle Gruppe von Menschen, Einwanderung, Vielfalt © Boarding1Now/istockphoto.com

Infobox 4

POSTMIGRANTISCHE GESELLSCHAFT

„Als postmigrantisch können jene Gesellschaften bezeichnet werden, in denen:

(a) der gesellschaftliche Wandel in eine heterogene Grundstruktur politisch anerkannt worden ist („Deutschland ist ein Einwanderungsland“) – ungeachtet der Tatsache, ob diese Transformation positiv oder negativ bewertet wird,

(b) Einwanderung und Auswanderung als Phänomene erkannt werden, die das Land massiv prägen und die diskutiert, reguliert und ausgehandelt, aber nicht rückgängig gemacht werden können,

(c) Strukturen, Institutionen und politische Kulturen *nachholend* (also postmigrantisch) an die erkannte Migrationsrealität angepasst werden, was mehr Durchlässigkeit und soziale Aufstiege, aber auch Abwehrreaktionen und Verteilungskämpfe zur Folge hat.“

(Foroutan 2015)

Zur postmigrantischen Sicht auf die deutsche Gesellschaft

Trotz der politischen Anerkennung von Deutschland als Einwanderungsland sind traditionelle Integrationsvorstellungen in Politik und Gesellschaft fest verankert. Dabei wird die deutsche Gesellschaft nach wie vor ähnlich einem Container konstruiert, in dem eine scheinbar homogene *Mehrheitsgesellschaft* und *Zugewanderte*, *Wir* und die *Anderen* oder *Drinnen* und *Draußen* unterschieden werden. Von Zugewanderten wird weitgehend eine Angleichung bis hin zur Assimilation gefordert.

Anders verhält es sich aus postmigrantischer Perspektive. Demnach ist die *ganze* Gesellschaft wesentlich von *Migration* geprägt. Menschen, die nach Deutschland eingewandert sind, werden als Teil der Gesellschaft angesehen, unabhängig davon, aus welchen Gründen und in welchen zeitlichen Kontexten dies geschieht oder ob dies als Tatsache und Normalität akzeptiert wird:

„Die postmigrantische Gesellschaft kann empirisch nicht mehr zwischen dem Eigenen und dem Fremden unterscheiden, da sie selbst von Pluralität und Diversität gekennzeichnet ist“ (Frenzel 2021: 377).

Diese Aspekte sind bedeutsam. Für Vielheitsdiagnosen (vgl. Terkessidis 2017, 2010) und postmigrantische Konzepte (vgl. Foroutan et al. 2018a, Hill & Yıldız 2018; Römhild 2014) bilden sie den Ausgangspunkt gesellschaftlicher Analysen. Sie beinhalten Merkmale „einer normativen Gesellschaftsvision“ (Weiss et al. 2019: 207), in der „die Dichotomie von ‚Einheimischen‘ und ‚MigrantInnen‘ zugunsten einer Bürger-Identität mit gleichen Teilhaberechten und Partizipationschancen für alle aufzulösen“ (ebd.) ist.

Albert Scherr und Çiğdem Inan beschreiben die dafür erforderlichen Veränderungen so:

„Von zentraler Bedeutung für die gesellschaftliche Teilhabe von Zugewanderten ist es [...], Chancen der gleichberechtigten Mitwirkung in allen Teilbereichen zu schaffen, ein Denken in ethnischen, nationalen oder religiösen

Gruppenkategorien zu überwinden und das Recht auf eine selbstbestimmte Lebensführung jedes und jeder Einzelnen anzuerkennen“ (Scherr & Inan 2018: 222).

Die Transformation der noch weitgehend auf Angleichung und Assimilation ausgerichteten deutschen Gesellschaft in eine postmigrantische Realität steht noch aus und zählt wohl zu den großen Herausforderungen der Zukunft. Eine postmigrantische Sichtweise, wonach Deutschland als Vielfaltsgesellschaft und Einwanderungsland definiert und *gestaltet* wird, kann nicht selbstverständlich vorausgesetzt werden – in vielen urbanen und ländlichen Räumen sind damit Ängste und Konflikte, Gewalt, Diskriminierung und Rassismus verbunden. Zwar eröffnet sich für Naika Foroutan aus Konflikten „auch die Chance, neue, rivalisierende diskursive Hegemonien zu gestalten, die auf der Grundlage des Versprechens der Gleichheit basieren und damit auf moralischer Ebene den Diskurs antreiben“ (Foroutan 2018: 21).

Doch noch scheint offen, wer diesen Diskurs vorantreibt, wer daran beteiligt ist und welche Ziele damit konkret verbunden sind. Auch besteht die Gefahr, dass sich mit dem Begriff *Aushandlung* ein neues Zauberwort in den Diskursen etablieren könnte.

Teilhabe im *Fluchtkontext*: Von Zugangs- und Mitwirkungsteilhabe

Im Kontext des Forschungsprojekts ist der Teilhabebegriff – im Unterschied zu den mit *Integration* verbundenen Vorstellungen der Angleichung an eine vermeintlich homogene Gesellschaft – als potenziell kritischer und auf der lokalen Ebene überprüfbarer Begriff zu lesen, der aktives Handeln einbezieht. Waltraud Meints-Stender geht es in Abgrenzung zum Integrationsbegriff „mit Blick auf die vor Gewalt, Not und Elend geflüchteten Menschen um die strukturelle Ermöglichung von sozialen und politischen Handlungs-, Teilhabe- und Teilnahmekanzen. Der Begriff ‚Integration‘, der allzu oft nicht mehr meint als die störungsfreie Einpassung ins Gegebene, vernebelt hier eher, was Ziel auch einer kommunalen Flüchtlingspolitik sein sollte: Orte der materiellen und psychischen Sicherheit zu schaffen, die die Geflüchteten vor fortgesetzten Gewalterfahrungen auch im Aufnahmeland schützen, Willkommensstrukturen zu schaffen, die es ermöglichen, dass die Geflüchteten dem Zustand der Weltlosigkeit entkommen und ihre Handlungsfähigkeit zurückgewinnen können“ (Meints-Stender 2017: 68).

Für die Handlungsebene ermöglicht die Unterscheidung von *Zugangsteilhabe* und *Mitwirkungsteilhabe*, wie Frank Nullmeier sie vornimmt, einen differenzierten Blick:

„Zugangsteilhabe beseitigt Hürden, die den Zutritt zu einer gesellschaftlichen Arena verunmöglichen. Sie verlangt, dass Zugangsregeln geändert und Zugangsfähigkeiten geschaffen werden, und erreicht damit so etwas wie basale Inklusion. Mitwirkungsteilhabe dagegen beseitigt Hindernisse, die die gleichberechtigte Mitwirkung innerhalb einer gesellschaftlichen Arena nach vollzogenem Zugang verunmöglichen. Das verlangt mehr“ (Nullmeier 2015: 103).

Da partizipative Forschung auf Zugangs- und Mitwirkungsteilhabe zielt, hat sie das Potenzial, mit den davon Betroffenen darüber zu reflektieren und gleichzeitig verändernd auf Hürden einzuwirken.

4.2 Verankerung der Leitidee in den Forschungszielen

Die Leitidee *Teilhabe* fand in folgenden Erkenntnis- und Durchführungszielen des Forschungsprojekts PERSPEKTIVWECHSEL ihren Niederschlag:

- *Kooperative Gestaltung des Forschungsprojektes*: Projektträger und Projektleiter*innen sowie lokale Akteure gestalten den Forschungsprozess mit oder unterstützen ihn. Sie verstehen sich als Partner*innen für Projektqualität und Förderer von Teilhabechancen für geflüchtete Menschen.
- *Größtmögliche Partizipation von geflüchteten Menschen an den Forschungsprozessen*: Der Forschungsprozess wird erkenntnisgewinnend und praxiswirksam mit den thematisch betroffenen Menschen organisiert. Sie sollen an Forschung teilhaben: Einfluss nehmen auf Entscheidungen in den Untersuchungsprozessen und Aufgaben in der Durchführung übernehmen. Erkenntniswissen und Handlungswissen wirken zusammen und ermöglichen Reflexions- und Lernprozesse für alle Beteiligten.
- *Selbstbefähigung (Empowerment) und Kompetenzentwicklung*: Geflüchtete Menschen wollen nicht als Opfer, Objekte oder Hilfesuchende wahrgenommen werden. Damit sie ihr Leben nach der Flucht möglichst schnell eigenständig gestalten können, sollte ihre Selbstbefähigung ein zentrales Ziel sein. Es ist als Gewinn zu werten, wenn sie ihre Anliegen und Interessen zunehmend selbst in die Hand nehmen.
- *Erkennen und Mindern von Teilhabebarrrieren*: Ziel des Forschungsprojektes ist es, veränderbare Barrieren zu identifizieren und zu mindern. Dies bezieht sich sowohl auf individuumsbezogene Barrieren (Sprache, Orientierungsunsicherheiten, Fremdheitserfahrung) wie auf institutionelle Barrieren vor Ort (interkulturelle Öff-

nung der Verwaltung und von öffentlichen Infrastruktureinrichtungen, Behördenkorrespondenz etc.). Auch gilt es, teilhabefördernde und/oder diskriminierende Stimmungen vor Ort zu erkennen und so weit möglich zu beeinflussen.

- *Weiterführende Teilhabeketten nach Projektabschluss, Nachhaltigkeit:* Das Verständnis für Teilhabekontinuität gilt es zu stärken und in praktische Schritte zu überführen. Die Projekte werden dabei durch Netzwerkarbeit und Gespräche mit Vor-Ort-Akteuren unterstützt.
- *Innovativer Ergebnistransfer:* Es sollen niedrigschwellige und interessante Vermittlungsformen erprobt werden, um vor Ort die Forschungsergebnisse darzustellen, das Verständnis für Diversität zu verbessern und praktische Schritte zur Verbesserung von Teilhabechancen zu verabreden.
- *Stärkere Verankerung und Vernetzung von Teilhabe als Forschungsthema:* Es wird überprüft, ob und wie die bisher auf Menschen mit Behinderung fokussierte Teilhabeforschung erweitert werden und Teilhabeforschung als Querschnittsforschung für andere wissenschaftliche Disziplinen relevanter werden kann.

4.3 Partizipation als Forschungspraxis

Die Begriffe *Teilhabe* und *Partizipation* werden zwar häufig synonym verwendet, doch unterscheiden sie sich dahingehend, dass der Partizipationsbegriff einen „aktiveren und bewussteren Prozess des Handelns beschreibt, als dies der Begriff der Teilhabe impliziert“ (Nève & Olteanu 2013: 13).

Orientierungs- und Reflexionshilfe: Stufenleiter der Partizipation

Die Auseinandersetzung über den Partizipationsanspruch war in den Reflexionen zu den Forschungsprozessen von größter Bedeutung. Mit ihm verbindet sich ein Höchstmaß an Mitentscheidung in allen Phasen sowie die Erweiterung von forschender Entscheidungsmacht hin zu wesentlichen Fragen der alltäglichen Lebensgestaltung.

Die neun Stufen in folgendem Partizipationsmodell (siehe Abbildung 4) reichen nach den Formen der Nicht-Beteiligung über Vorstufen der Partizipation zur Partizipation und der darüber hinausreichenden Selbstorganisation.

Jarg Bergold beschreibt das Stufenmodell der Partizipation als Zunahme von Entscheidungsmacht so:

„Bei der partizipativen Forschung im engeren Sinn nehmen die Rechte aller Teilnehmer*innen bei den Entscheidungen im Forschungsprozess immer mehr zu, so dass im Ideal-

fall professionell Forschende und Forschungspartner*innen miteinander die Entscheidungen im Forschungsprozess auf Augenhöhe fällen. Gleichzeitig mit der Zunahme der Partizipation, die ja die aktive Teilnahme aller Beteiligten bedeutet, nimmt auch das Empowerment auf einer persönlichen, aber auch auf einer institutionellen Ebene zu. Ersteres bedeutet Entwicklung der Persönlichkeit im Prozess und letzteres die Veränderung der institutionellen Bedingungen durch die Teilnehmenden“ (Bergold 2017: 8).

Im Forschungsprozess PERSPEKTIVWECHSEL wurde das Stufenmodell als Orientierungs- und Reflexionshilfe für die Bewertung der Reichweite und Tiefe von Partizipation genutzt. Wir interpretieren den hierarchischen Aufbau weder als aufeinander aufbauende Abfolge noch als Prozessmodell. Information und Einbeziehung können sich abwechseln und zu Partizipation hinführen – in Abhängigkeit von den Interessen und Möglichkeiten der Beteiligten, sich in einzelne Prozessschritte einzubringen bzw. diese so offen zu gestalten, dass ein aktives Einbringen tatsächlich möglich ist. Die Stufen interpretieren wir als Elemente einer mehr oder weniger partizipativen Gesamtstrecke, die durchaus variabel und themenbezogen genutzt werden können. Generell bei Information, Anhörung oder Einbeziehung stehen zu bleiben und nicht darüber hinauszugehen, stellt den partizipativen Charakter in Frage – Mitbestimmen und Mitentscheiden in den Forschungsprozessen waren deshalb auch für uns die zentralen Bewertungskriterien. Gleichwohl hat Thomas Schlingmann (2020: 2 f.) mit seinem Einwand gegen das Stufenmodell nicht ganz unrecht:

„Partizipation wird darin einseitig gedacht: Eine Gruppe mit Deutungs- oder Verfügungshoheit beteiligt eine andere, welche diese Verfügungsmöglichkeiten nicht hat. Hierarchien werden so nicht strukturell, sondern maximal situativ aufgehoben.“

Vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen aus einem soziologischen Lehrforschungsprojekt an der LMU München und in Anlehnung an Giordina Doná (2007: 216) unterscheidet Hella von Unger (vgl. 2018, Abs. 45) zwischen einer *programmatischen* und einer *transformativen* Beteiligung, da sich die Schwerpunkte hinsichtlich Reichweite sowie anvisierter und erreichter Verbesserungsergebnisse nicht gleichen. Ihre Differenzierung war auch für unsere Reflexionen hilfreich: Bei der *programmatischen Beteiligung* wird der „Schwerpunkt auf pragmatische Verbesserungen der gegebenen Lebensbedingungen (es werden z. B. Vorschläge zur angemesseneren Versorgung in einer Gemeinschaftsunterkunft gemacht)“ gelegt. Formen der *transformativen Beteiligung* dagegen legen einen

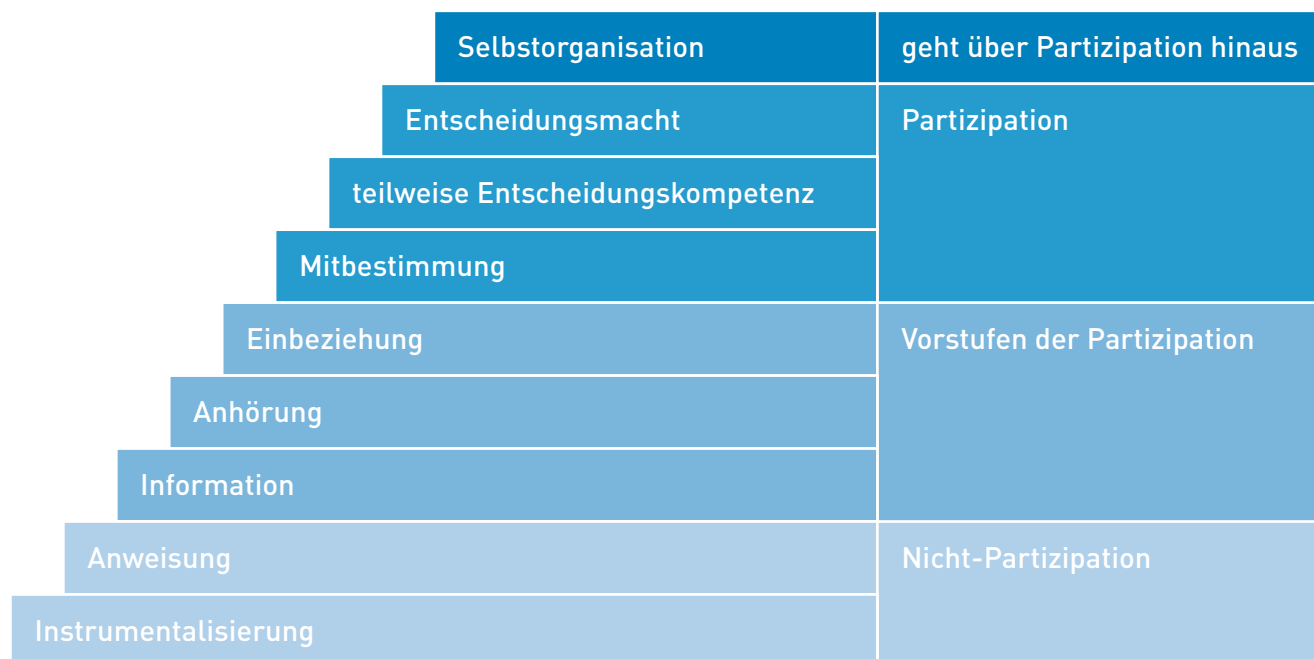


Abbildung 4: Stufenmodell der Partizipation (Wright et al. 2010: 42)

„größeren Schwerpunkt auf *Empowerment* und Visionen von grundlegendem sozialen Wandel und Gerechtigkeit (es werden z. B. Vorschläge zur Abschaffung von Gemeinschaftsunterkünften entwickelt)“ (ebd.).

4.4 Partizipation erhält Vorrang, Kooperation hat eigenen Stellenwert

Im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL war die Partizipation der Menschen mit Fluchterfahrung prioritär. Dies spiegelt sich in der Zusammensetzung der Forschungsgruppen, der Themen- und Methodenwahl sowie den erarbeiteten Wissens-elementen und Handlungsimpulsen wider. Dagegen wurden die *Kooperationen* mit den Projektleiter*innen der Praxisprojekte oder mit institutionellen und lokalen Akteuren (soziale Einrichtungen, Kirchenvertreter etc.) nicht selbstverständlich und von Anfang an dem *partizipativen* Forschungsanspruch zugeordnet (siehe auch Kap. 7).

Damit wurde zwar der Möglichkeitsraum für Perspektivenvielfalt eingeschränkt, doch eine Fokussierung auf die Innenperspektiven ermöglicht und der beabsichtigte Perspektivwechsel erleichtert: Die Mitforschenden der Alltagswelt konnten ihre Sichtweisen im gegenseitigen Abgleich entwickeln, als Co-Forschende in einem hierarchiar-men Raum Aufgaben übernehmen und sich anlass-bezogen für eine Beteiligung der Vor-Ort-Akteure öffnen. Gruppengespräche zum Nachbarschaftsthema oder zu

den Sprachkursen wären ganz anders verlaufen, wären Vertreter*innen der lokalen Integrationspolitik oder der Wohnungswirtschaft daran beteiligt gewesen – es hätte das Mitentscheiden der von Forschung betroffenen Menschen erschwert. Projektleiter*innen und Vor-Ort-Akteure haben dies im Rückblick bestätigt.

4.5 Offenes und flexibles Forschungsdesign

Kooperative und partizipative Forschungsprozesse sind nur begrenzt planbar und benötigen im Vergleich zur quantitativen Forschungstradition eine größere Offenheit und Flexibilität. Gleichwohl war es erforderlich, Durchführungslogik und Machbarkeit vorab in einem Forschungsdesign zu skizzieren.

Die vier Phasen und Schwerpunkte des ursprünglichen Designs, das nicht partizipativ erstellt wurde, haben sich in den Durchführungsprozessen grundsätzlich bewährt. Veränderungen ergaben sich aufgrund der Einschränkungen während der Corona-Pandemie, da phasenweise auf Faceto-Face-Formate verzichtet werden musste. Auch aus den Prozesserfordernissen selbst haben sich Veränderungen und zusätzliche Formate ergeben.

Phase 1 und 2

Der Prozess begann im Team mit einer intensiven Verständigung über Anspruch und Umsetzung der partizipa-

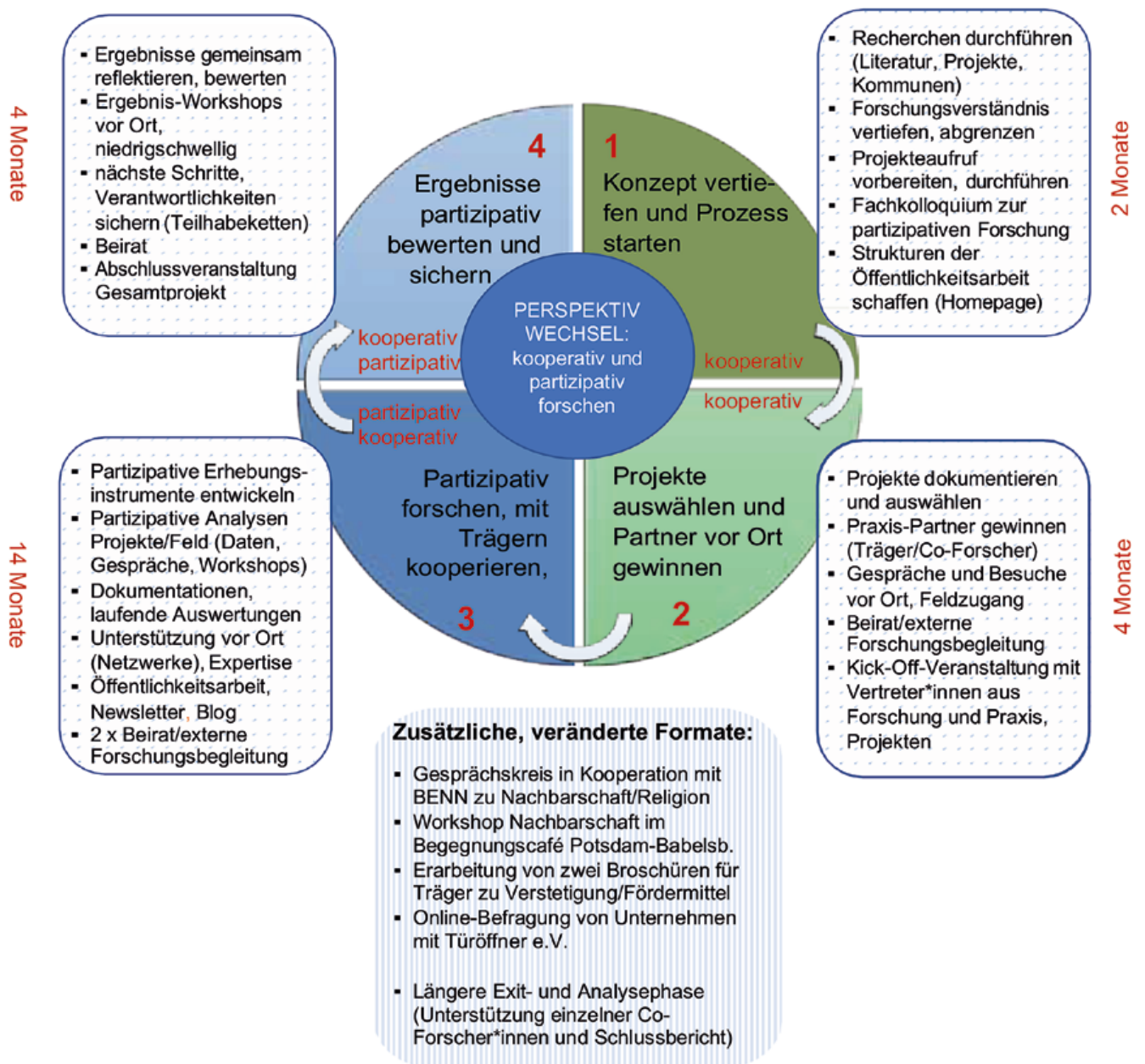


Abbildung 5: Phasen des Forschungsprozesses, ursprüngliches Design und veränderte Formate während des Prozesses
Quelle: eigene Darstellung

tiven Forschungsstrategie. Zentrale Elemente: Einladung an Praxisprojekte zum Mitmachen durch Projektauftrag, Auswahl von sechs Partnerprojekten sowie Durchführung einer Forschungswerkstatt und Initiierung einer externen Forschungsbegleitung. Mit allen Partnerprojekten wurden Gespräche zu ihren Praxisprojekten und ihren Erwartungen an unsere Theorie-Praxis-Kooperation geführt. Damit waren die strukturellen, organisatorischen und inhaltlichen Grundlagen gelegt – das partizipative Forschen zum *Ankommen nach der Flucht* mit den vom Thema betroffenen Menschen konnte vor Ort beginnen.

Phase 3 und Phase 4

Im Ergebnis wurde mit vier der sechs Praxisprojekte partizipativ geforscht. In den Forschungsgruppen wurden gemeinsam Forschungsthemen ausgewählt und im Laufe der Prozesse vielfältige Methoden zur Datenerhebung und -auswertung angewandt. Dabei wurden Konflikte und Teilhabebarrieren aufgezeigt und mit praktischen Interventionen begonnen. Eine gemeinsame Ergebnispräsentation aller Projekte musste entfallen, zusätzliche Formate sind hinzugekommen.

5 Startphase des Forschungsprozesses

Das Forschungsvorhaben PERSPEKTIVWECHSEL war für alle Beteiligten ein Projekt jenseits gewohnter Bahnen. Das Team war interdisziplinär besetzt, verfügte über langjährige Kenntnisse und Kompetenzen im Bereich der sozialen Stadtentwicklung, in der konzeptionellen und praktischen Vor-Ort-Arbeit mit Geflüchteten und mit Beteiligungsprozessen. Ein Verbundforscher brachte seine Erfahrungen und Expertisen zum Ankommen nach der Flucht ein. Doch musste zunächst ein gemeinsames Verständnis von partizipativem Forschen erarbeitet werden und war es erforderlich, Ziele und Vorgehensweisen für das Forschungsfeld abzustecken. Die Startphase hatte – und dies gilt für theoretisch und praktisch anspruchsvolle Projekte generell – eine wichtige Funktion.

5.1 Teambuilding im Forschungsverbund

Am 9. November 2018 fand ein erstes Treffen der Verbundforscher*innen statt, weitere folgten. In theoretischen Einführungen und breiten Diskussionen, mit unterschiedlichen Statements und gegenseitigen Interviews wurde begonnen, ein gemeinsames Grundverständnis von Zielen und Aufgaben, von Arbeitsteilung und ethischer Verantwortung zu entwickeln.

5.2 Mitmach-Aufruf für Projekte und Initiativen

Nach gründlichen Abwägungen zur bestmöglichen Erreichbarkeit von geflüchteten Menschen für das partnerschaftliche Forschen haben wir uns entschieden, Träger und Leiter*innen von Praxis-Projekten in der Hauptstadtregion durch einen *Mitmach-Aufruf* im Internet zu gewinnen. Darin erklärten wir unser Forschungsinteresse und legten Win-Win-Vorstellungen dar. Die Interessenbekundung fand online in der Zeit von Ende November 2018 bis 10. Januar 2019 statt.



Abbildung 6: Projekte-Aufruf

13 Projekte bekundeten ihr Interesse. Von den Verbundforschenden wurde eine Vorauswahl getroffen. Kriterien der Auswahl waren: Teilhabeorientierung, urbaner oder ländlicher Kontext, Förder- und Projektinhalte. Mit den Trägern fanden persönliche oder telefonische Einzelgespräche statt. Mit sechs Praxisprojekten wurde schließlich eine Zusammenarbeit vereinbart. Sie orientierte sich nicht an Best-Practice-Vorstellungen, sondern am Interesse für forschende Lern- und Reflexionsprozesse.

5.3 Öffentlichkeitsarbeit

Für das Forschungsprojekt wurde eine Webseite erstellt, das Projektkonzept und der Aufruf zur Beteiligung an die Praxisprojekte veröffentlicht. Im Prozessverlauf wurden die kooperierenden Praxisprojekte sowie Veranstaltungsdokumentationen vorgestellt. Einer breiten Öffentlichkeit wurden Arbeitsergebnisse zugänglich gemacht – Ausstellung und Instagram-Seite der Patenschaften, Kurzfilme zu *Türöffner* und zum *Theaterprojekt* sind dafür Beispiele. Parallel wurde auf den Webseiten des vhw vom Forschungsprojekt berichtet.

Die Öffentlichkeitsarbeit in Bezug auf die Ergebnisse der Projekte wurde überwiegend in die Abschlussphase verlegt. Auswirkungen des ersten Corona-Lockdowns auf die Lebenswelt der Co-Forschenden und die Arbeit der Praxisprojekte wurden in einem werkSTADT-Artikel des vhw zusammengefasst (vgl. vhw 2020). Im SRL-Verbandsorgan PLANERIN 3/2021 erschien der Artikel *Kooperativ und partizipativ forschen mit Geflüchteten* (Beer & Mils-trey 2021: 55 f.).

5.4 Forschungswerkstatt PERSPEKTIV-WECHSEL

Zum Austausch mit Expert*innen aus Forschung und Praxis fand am 14. Februar 2019 in den Räumen des Architekten- und Ingenieurvereins zu Berlin die Forschungswerkstatt PERSPEKTIVWECHSEL statt. Thema: *Kooperativ und partizipativ forschen zur Stärkung von Teilhabechancen mit Projektträgern und Geflüchteten in der Hauptstadtregion Berlin-Brandenburg*.⁸

Dabei standen folgende Fragen im Blickpunkt:

- Was bedeutet kooperatives und partizipatives Forschen? Wie können die Ergebnisse in die Praxis hineinwirken und diese positiv verändern?
- Wodurch unterscheidet sich der Forschungsansatz von anderen Forschungsstrategien mit partizipativem Anspruch (Reallabor)?
- Welche Erwartungen haben Projektträger und Zielgruppen an gemeinsames Forschen?

Dr. Olaf Schnur (Bereichsleiter Forschung, vhw) gab nach der Begrüßung der Anwesenden einen Überblick zu den Aufgaben und Tätigkeiten des Verbands und ordnete den Anspruch des Forschungsvorhabens PERSPEKTIVWECHSEL in die Gesamtstrategie der vhw-Forschung ein.

Die Verbundforscher*innen stellten ihr Grundverständnis des partizipativen Forschens und das Design des Forschungsprozesses vor: Demnach sollen mit Hilfe der partizipativen Forschungsstrategie Erkenntnisse nicht *über*, sondern *mit* geflüchteten Menschen gewonnen werden. Dies markiert den Wechsel von Perspektiven. *Mitbestimmen* und *Mitentscheiden* sollen den partizipativen und ethischen Kompass bilden. Es wurde von ersten Schritten und Erfahrungen berichtet und festgestellt, dass das Interesse von Seiten der Träger an partnerschaftlichem Forschen erfreulich groß war.

Die Projektpartner*innen Sarah Götze (Mikado e.V., Nauen), Kerstin Falk (WIR GESTALTEN e.V., Berlin), Tim Spotowitz und Katrin Binschus-Wiedemann, (Soziale Stadt Potsdam e.V., Potsdam) sowie Grit Driewer (Türöffner e.V., Berlin) stellten ihre Praxisprojekte und Erwartungen an das Forschungsprojekt vor. Sie versprachen sich von der Zusammenarbeit mit dem Forschungsverbund eine reflexive Kommunikation zu ihren Praxisprojekten – insbesondere zu Teilhabezielen, Empowerment und Gemeinwesenorientierung sowie zum Abbau von Vorurteilen und dem nachbarschaftlichen Zusammenleben im Gemeinwesen. Auch wünschten sie Unterstützung bei ihren Nachhaltigkeits- und Verstetigungsbemühungen.

Prof. em. Dr. Jarg Bergold (Freie Universität Berlin) gab in seinem Vortrag *Partizipative Forschung als Kommunikationsprozess* einen umfassenden Einblick in die Forschungsstrategie. Er unterstrich, dass partizipatives Forschen ein anspruchsvoller Forschungsstil sei, der eine vergleichsweise große Offenheit und Flexibilität sowie ein Sich-Einlassen auf komplexe Prozesse erfordert, da Verlauf und Ergebnisse nicht im herkömmlichen Sinne kontrollierbar sind. Er gab einen Überblick zu Methoden, Datenerhebung und Auswertung und unterstrich das Prinzip der Reflexivität – individuelle Reflexionen werden notwendigerweise um reflektierende Kommunikationsformen zwischen den Forschungspartner*innen in allen Phasen des Forschungsprozesses erweitert.

8 Die ausführliche Dokumentation der Veranstaltung ist online verfügbar unter https://projekt-perspektivwechsel.com/wp-content/uploads/2019/06/Forschungswerkstatt_PW_Dokumentation_2019.pdf

All diese Dimensionen partizipativen Forschens wurden als komplexe Anforderungen an die Verbundforscher*innen ersichtlich. Doch Jarg Bergold schloss mit einem mutmachenden Statement: „Ich hoffe, Sie sind jetzt durch die Komplexität des Forschungsprozesses nicht abgeschreckt. Partizipative Forschung ist spannend und macht auch viel Spaß!“

Prof. Dr. Antonie Schmiz (Juniorprofessorin IMIS/Universität Osnabrück, inzwischen Professorin an der FU Berlin) gab in ihrem Vortrag *Forschung im Reallabor: Wenn Wissenschaft auf Praxis trifft. Einblicke in die Reallabor-Forschung*. Sie beschrieb den theoretischen Anspruch dieses Ansatzes und berichtete von ihren praktischen Erfahrungen im Reallabor *KoopLab: Teilhabe durch kooperative Freiraumentwicklung in Ankunftsquartieren (KoopLab)*, das in drei Kommunen (Hannover, Leipzig, Dortmund) umgesetzt und wissenschaftlich begleitet wurde. Im Ergebnis wurde festgestellt, dass in diesem Projekt die Kooperationsstrukturen gefestigt und Lernprozesse im Umgang mit zielgruppenspezifischer und kooperativer Stadtplanung ermöglicht werden konnten.

Diskussion

In der anschließenden Diskussion wurde auf Fragen und Themen zum Forschungsansatz eingegangen. Sie begleiteten das Forschungsprojekt über den gesamten Prozess und finden in diesem Schlussbericht Berücksichtigung:

- Was sind *Gütekriterien* partizipativer Forschung?
- Wie sehen die *zeitlichen* Anforderungen für die Projekte konkret aus?
- Was meint *Empowerment* in der kooperativen und partizipativen Forschung?

6 Kooperatives und partizipatives Forschen mit den Praxisprojekten

Die *Kooperation* mit den Leiter*innen der sechs Praxisprojekte war weitgehend pragmatisch und flexibel angelegt. In der Anfangsphase erleichterte sie den Kontakt zu potenziellen Mitforschenden und den Vertrauensaufbau in den Gruppen. In den weiteren Prozessen ermöglichte sie den Austausch über das Praxisprojekt, über lebensweltliche Zusammenhänge und Kontexte. Im Blickpunkt des *partizipativen* Anspruchs standen die Erfahrungen und Interessen der Mitforschenden bei ihrem Ankommen in der neuen Gesellschaft – ihre Eigensicht galt es zu verstehen, gemeinsam zu deuten und praktisch ernst zu nehmen.

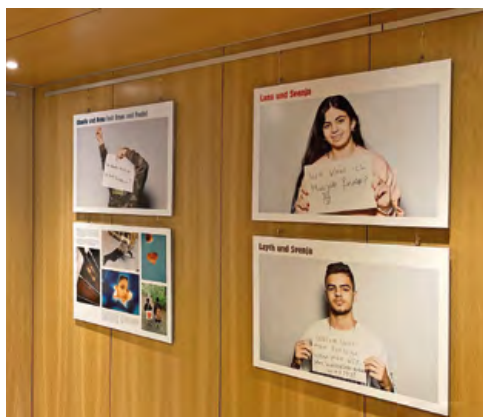
Was wurde erreicht? Welche Lernprozesse wurden ermöglicht, welche Erkenntnisse gewonnen? In diesem Kapitel werden dazu projektspezifische Aspekte beschrieben – ausführlich werden sie in Teil B dieses Schlussberichts aufgezeigt.

Die Forschungsprojekte im Überblick

Im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL haben viele Menschen an komplexen kommunikativen Prozessen mitgewirkt. Folgende tabellarische Übersicht enthält dazu Basisdaten. Vier Forschungsprojekte fanden in großstädtisch-urbanen Kontexten (Berlin, Potsdam) und zwei im kleinstädtisch-ländlichen Umfeld (Nauen und Rheinsberg) statt. In allen Forschungsprojekten arbeiteten wir mit Kooperationspartner*innen zusammen (Träger und Projektleiter*innen der Praxisprojekte, Medienexpert*innen). Vier Forschungsgruppen orientierten sich am partizipativen Anspruch: hier gestalteten Teilnehmer*innen Entscheidungsprozesse mit und beteiligten sich Co-Forscher*innen an Forschungsaufgaben (Interviews, Co-Moderation). In zwei Projekten kam es aus unterschiedlichen Gründen nicht zum Aufbau einer partizipativ arbeitenden Forschungsgruppe. In den meisten Projekten waren auch lokale Akteure in die Prozesse eingebunden.



© syn:format



© WIR GESTALTEN e. V.



© Weiß

Personelle und prozessbezogene Aspekte	1 Theater (Berlin)	2 Patenschaften (Berlin)	3 Nachbarschaftsgarten (Nauen)	4 LYDIA (Rhein- berg)	5 Türöffner (Berlin)	6 Projekt in Potsdam
Kontext						
Großstädtisch, urban	*	*	–	–	*	*
Kleinstädtisch, ländlich	–	–	*	*	–	–
Beteiligte Personen						
Kooperationspartner*innen	3	2	2	1	4	5
Co-Forschende (aktiv-partizipativ im Gesamtprozess)	2	14	4	5	–	–
Mitwirkende (face-to-face-Interviewte, Workshop-Teilnehmer*innen)	10	–	6	4	6	60 – 70
Prozesselemente						
Erkenntnisgewinnung und Veränderungsimpulse	*	*	*	*	*	*
Partizipative Themenfindung	*	–	*	*	–	–
Kooperative Themenfindung	*	*	–	–	*	*
Ausschließlich kooperativer Anteil	–	–	–	–	*	*
Mitwirkung lokaler Akteure, meist punktuell	–	*	*	*	*	–
Öffentliche Präsentation (Ausstellung, filmisches Projektporträt, Kurzvorträge, Veranstaltung)	*	*	–	*	*	–

Tabelle 2: Forschungsprojekte im Überblick: Quantitative Befunde



© Ingeborg Beer



© Türöffner e. V.



© Ulrike Milstrey

6.1 Theater mit Geflüchteten syn:format e.V., Berlin

1

Das Praxisprojekt

Kurzprofil

Das deutsch-syrische Theaterkollektiv wurde im Winter 2015/16 von jungen Männern aus Syrien und Berliner Theatermacherinnen (syn:format e.V.) in der Berliner Gemeinschaftsunterkunft Storkower Straße gegründet. Seither wurden gemeinsam und in veränderter Zusammensetzung mehrere Stücke entwickelt und auf die Bühne gebracht. Mit ihren Fragen und Erzählungen zum Ankommen nach der Flucht luden sie das Publikum zum Perspektivwechsel ein. 2018 wurde syn:format mit dem 1. Preis des vom Berliner Senat ausgelobten FARBENBEKENNEN-Award ausgezeichnet. Das Theater arbeitete partizipativ und kooperativ, die Teilnehmer*innen waren in inhaltliche Konzeption und organisatorische Produktionsabläufe einbezogen.

Kooperationsinteressen

- Wirkungen für das Ankommen von Geflüchteten, Brücken in die Berliner Stadtgesellschaft durch Theater,
- Möglichkeiten einer nachhaltigen Absicherung der Theaterarbeit.

Das Forschungsprojekt

Kurzprofil

Im Forschungsprojekt wurde der Stellenwert des Theaters für das Ankommen der Teilnehmer*innen in den Blick genommen:

Forschungsfragen

- Welche Gefühls- und Erfahrungswelten der Beteiligten werden auf die Bühne gebracht, wie und warum?
- Was bedeutet den Beteiligten das Theater und welche Einflüsse hat es auf sie?
- Welche Bedeutung hat das Theaterkollektiv für das Ankommen der Beteiligten in Berlin?

Methoden

Fokusgruppen, Einzel- und Gruppeninterviews, beobachtende Teilnahme, informelle Gespräche, filmische Dokumentation.

Zusammensetzung der Praxis- und Forschungsgruppe – homogen oder heterogen?

Wie andere Forschungsgruppen ging das Theaterkollektiv der Frage nach, ob Projekte nur mit geflüchteten oder auch mit nicht-geflüchteten Menschen realisiert werden sollen. Im Theaterkollektiv gab es dazu keine einfachen und eindeutigen Antworten, sondern prozessorientierte und pragmatische Vorstellungen. Heterogene Gruppen waren eher ein Ziel als eine Ausgangsoption. Folgende Statements der Beteiligten (TN, TNin) sind dafür beispielhaft:

„Wir haben einige Gemeinsamkeiten in der Gruppe – das ist die Fluchtgeschichte, der Krieg und so. Das hilft natürlich zu mehr Kontakt. Wir sind trotzdem sehr unterschiedlich in der Gruppe, in der Mentalität, woher man kommt. Es macht viele Schwierigkeiten, richtigen Kontakt zu machen. Schaffen wir das? Wir haben auch parallel viele gemeinsame Sachen“ (TN).

„Ich hab gehört, es sei langweilig, alle Geflüchteten machen das gleiche. Aber ich sage: Wir führen die Aspekte zusammen. Das meine ich. Wir sind verbunden mit unserer näheren Vergangenheit, mit Flucht, aber auch Bleiben, Weitergehen ...“ (TNin). „Am besten wäre, wenn auch Deutsche kommen. Wir tun, was wir können“ (TN).

„Mit all der Unterschiedlichkeit zwischen Geflüchteten und Nicht-Geflüchteten, Deutschen und anderen, in dieser Situation du musst deine Energie, deine Konzentration doppelt und dreifach mit dir selbst intensiv in deinem Kopf haben, viele unterschiedliche Sachen verstehen. Das ist möglich mit der Zeit ... Aber wir sind auf dem Weg jetzt, wir werden diesen Punkt auch erreichen“ (TN).



Abbildung 7: Theateraufführung © syn:format

Zum *Ankommen* in Berlin gehören beidseitig WIR-Perspektiven

Die Sichtweisen zum Ankommen nach der Flucht haben sich für die Beteiligten im Laufe der Zeit, wenn auch nicht für alle gleichermaßen, verändert. Wurden in der Anfangsphase vor allem Erfahrungen mit Krieg und Flucht auf die Bühne gebracht und stand der Verlust von Heimat und Familie im Vordergrund, wollten die Theatermacher*innen im weiteren Verlauf mehrheitlich „neue Gedanken in die Gesellschaft“ bringen und „Schritte nach vorne“ tun. Sie wünschten zunächst den Dialog mit der Stadtgesellschaft über das Land Syrien und später dann WIR-Perspektiven zu gesellschaftlichen Themen in Berlin, in Deutschland:

„Mein Heimatland, ich habe Dich verlassen, ohne mich zu verabschieden, ich wusste nicht, dass der Weg der Entfremdung ein Weg ohne Wiederkehr sein würde. Ich habe nicht einmal daran gedacht, dass meine Abwesenheit so lange dauern würde. Ich vermisse dich, Syrien“ (TN).

„Ich musste viel lernen als ich hier angekommen bin. Wenn man aus einem zerstörten

Land kommt, ist auch die Seele zerstört. Ich wollte im Theater mal sehen, dass ich Mut habe, Ängste verliere, dass Dunkelheit in mir rauskommt. Ich habe auch die deutsche Kultur kennengelernt“ (TN).

„Wir möchten als Geflüchtete den Deutschen zeigen, dass wir alle gemeinsam etwas Schönes machen können – egal was. Es gibt keine Grenzen, die Sprache, auch andere Probleme. Wir können das alles schaffen, aber nur gemeinsam, nur miteinander“ (TN).

Selbstwirksamkeit und Empowerment

Die Erweiterung von Handlungsspielräumen für die Beteiligten erwies sich als Wirkkraft der Theaterarbeit. Bei vielen ist die Überzeugung gewachsen, dass sie damit schwierige Herausforderungen auch im Alltag besser meistern können, weil sie Fähigkeit und Selbstvertrauen zu deren Bewältigung hinzugewonnen haben. Die Sozialfigur des defizitären, traumatisierten und hilflosen Flüchtlings wurde von ihnen nachdrücklich praktisch widerlegt.

6.2 Kiezpatenschaften für Flüchtlingskinder WIR GESTALTEN e.V., Berlin-Wedding

2

Das Praxisprojekt

Kurzprofil

Ehrenamtliche Pat*innen unterstützten Kinder aus verschiedenen Ländern vor allem bei der außerschulischen sozialen Teilhabe im Berliner Stadtteil Wedding.

Kooperationsinteressen

- Was bedeutet Teilhabe im Projekt? Inwieweit tragen Patenschaften zu mehr Teilhabe bei?
- Welches Gesellschaftsbild liegt dem gängigen Teilhabebegriff zugrunde (individualistisch, kollektiv, hierarchisch)?

Das Forschungsprojekt

Kurzprofil

Die Patentandems beschäftigten sich in einem Photo-voice-Projekt mit den Erfahrungen der Kinder und Jugendlichen in der Schule und ihrem Alltag im Berliner Stadtteil Wedding sowie mit den Beziehungen zwischen den ehrenamtlichen Pat*innen und den Mentees.

Forschungsfragen

- Wie hilft eine Patenschaft bei den Herausforderungen des Ankommens?
- Wie erleben die Kinder und Jugendlichen Schule in Deutschland, wie gehen sie mit Problemen, Konflikten und Ausgrenzungserfahrungen in der Schule und beim (Sprachen-) Lernen um?
- Welche Unterstützungsstrukturen werden als hilfreich bewertet?

Methoden

Photovoice mit Methodenmix aus Einzel- und Gruppen-gesprächen, Interviews, Workshops, öffentlicher Ausstellung und Ergebnispräsentation.

Von der alten und der neuen Zeit ...

Die Kinder und Jugendlichen berichteten durchweg von großen Anstrengungen, sich in ihrem neuen Lebensumfeld zu orientieren und einzuleben. Sie litten darunter, nicht dazu zu gehören – in der Schule, im Kiez. Sie berichteten von Fremdheit und alltagsrassistischen Erfahrungen. Der Blick zurück in die Heimat Syrien zeigte ihre Sehnsucht nach selbstverständlicher Vertrautheit und Gemeinschaft, die sie hier kaum erfahren.

Drei Jugendliche formulierten dies so:

„Syrien ist meine Heimat, dort verstehen mich die Menschen besser. Und ich meine nicht die Sprache damit.“

„Beim Ramadan waren wir von frühmorgens bis nachts wach. Meine Tante hat uns immer Geschichten erzählt. Das war die alte Zeit.“

„In Syrien kann man nicht mehr leben wie früher, obwohl wir da geboren sind. Ich fühl mich doch hier wohl. Aber ich hab es nicht im Plan, hier weiter zu leben, nur weiter zu studieren, würde ich sagen. Leben würde ich lieber in einem arabischen Land, z. B. so wie Dubai oder Türkei.“

Schule war das wichtigste Thema

Die meist ausgeprägte Motivation der Kinder und Jugendlichen für eine erfolgreiche Bildung ging einher mit Selbstzweifeln, häufig wohl gespeist aus dem internalisierten Defizitblick des Schulalltags. Ihre Mehrsprachigkeit wurde im Unterricht nicht als Ressource, sondern als defizitär und integrationsschädlich bewertet, der Gebrauch der Muttersprache teils sanktioniert. Eine große Herausforderung für sie war die Schriftsprache. Von positiven Erfahrungen mit Schule berichteten die Kinder und Jugendli-

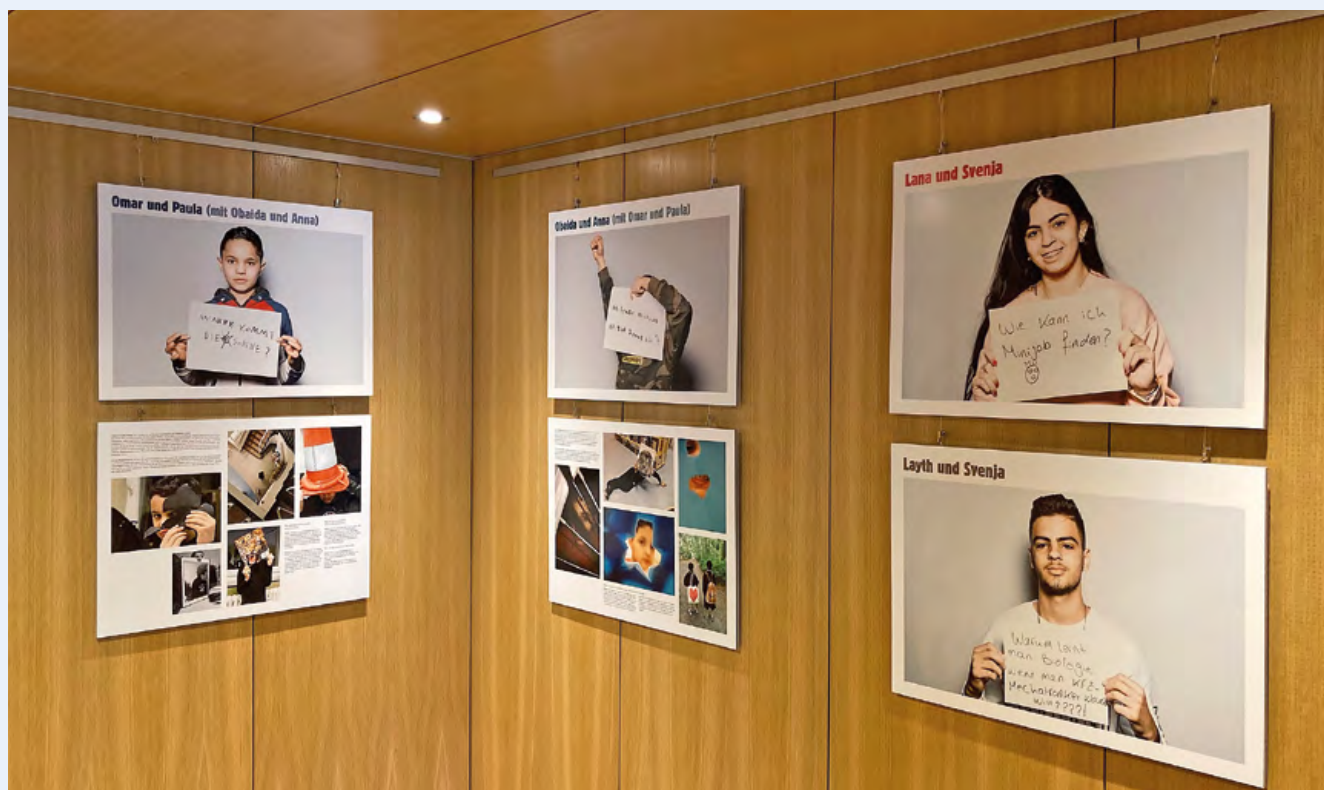


Abbildung 8: Ausstellung Patenschaftsprojekt © WIR GESTALTEN e. V.

chen deutlich weniger als von negativen, der Erfolgsdruck lastete auf fast allen.

„Was ich mir wünsche? Ich brauche eine gute Zukunft, wirklich. Eine erfolgreiche Zukunft. Ich brauche das wirklich unbedingt. Ich arbeite auch viel dafür, ich versuche ja auch, mein Bestes zu geben. Ich möchte mein Abitur machen, denn ich möchte gerne Anwältin oder Ärztin werden... am liebsten beides“ (Jugendliche).

Patenschaften unterstützen das Ankommen

Die Kinder und Jugendlichen schätzten es, dass in der Patenschaft ihr Erfahrungsradius größer wurde und dass sie neue Orte und Menschen kennenlernten. Die Pat*innen unterstützen sie, die Welt in Berlin besser zu verstehen und ihre Erfahrungen besser einzuordnen. Die Mitwirkung im Forschungsprozess führte in den Tandems zu mehr persönlicher Nähe.

„Ich habe mich für die Patenschaft entschieden, damit ich Hilfe für die Schule bekomme“ (Jugendliche).

„Ich habe mich für die Patenschaft entschieden, weil ich Lust auf die Begegnung hatte. Ich interessiere mich dafür, wie eine Beziehung zwischen zwei Menschen entsteht, die auf den ersten Blick wenig miteinander teilen“ (Patin).

„Ich fand's sehr cool, dass das Projekt über so einen langen Zeitraum geführt wurde. Ich hab das Gefühl, dadurch sind wir ganz gut zusammengekommen [...] und dass eine gewisse Vertrautheit zwischen uns allen da ist“ (Patin).

Projektabschluss mit öffentlicher Ausstellung

Öffentliche Aufmerksamkeit erreichten die Kinder und Jugendlichen mit der sechswöchigen Ausstellung ihrer fotografischen Ergebnisse in einer Weddinger Stadtbibliothek. Die positive Resonanz überraschte sie. In seiner Eröffnungsrede lobte ein Vertreter des Jugendamts Wedding ihren Mut, so offen über ihre Erfahrungen zu berichten. Eine weitere Ausstellung war in Planung.

6.3 Nachbarschaftsgarten „Grünes Eck“ Mikado e. V., Nauen

3

Das Praxisprojekt

Kurzprofil

Ziel des Nachbarschaftsgartens ist es, die Menschen aus dem Sozialraum für ihr Quartier und dessen Entwicklung zu interessieren, zu aktivieren, Identifikation und Zusammenhalt zu stärken. Ausdrücklich werden Zugewanderte einbezogen.

Kooperationsinteressen

- Welche Rahmenbedingungen tragen zu interkulturellen Begegnungen bei?
- Wie können mehr Geflüchtete für Begegnung und Engagement im Nachbarschaftsgarten gewonnen werden?

Kontext

Der Nachbarschaftsgarten in der Kleinstadt Nauen ist eines von wenigen Angeboten vor Ort, die Geflüchtete bei ihrem Ankommen begleiten. Es gibt insgesamt nur wenige Träger und für deren Arbeit mangelt es an stadtpolitischer Unterstützung. Erschwerend wirken auch eine aktive rechte Szene und Vorbehalte in Teilen der Bevölkerung.

Das Forschungsprojekt

Kurzprofil

Die Co-Forschenden befassten sich mit dem Erlernen und Praktizieren der deutschen Sprache. Sie wählten damit ein Querschnittsthema für ihr Ankommen und eine Voraussetzung für nahezu jede Form der Teilhabe. Das Thema Nachbarschaftsgarten, an dem der Träger interessiert war, spielte für sie kaum eine Rolle.

Forschungsfragen

- Wie können Integrations- und Sprachkurse bedarfsgerechter ausgerichtet werden?
- Wie gelingt das Weiterlernen der deutschen Sprache nach dem Kurs und welche Unterstützung gibt es dafür?
- Wie gelingt die Alltagsbewältigung trotz Sprachlücken?

Sprach- und Integrationskurse sind wichtig, aber verbesserungsbedürftig

Co-Forschende und Interviewte haben den Sprach- und Integrationskursen eine hohe Bedeutung für das Ankommen in Nauen beigemessen. Diese Einschätzung stand im Missverhältnis zu ihren tatsächlichen Erfahrungen mit schwierigem Zugang zu den Kursen und mangelnder Qualität bei der Durchführung. Aus ihrer Sicht kann eigenständiges Lernen, z. B. mit online-Angeboten, die Kurse zwar ergänzen, aber nicht ersetzen. Bei einem Gespräch mit Vor-Ort-Expert*innen wurden die Erfahrungen der Co-Forscher*innen vorgetragen – weitere Verabredungen kamen jedoch nicht zustande.

„Jede Woche frage ich nach, wann ich einen Kurs machen kann. Dann kopieren die meinen Ausweis und sagen, dass sie mich anrufen. Das passiert aber nicht“ (Co-Forscherin).

„Es müssten verschiedene Lehrkräfte sein, dann kann man mehr lernen“ (Co-Forscher).

„Ich habe die Grundkenntnisse im Kurs verbessert. Das hat mir mehr geholfen als später, als ich selbst gelernt habe“ (Interviewte).

Für Sprachpraxis fehlen die Kontakte

Der Nachbarschaftsgarten, initiiert für Begegnung, trägt aus Sicht der Co-Forschenden kaum zum Praktizieren der deutschen Sprache bei. Es kommen nur wenige Deutsche



Abbildung 9: Der Nachbarschaftsgarten im Frühjahr 2019 © Weiß

und nur selten ergeben sich Gespräche. Co-Forschende und Interviewte hatten sich von informellen Kontakten Einblicke in das Alltagsleben der Menschen erhofft. Doch stattdessen führten die unvermeidlichen Sprachlücken zu Diskriminierungen im sozialen Umfeld. Als besonders gravierend wurde dies auf dem Wohnungsmarkt erlebt. Auch in der Nachbarschaft oder bei der Arbeit gibt es wenig Kontakte. Aus Sicht der Co-Forschenden fehlen in Nauen Menschen, die Brücken bauen wollen.

„Ich bin in den Nachbarschaftsgarten gegangen, damit ich mehr über die Alltagskultur lerne“ (Interviewte).

„Die Flüchtlinge kommen, wenn es konkrete Hilfe gibt. Die Ehrenamtlichen kennen sich zu wenig aus mit Migration, die können nicht helfen“ (Co-Forscher).

Zusammenhalt in der eigensprachlichen Community

In der Kleinstadt Nauen gibt es keine Anlauf- oder Beratungsstelle für die vielen Fragen und Anliegen, die das Ankommen von geflüchteten Menschen unterstützen würden. Hilfen bei der Alltagsbewältigung wie Sprachmittlung, Anträge ausfüllen oder Korrespondenzen erhalten sie überwiegend von der eigensprachlichen Community – sie ermöglicht neben der Einbindung in eine soziale Gemeinschaft (Feste und Begegnungen) die gegenseitige Unterstützung in formalen Angelegenheiten.

„Ich habe rumgefragt, bis ich andere Flüchtlinge getroffen habe, die haben mir bei meinen Problemen geholfen“ (Co-Forscher).

„Wir brauchen Hilfe, um uns selbst besser organisieren zu können. Das macht Kurse und gute Beratung so wichtig“ (Co-Forscher).

6.4 LYDIA Frauentreff ESTAruppin e.V., Rheinsberg

4

Das Praxisprojekt

Kurzprofil

Im Zentrum des von der Robert Bosch Stiftung im Programm *Mitgestalten – Muslimische Frauen engagieren sich* geförderten Praxisprojekts stand das Empowerment der Frauen. Sie wollten ehrenamtlich einen Frauentreff aufbauen und ihn langfristig in Eigenregie aufrechterhalten. Im Ergebnis sahen sie sich mit der Selbstorganisation (Vereinsgründung, Programmgestaltung etc.) jedoch überfordert – sie nutzen nun den Treffpunkt unter dem Dach des Trägers weiter.

Kooperationsinteressen

- Wie kann eine langfristige und selbstorganisierte Treffpunktarbeit eigenständig und herkunftsübergreifend aufgebaut werden?
- Wie kann die Treffpunktarbeit zu einem besseren Integrationsklima im Gemeinwesen beitragen?

Das Forschungsprojekt

Kurzprofil

Die Frauen entschieden sich für das Forschungsthema *Nachbarschaft*. Ausgangspunkt waren aktuelle Konflikterfahrungen. Zum vertieften Verständnis ihrer Sichtweisen legten sie großen Wert auf Erzählungen aus afghanischen Heimatstädten.

Kontext

Kleinstadt mit hohem kulturellen Anspruch und der Wirtschaftssäule Tourismus. Stadtpolitische Kontroversen zum Umgang mit Vielfalt und aktives rechtes Milieu erschweren eine offene Dialogkultur.

Forschungsfragen

- Räumlicher und sozialer Charakter von Nachbarschaft? Was ist eine „gute“ oder „schlechte“ Nachbarschaft?
- Erfahrungen in Rheinsberg und in den Heimatstädten? Religiöse Einflüsse auf Alltagshandeln?
- Wie können aktuelle Konflikte rund um den Spielplatz Zickenwiese gemindert, Veränderungsbedarfe positiv beeinflusst werden?

Forschen – was ist gemeint, und wie geht das gemeinsam?

In der Anfangsphase wurde in allen Forschungsgruppen über partizipatives Forschen gesprochen. Im LYDIA-Projekt begann die Fokusgruppe mit dem Nachdenken darüber, was *Forschen* bedeutet. Dabei knüpften die Frauen an ihre Alltagserfahrungen an. Mit Hilfe des Google-Übersetzers wurden die Begriffe *Forschung* und *Forschen* in Farsi und Russisch übersetzt und sich darüber ausgetauscht. Es dominierte die Auffassung: „Wir suchen die Wahrheit“. So machten wir uns auf den Weg.

Wie geht Forschen? Wer macht das?

„Zum Beispiel Polizisten. Wenn einer kriminell ist und behauptet, er hätte nichts gemacht, dann wird nachgeforscht. Beim Arzt wird geforscht, nach den Ursachen von Krankheiten. Und der Lehrer will herausfinden, woran es liegt, wenn Kinder streiten. Auch an

Universitäten und in der Wissenschaft wird geforscht“ (Co-Forscherin).

Wie lässt sich „etwas herausfinden“?

„Zum Beispiel: Ich lese etwas in einem Buch und glaube es nicht, dann forsche, recherchiere ich. Oder wir gehen zum Interview, dann will der Interviewer etwas herausfinden. Auch in der Wissenschaft wird beim Forschen recherchiert“ (Co-Forscherin).

Wer kann zu Nachbarschaft forschen?

„Eigentlich jeder, denn jede(r) ist ein(e) Nachbar(in) – und hat Erfahrungen mit Nachbarschaft. Gleichwohl gibt es Unterschiede. Zur Nachbarschaft in Rheinsberg seid ihr die Expertinnen, ihr macht alltäglich eure Erfahrungen. Und Helene und ich? Wir können



Abbildung 10: Spielpark Zickenwiese © Ingeborg Beer

uns mit euch dazu Fragen überlegen, darüber sprechen, Interviews mit anderen führen ...“ (Verbundforscherin).

Soziale Wirklichkeit verstehen und verändern – Umsetzung im Forschungsprozess

Im geschützten Raum von LYDIA und durch das besondere Engagement einer Co-Forscherin (sprachlich, organisatorisch) konnten die Frauen ihre Erfahrungen zum selbst gewählten Thema *Nachbarschaft* einbringen und teilweise selbstständig bearbeiten. Doch waren Teilhabe- und Empowermenterfahrungen aufgrund sprachlicher Hürden einiger Frauen nicht für alle gleichermaßen möglich. Der Einsatz einer Sprachmittlerin konnte nur punktuell organisiert werden. Visualisierungen in Form von Zeichnungen waren in der Gruppe weniger erwünscht als Gruppengespräche unter Einsatz von digitalen Übersetzungsprogrammen.

Als lokale Akteure im Praxis- und Forschungsprojekt anlässlich nachbarschaftlicher Konflikte rund um den Spiel-

park Zickenwiese um Unterstützung anfragten, stimmten die Frauen zu. Sie machten eine Begehung und dokumentierten Konfliktanlässe (Schmutz, Lärm etc.). Ihre Veränderungswünsche für das Wohnumfeld wurden gegenüber dem Bürgermeister vorgebracht – sie betrafen vor allem mehr Familienfreundlichkeit (Treffpunkte, Spielplätze etc.), die Beschäftigungschancen der Frauen in Rheinsberg sowie bessere Verkehrsverbindungen zu den Arbeitsstellen der Männer nach Berlin.

Nachbarschafts-Erfahrungen in Afghanistan – „Hier ist es ganz anders“

Zur Vertiefung des Nachbarschaftsthemas war den Frauen der Blick in ihre Heimatstädte wichtig. Während sie das nachbarschaftliche Leben in Afghanistan als gemeinschaftlich und nahezu familiär erlebten, erfahren sie Nachbarschaft in Rheinsberg „ganz anders“: jede Mietpartei lebt für sich. Der gemeinschaftliche Charakter wird vermisst und scheint nur ansatzweise in der (auch weiter entfernt und verstreut wohnenden) afghanischen Community realisierbar.

6.5 Türöffner. Job-Netzwerk für Geflüchtete

Türöffner e. V., Berlin-Köpenick

5

Das Praxisprojekt

Kurzprofil

Türöffner e. V. wurde im April 2016 als gemeinnütziger Verein gegründet. Die Initiative dafür ergriffen der Leiter der Gemeinschaftsunterkunft und ein Köpenicker Bauunternehmer vom Wirtschaftsrat des Bundesligaver eins 1. FC Union Berlin. Zur weiteren Unterstützung konnten sie zahlreiche Akteure aus Wirtschaft und Zivilgesellschaft gewinnen. Ziel des Vereins ist es, geflüchteten Menschen Türen in den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt und ins gesellschaftliche Leben zu öffnen: durch Vermittlung in Praktika, Ausbildung und reguläre Beschäftigung und Unterstützung der Unternehmen in rechtlichen und organisatorischen Angelegenheiten.

Kooperationsinteressen

- Erfahrungen und Sichtweisen von Unternehmen kennenlernen,
- Unterstützung bei Akquisition von Förderung, Öffentlichkeitsarbeit, Austausch, Begleitung.

Das Forschungsprojekt

Kurzprofil

Im Forschungsprojekt wurden in Kooperation mit Türöffner e. V. die Erfahrungen der Unternehmen bei der Integration von Geflüchteten in den Blick genommen und eine Online-Befragung durchgeführt. Daran haben sich zehn Unternehmen beteiligt.

Forschungsfragen

- Erfahrungen und Sichtweisen von Unternehmen zur betrieblichen Integration von Geflüchteten,
- Bewertung der Netzwerk- und Öffentlichkeitsarbeit,
- Fördermittelakquisition zur Verstetigung der Projektarbeit.

Methoden

Kooperative Konzeptionierung und Durchführung der Online-Befragung von Unternehmen mit Türöffner e. V., Präsentation des Forschungsprojekts und von Befragungsergebnissen, beobachtende Teilnahme, Interview mit einem Vor-Ort-Experten sowie informelle Gespräche mit Geflüchteten und Ehrenamtlichen.

Kooperations- und Forschungsprozess

Netzwerkarbeit wird von Türöffner e. V. großgeschrieben. Mehr noch: In Anlehnung an Sozialkapital-Theorien und deren bedeutende Protagonisten (Robert Putnam 1995, James S. Coleman 1991) waren positive Effekte der Vernetzung praktisch zu beobachten: Der Verein produziert soziales Kapital und vermehrt es, indem er mit Hilfe eines breiten lokalen Netzwerks ein Vermögen schafft, das gemeinsames Handeln für mehr Teilhabe geflüchteter Menschen am Arbeitsmarkt und im Sozialraum ermöglicht und die Vereinsarbeit unterstützt. Motor für eine solche Engagementkultur ist der Bundesligist 1. FC Union Berlin, der seinerseits als Türöffner wirkt. Der Verein folgt einem ganzheitlichen Ansatz: Akteure arbeiten in den Teilhabefeldern Arbeit – Wohnen – Nachbarschaft zusammen, Vertreter*innen der Berliner Förderstrategie BENN (Berlin Entwickelt Neue Nachbarschaften) sind unterstützend eingebunden.

Online-Befragung von Unternehmen

Die ursprünglich geplante Kooperation mit einem international besetzten studentischen Lehrprojekt der Berliner HTW Hochschule für Technik und Wirtschaft zur Umsetzung der partizipativen Forschungsstrategie konnte krankheitsbedingt nicht stattfinden. Auf Wunsch von Türöffner e. V. wurde daraufhin eine Online-Befragung von Unternehmen aus dem Netzwerk durchgeführt, der Fragebogen kooperativ erarbeitet, die Durchführung organisiert, für Beteiligung geworben und die Ergebnisse bewertet.

Sichtweisen von Unternehmen: Beispiele

Zwei Beweggründe für die betriebliche Integration spielen für die Unternehmen eine große Rolle: Sie wollen soziale Verantwortung übernehmen und dem Fach- und Hilfskräftemangel entgegenwirken. Die Vermittlung der Beschäftigten durch Türöffner e. V. wurde mehrheitlich gewünscht und als hilfreich angesehen. Als größte Herausforderun-



Abbildung 11: Arbeit in der Werkstatt © Türöffner e. V.

gen bei der betrieblichen Integration wurden Sprachprobleme, mangelnde Kompetenzen und Vorkenntnisse sowie ein hoher Betreuungsaufwand genannt. Vor allem politische und institutionelle Rahmenbedingungen bedürfen aus Sicht der befragten Unternehmen einer Veränderung:

Für die betriebliche Organisation werden bessere Vorbereitung durch Politik und Verwaltung gewünscht. So sollen geflüchtete Menschen die Möglichkeit haben, „Deutsch zu lernen von der 1. Minute an“. Auch werden „bessere Vorbereitungs- und Integrationskurse“ für erforderlich angesehen. Als wichtig wird die Unterstützung bei „Amtsgängen und dem Formulkrieg gehalten“ und auch für private Bereiche angeregt.

Geflüchtete brauchen mehr Sicherheit für ihre „persönliche Bleibeperspektive“.

Die Menschen sollen frühzeitig über das Duale System informiert werden: dass langfristig durch eine berufliche Ausbildung auch bessere Einkommens- und Aufstiegsmöglichkeiten bestehen.

Auch an Geflüchtete richten sich unternehmerische Erwartungen, vor allem an deren „grundsätzliche Akzeptanz der Tatsache, dass man nun mal jetzt hier ist und die Chance hat, sich ein neues Leben aufzubauen und diese auch nutzt. Nur so kann jemand auch motiviert sein, in die Zukunft zu investieren“. Das „Interesse an deutscher Kultur und christlichen Werten“ wird für wichtig angesehen.

6.6 Kultur. Raum und Lotse für Integration und Nachbarschaft Begegnungseinrichtungen in Potsdam

6

Das Praxisprojekt

Ursprüngliche Zielorientierung

Die Anfangsphase war von der Kooperation mit Soziale Stadt Potsdam e. V. im Begegnungszentrum *oskar* in der Gartenstadt Drewitz geprägt. Ziel des Vereins war es, Zugänge von Geflüchteten in Netzwerke sowie in Kultur- und Nachbarschaftsangebote zu erleichtern, Begegnungen zu fördern und Gemeinwesenarbeit zu stärken.

Partizipatives Forschen sollte dazu einen Beitrag leisten und die Sichtweisen geflüchteter Menschen durch deren Teilhabe an Forschung ins Blickfeld rücken.

Brüche durch strukturelle und personelle Veränderungen

Mit der Überführung des Vereins Soziale Stadt Potsdam e. V. in die Soziale Stadt ProPotsdam gGmbH veränderten sich die Rahmungen und Spielräume für die forschende Zusammenarbeit: Aufgrund der zunehmenden Komplexität von Aufgaben, von verknüpften zeitlichen Ressourcen und neuen personellen Konstellationen geriet der zunächst erfolgreich begonnene Kooperationsprozess in schwierige Fahrwasser. Im Ergebnis konnte der beabsichtigte partizipative Forschungsprozess mit geflüchteten Menschen nicht initiiert werden.

Das Forschungsprojekt

Ursprüngliche Forschungsfragen

Wie kann die Kommunikation zwischen neuen Potsdamer*innen und Akteuren der Quartiersarbeit gestärkt werden? Wie gelingt die Integration neuer Nachbarschaften? Wie kann das soziale Zusammenleben der neuen und alten Nachbar*innen gestärkt und gestaltet werden? Welche Voraussetzung brauchen der öffentliche Raum und soziale Einrichtungen, um interkulturelle Begegnungen zu fördern?

Neue Partnerschaft mit dem Begegnungscafé Babelsberg

Die Umbruchphase bei *oskar* haben wir genutzt, um uns den Sichtweisen geflüchteter Menschen zu ihrem Ankommen in Potsdam noch auf anderen Wegen anzunähern. Dies wurde durch die gute Zusammenarbeit mit Martina und Günther Kruse im Begegnungscafé Babelsberg möglich.

Workshop zum Thema Nachbarschaft

Insbesondere erwies sich der Workshop zum Thema Nachbarschaft als inhaltliche und methodische Bereicherung. Gleichwohl behielt er punktuellen Charakter, da die Ergebnisse nicht in einen längeren kooperativen und partizipativen Forschungsprozess mit *oskar* eingebunden und weiterentwickelt werden konnten.

(Selbst-)kritische Reflexionen, Lerneffekte

Die trägerinternen Umstrukturierungen und personellen Wechsel bei *oskar* erschwerten das Aushandeln der Ziele und Prozesse in neuen Konstellationen. Es hätte darauf mehr Zeit verwandt, Erwartungen und Rollen deutlicher kommuniziert und hinsichtlich der Tragfähigkeit der Kooperation frühzeitiger entschieden werden müssen. Unsere Hoffnung, dass die Zusammenarbeit nach zunächst konstruktiven Absprachen und weiterem Abwarten in erfolgreiche Prozesse überführt werden könnte, erwies sich als Hemmnis. Auch haben wir es versäumt, die Vertreterinnen von *oskar* zum Nachbarschafts-Workshop im Begegnungscafé einzuladen und die Veranstaltung als Impuls für eine mögliche Reaktivierung des Gesamtprozesses zu nutzen.

Das Begegnungscafé Babelsberg

In den ersten fünf Jahre seines Bestands hat sich das Begegnungscafé Babelsberg zu einem festen und stark nachgefragten internationalen Treffpunkt entwickelt. Es gründet vor allem auf ehrenamtlichem Engagement. Insgesamt wurden in dieser Zeit mehr als 15.000 Gäste

empfangen und etwa 10.000 ehrenamtliche Helferstunden geleistet (vgl. Demographieportal). Jeden Sonntag-nachmittag bietet das Begegnungscafé Möglichkeiten zum gegenseitigen Kennenlernen, für Austausch, Beratung und Unterstützung. Jede Woche steht ein anderes Schwerpunktthema im Mittelpunkt. So wurde über die Rolle der Frau oder über Heimat referiert und diskutiert

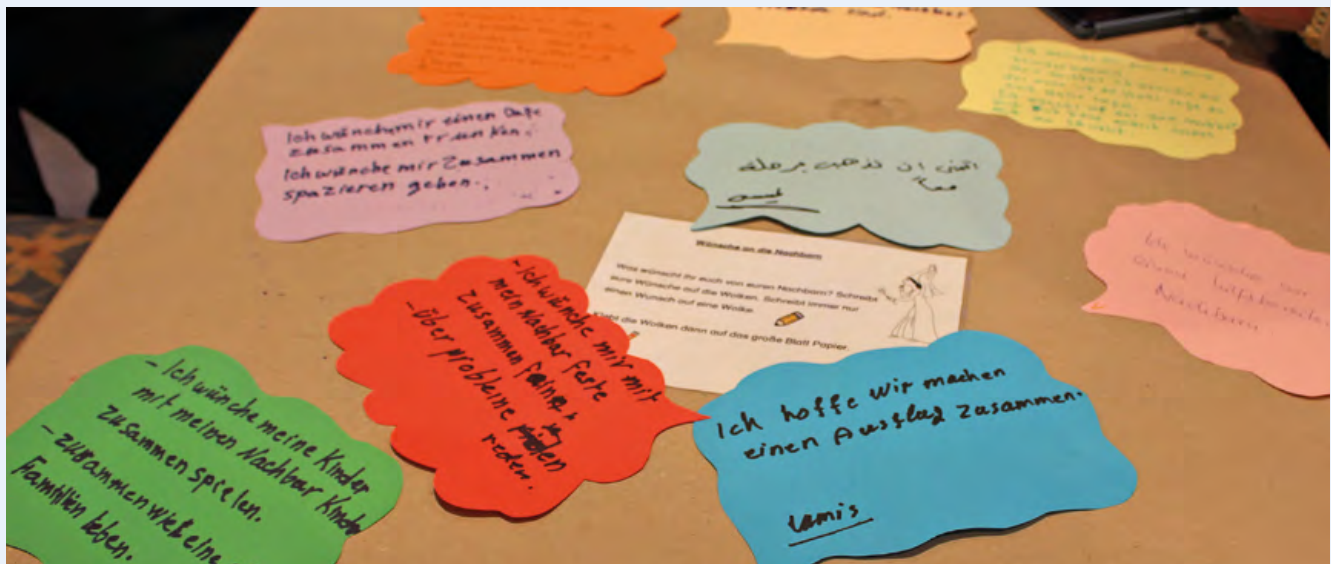


Abbildung 12: Arbeitstisch im World-Café © Ulrike Miltrey

oder mit Matthias Platzeck, dem ehemaligen Ministerpräsidenten von Brandenburg, über die friedliche Revolution in der DDR gesprochen. Gemeinsames Singen, Geburtstage feiern und Fußball spielen gehören ebenso zum Programm wie Workshops und Deutsch üben. Darüber hinaus werden gemeinsame Exkursionen und Ausflüge organisiert und Patenschaften übernommen. Das Begegnungscafé und ehrenamtliche Mitarbeiter*innen wurden dafür mehrfach ausgezeichnet.

Kooperations- und Beteiligungseffekte

Workshop ermöglichte Innensichten und Austausch zum Thema Nachbarschaft

Der Workshop zum Thema Nachbarschaft war ein punktuelles Ereignis und nicht in einen forschenden Gesamtprozess eingebunden. Alle professionell und ehrenamtlich Beteiligten waren an dem Thema interessiert und versprachen sich davon inhaltlich wie methodisch einen Gewinn. Wir sahen zudem die Möglichkeit, Brücken zu den LYDIA-Frauen zu bauen. Doch konnte der Austausch mit dieser Forschungsgruppe – nun coronabedingt und aufgrund der begrenzten Zeitbudgets der Frauen – nicht stattfinden. Wir haben in Rheinsberg zwar von den Workshop-Ergebnissen berichtet, doch hätte erst der Austausch zu den Ergebnissen unter Beteiligung von Wohnungsunternehmen und anderen Akteuren praxisrelevante Impulse ermöglichen können.

Methode World-Café – für partizipatives Forschen in großen Gruppen gut geeignet

Die Durchführung des Workshops orientierte sich an der Methode World-Café. An kleinen Tischen nahmen die Be-

sucher*innen Platz, um über folgende vorbereitete Fragen zu sprechen, unterschiedliche Perspektiven kennenzulernen und miteinander zu kooperieren:

- Was wünsche ich mir von meinen Nachbar*innen? Was erwarte ich von einer „guten“ Nachbarschaft?
- Welche Probleme gibt es in meiner Nachbarschaft? Wer ist ein „schwieriger“ Nachbar, eine „schwierige“ Nachbarin?
- Wie lerne ich Nachbar*innen kennen?

An einigen Tischen gab es Moderator*innen, andere Gruppen organisierten sich selbst. Am Ende wurden die Ergebnisse in Tandem-Besetzung dem Plenum vorgestellt.

Die Bewertungen der Methode durch das Leitungsteam waren bei der nachbereitenden Reflexion des Workshops durchweg positiv. Sie ist auch für partizipative Forschungsprozesse mit größeren Gruppen empfehlenswert.

„Es hat mich fasziniert, dass alle bis zum Ende so intensiv gearbeitet haben. Und wie viel zusammengetragen wurde!“

„In der kurzen Zeit wusste man sehr viel von dem anderen, was er macht, was ihm gefällt, was ihn stört. Das ergab sich untereinander spielerisch-informativ.“

7 Partnerschaftliches Forschen: Wer war wie und woran beteiligt?

Auf mehreren Ebenen und mit unterschiedlichen Zielen fand mit Personen, Gruppen und Akteuren eine partnerschaftliche Zusammenarbeit statt. Im Mittelpunkt stand die *Partizipationsebene* mit den Forschungsgruppen: Hier arbeiteten Verbundforscher*innen und Menschen mit Fluchtbiografie (im Patenschaftsprojekt auch mit Ehrenamtlichen) zusammen. Die Partnerschaften auf der *Kooperationsebene* ergab sich meist aus der Themenorientierung der Forschungsgruppen. Auf der fachlichen Reflexionsebene erhielt das Forschungsprojekt Unterstützung und Lernimpulse aus unterschiedlichen fachlichen Blickwinkeln. Es wurden Netzwerkknotten geknüpft und es fand kollegialer Austausch statt. Nebestehende Grafik gibt dazu einen Überblick.

Verbundforscher*innen, beruflich Forschende

Das Kernteam aus fünf beruflich Forschenden bestand aus drei Sozialwissenschaftlerinnen (Soziologie und Psychologie), einer Stadtplanerin und einem ehemaligen Soziologiestudenten aus Syrien. Sie verfügten über Erfahrungen in Beteiligungsprozessen und sind in konzeptionelle Arbeitszusammenhänge der jeweiligen Büros zu Migrations- und Fluchtthemen eingebunden. Der Mitarbeiter aus Syrien war in einem der Büros auf Minijob-Basis tätig. Die Forschenden bezeichneten sich – im Unterschied zu den meisten partizipativen Forschungsprojekten im Hochschulbereich – nicht als *akademisch* Forschende, sondern als *beruflich* Forschende oder *Verbundforschende*.

Kooperationsebene

Auf der Kooperationsebene waren Vertreter*innen der Träger und die *Leiter*innen der Praxisprojekte*, lokale Akteure und Vor-Ort-Expert*innen sowie externe Medienfachleute beteiligt. Sie folgten weitgehend ihren eigenen projektbezogenen, bildungspolitischen, regionalen oder

medialen Interessen und erwarteten von der Kooperation mit dem Forschungsverbund dafür einen Nutzen – Reziprozität prägte die jeweiligen Beziehungsgeflechte.

- In den Partnerschaften mit den Leiter*innen der Praxisprojekte spielten vor allem organisatorische Aspekte sowie der Austausch zu Qualitätsaspekten der Praxisprojekte und Beratungen zu Fördermöglichkeiten eine Rolle. Gemeinsame Reflexionen wurden als hilfreich angesehen. Sie erfolgten in unregelmäßigen Abständen, orientierten sich am Bedarf und waren für Deutung und Einordnung von Ergebnissen wichtig. Während manche Projektleiter*innen sich intensiv einbrachten, war dies anderen aufgrund begrenzter finanzieller und zeitlicher Ressourcen nur punktuell möglich. In zwei Projekten konzentrierte sich die Partnerschaft auf die Kooperationsebene – es fanden keine partizipativen Forschungsprozesse statt (siehe Beschreibung der Projekte 5 und 6).
- Die Kooperationen mit *lokalen Akteuren und Vor-Ort-Expert*innen* waren vor allem inhaltlich-thematisch orientiert und eher punktuell. Der Quartiersmanager aus dem Soziale-Stadt-Gebiet in Rheinsberg unterstützte uns beim Zugang zum Quartier und zur Förderkulisse. Beim Austausch zu Sprachkursen in Nauen waren die Integrationsbeauftragte und der Bildungsbeauftragte beteiligt. Und in Rheinsberg kamen anlässlich von Nachbarschaftskonflikten im Wohnumfeld lokale Akteure auf das LYDIA-Projekt zu. Im Patenschaftsprojekt erwies sich vor allem die Ausstellung als kooperationsfördernd.
- Zur Erstellung der filmischen Dokumentationen für das Theaterprojekt und für Türöffner e. V. bereiteten wir gemeinsam die Konzepte und Fragen für Interviews vor.



Abbildung 13: Ebenen und Akteure im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL © eigene Darstellung

Partizipationsebene

In den Forschungsgruppen arbeiteten Verbundforscher*innen und vorwiegend Personen mit Fluchtbio-graphie kontinuierlich zusammen. Ihre Zahl variierte von Projekt zu Projekt. Überwiegend handelte es sich dabei um Erwachsene; nur im Patenschaftsprojekt waren auch Kinder und Jugendliche beteiligt. Der Aufbau der Forschungsgruppen dauerte unterschiedlich lange. Dort, wo beim Träger bereits eine feste Gruppe bestand, gelang der Einstieg in die partizipativen Prozesse recht zügig. Wenn Gruppen erst aufgebaut oder Kontakte zu Geflüchteten erst gesucht werden mussten, gestaltete sich dieser Prozess langwierig und arbeitsintensiv.

Wie bereits beschrieben, waren Bildungsressourcen und sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten in den Forschungsgruppen ungleich verteilt, so dass co-forschende Tätigkeiten wie die Durchführung von Interviews, Co-Moderation etc. nicht von allen gleichermaßen geleistet werden konnten – diese Asymmetrien ließen sich kaum überwinden. Da wir als zentrales Kriterium für *partizipative Praxis* und Co-Forschung ein inhaltliches, methodisches oder organisatorisches *Mitentscheiden und Mitgestalten der Forschungsprozesse* ansahen, hielten wir im Rückblick folgende Rollendifferenzierung der Gruppenmitglieder für sinnvoll:

- *Co-Forschende*, die in allen Phasen eines Forschungsprojekts gestaltende Rollen übernahmen und sich an methodischen Formaten aktiv beteiligten (Durchführung von Interviews, Beteiligung an Schulung, Co-Moderation etc.),
- *Mitwirkende*, die sich aktiv in bestimmte *Settings* und mit inhaltlichen Beiträgen einbrachten (Mitwirkung im World-Café, Interviewte).

Fachliche Reflexionen und Forschungsbegleitung

An der wissenschaftlichen *Forschungsbegleitung* haben Jarg Bergold als Experte des partizipativen Forschungsansatzes (em. Prof. der FU Berlin) und Sosan Azad als Expertin für interkulturelle Kommunikation (Büro für Mediation und Interkulturelle Kommunikation GmbH) sowie Olaf Schnur als Bereichsleiter *Forschung* im vhw mitgewirkt. Es fanden drei längere Reflexionsgespräche und eine Diskussion zum Zwischenbericht statt. Vom Forschungsteam wurden Ergebnisse und Fortschritte der einzelnen Forschungsgruppen sowie Forschungsnotizen dargestellt und anhand eines Projekts (LYDIA) vertiefend diskutiert. Im Mittelpunkt standen Fragen zum theoretischen Verständnis einzelner Komponenten partizipativen Forschens und deren Umsetzung in den Forschungsprozessen (Reflexion, Macht, Stufen der Partizipation etc.).

Darüber hinaus wurde den Verbundforschenden „mehr Mut zum Experimentieren“ gemacht, „weniger Akademisches“ angeregt und vorgeschlagen, „mehr Zeit draußen zu verbringen“. Auch wurde auf die Gefahr des Stereotypisierens hingewiesen.

Kollegialer Austausch

Vier online geführte Austauschgespräche mit erfahrenen Forscher*innen im Feld partizipativen Forschens ermöglichten uns den inhaltlichen Anschluss an aktuelle Debatten der Forschung, die Einbeziehung zusätzlicher disziplinärer Perspektiven und damit die Einordnung und Validierung von Ergebnissen. Beteiligt waren neben den Verbundforscher*innen Marilena von Köppen, Kristina Schmidt, Sabine Tiefenthaler, Stefan Thomas und Olaf Schnur. Themen waren: Prozessgestaltung, Empowerment, Verschränkung von Perspektiven, Grenzen partizipativer Forschung.

In einem Fachgespräch zum Thema *Nachbarschaftliches Zusammenleben bei zunehmender Vielfalt von Werte- und Glaubensorientierungen* wurden Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis zusammengeführt. Organisiert wurde es von Verbundforscherinnen in Zusammenarbeit mit Vertreterinnen von BENN (Berlin Entwickelt Neue

Nachbarschaften, SenSW). Neben Vertreter*innen der Senatsverwaltung und Verbundforscher*innen waren Islamwissenschaftler daran beteiligt.

Die Ergebnisse der online geführten Austauschgespräche und des Fachgesprächs sind in die Arbeit mit den Co-Forscher*innen und in unsere weiteren Reflexionen eingeflossen.

Vernetzung

Als Verbundforscherinnen hatten wir großes Interesse an einer Vernetzung mit der *Berliner Werkstatt für partizipative Forschung*. Diese jährlich stattfindenden Veranstaltungen führen Akteur*innen aus Wissenschaft, Praxis und Zivilgesellschaft zusammen, um forschungspraktische und -strategische Anliegen der partizipativen Forschung zu diskutieren. Sie bieten Einblicke in die Vielfalt laufender Projekte und geben Raum für Austausch.

Wir brachten uns in zwei Berliner Werkstätten ein: in die 3. Werkstatt zum Thema *Teilhabe geflüchteter Menschen*⁹ und in die 5. Werkstatt, zum Thema *Empowerment in der partizipativen Forschung mit Geflüchteten: machbarer Anspruch, Überforderung, Zauberwort?*¹⁰

⁹ Tagungsdokumentationen online verfügbar unter: https://www.khsb-berlin.de/sites/default/files/%C3%9Cbersicht%20Workshops%26Werkst%C3%A4tte_2019.pdf

¹⁰ sowie partnet-gesundheit.de/wp-content/uploads/2021/04/dokuberlinerwerkstatt2021_web.pdf

8 Partizipative Forschungsprozesse: Kontexte, Elemente und Dynamiken

Die partizipativen Forschungsprozesse erwiesen sich als voraussetzungs- und anspruchsvoll. Sie wurden mit vier der sechs Forschungsgruppen umgesetzt und orientierten sich an den Kriterien des *Mitentscheidens* und *Mitgestaltens* bei Erkenntnisgewinnung und lebensweltlicher Einflussnahme. In den beiden anderen Fällen dominierte der *kooperative* Charakter. Im Projekt *Türöffner* konzentrierte sich das Forschungsrepertoire auf eine quantitative Online-Befragung von Unternehmen, an deren Erstellung und Durchführung die Geschäftsführerin und Vereinsgremien beteiligt waren, aber Menschen mit Fluchtbio-

grafie nicht mitwirkten. Im *Potsdamer Projekt* beschränkte sich das partnerschaftlich-inhaltliche Forschen auf einen punktuellen Workshop zum Thema Nachbarschaft – hier wurde kein kontinuierlicher Prozess aufgebaut.

Als Grundlage für Orientierung, Planung und Reflexion partizipativer Forschungsprozesse diente uns das Prozessmodell von Jarg Bergold. Auch die Auseinandersetzung mit dem daran angelehnten und modifizierten Modell von Marilena von Köppen et al. (2020: 30, siehe auch Teil B Partnerschaftsprojekt) wurde dafür genutzt.

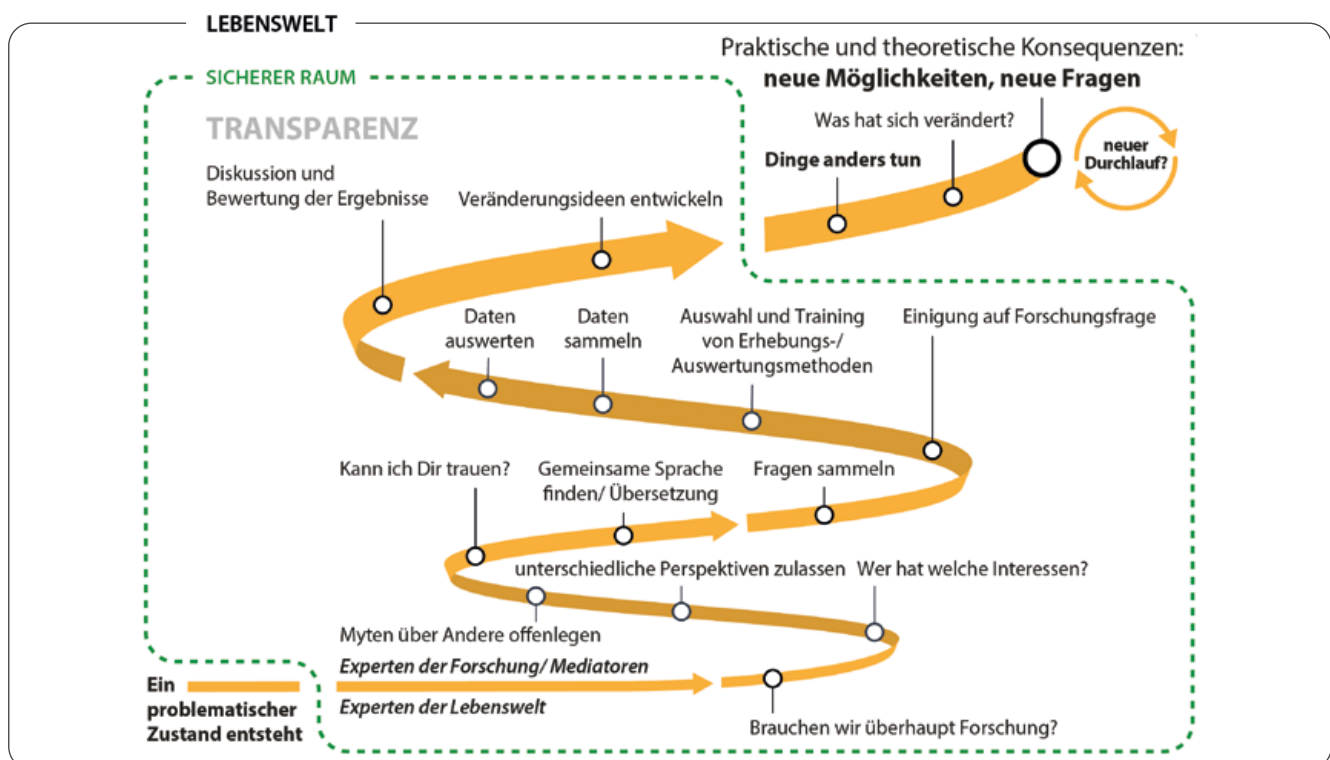


Abbildung 14: Modellhafte Darstellung eines partizipativen Forschungsprozesses
Quelle: Bergold (Grundlage: Bergold & Hermann 2006, angeregt durch Wadsworth 1998)

8.1 Lebenswelten und Alltagswissen

Im Prozessmodell wird mit der Rahmung *Lebenswelt* darauf hingewiesen, dass partizipative Forschungsprozesse in den gelebten Alltagswelten der Menschen situiert sind. Das Alltagswissen der Mitforschenden ist Ausgangspunkt für wissenschaftliches Verstehen und wirkt auf deren Lebenswelten zurück. Was aber ist unter *Lebenswelt* zu verstehen? Was meint *Alltagswissen*? Und welche Relevanz haben die Begriffe für partnerschaftliche Forschungsprozesse?

Theoretische Bezüge und prozessrelevante Aspekte

In ihren philosophischen und soziologischen Zugängen zur Welt befassten sich vor allem Edmund Husserl, Alfred Schütz und Jürgen Habermas sowie Peter Berger und Thomas Luckmann mit *Lebenswelt* und *Alltagswelt*. Für die professionelle Praxis der Sozialen Arbeit etablierte Hans Thiersch das theoretische Konzept der *Lebensweltorientierung*, „um soziale Strukturen und Lebensräume so zu gestalten, dass Menschen sich in ihnen als Subjekt ihres Lebens erfahren können“ (Füssenhäuser & Thiersch 2001: 1893; vgl. dazu auch Thiersch 1992).

Für Edmund Husserl ist die *Lebenswelt* die Welt der reinen Erfahrung und des unmittelbaren Erlebens. Hier wirken alltägliche Handlungen, die gesellschaftlich vorgeprägt sind und nicht immer überprüft werden müssen, die zu Gewohnheit und Routine geworden sind. Alfred Schütz hat daran angeknüpft und unter *Alltagswelten* die den Subjekten nächsten Zonen des raumzeitlichen *Hier* und *Jetzt* verstanden – die Menschen finden ihre Lebenswelt als gegeben vor, orientieren sich darin mit großer Selbstverständlichkeit und können sie auch verändern. Alltagswissen wird als vor-wissenschaftliches Wissen begründet:

„Die Wissenschaften, die menschliches Handeln und Denken deuten und erklären wollen, müssen mit einer Beschreibung der Grundstrukturen der vorwissenschaftlichen, für den – in der natürlichen Einstellung verharrenden – Menschen selbstverständlichen Wirklichkeit beginnen. Diese Wirklichkeit ist die alltägliche Lebenswelt“ (Schütz & Luckmann 2003: 29).

Mit den Grundstrukturen der selbstverständlichen Wirklichkeit zu beginnen, stellt partizipatives Forschen mit Geflüchteten vor besondere Herausforderungen. Angesichts einer Wirklichkeit mit unsicheren Bleibeperspektiven und alltäglichen Veränderungsdynamiken entwickeln sich neue Gewohnheiten und Routinen für die Menschen nur lang-

sam und gestalten sich vielfach konfliktreich. Sie müssen ihre lebensweltlichen Bereiche – ob Familie, Schule, Sprachkurse, Behördenkontakte, Arbeitsstelle oder Nachbarschaft – individuell immer wieder neu konstruieren und aufeinander abstimmen und ihr Alltagswissen darüber mit anderen kommunikativ teilen. Die Dynamiken ihres Alltagslebens – Orts- und Wohnungswechsel, Veränderungen von sozialen Beziehungen, zeitlich begrenzte Projekte etc. – führen dazu, dass sie alltägliche Handlungen beständig überprüfen, Selbstverständlichkeiten erst wiedergewinnen und Routinen neu aufbauen müssen.

Selbst bei ähnlichen Alltagsbedingungen nehmen die Menschen ihre Lebenswelten nicht gleich wahr – aufgrund der Verschiedenheit ihrer geschichtlichen Erfahrungen sowie ihrer individuellen körperlichen wie geistigen Ressourcen werden gleiche Rahmenbedingungen unterschiedlich gedeutet und bewertet. Für partizipatives Forschen ist deshalb die Erkenntnis von Bedeutung, dass in den Lebens- und Alltagswelten der Menschen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen *und* subjektive Wahrnehmungen zusammenwirken, so dass umfassende wie differenzierte Annäherungen möglich werden:

„Die phänomenologische Orientierung an der Lebenswelt bedeutet also nicht nur die Hinwendung zum Alltag der Menschen und die Beachtung unterschiedlicher Alltagsbedingungen, sondern immer auch die Berücksichtigung möglicher Unterschiede in der Wahrnehmung der gleichen Alltagsbedingungen“ (vgl. Kraus 2006: 121).

8.2 Kontinuierliche Herausforderungen

8.2.1 Zugang zum Feld und zu potenziellen Mitforschenden

Partizipative und qualitative Forschungen finden weitgehend vor Ort statt – die „Feldforschung will ihren Gegenstand bei der Untersuchung in seiner natürlichen Umgebung belassen“ (Mayring 2016: 54), um „näher an die Realität hinzukommen, die Innenperspektive der Beteiligten aus nächster Nähe kennen zu lernen“ (ebd.: 55).

Die Herstellung des Feldkontakts gilt als „eine sehr sensible Phase“ (ebd.: 56), da in dieser die Weichen für den weiteren Prozess gestellt werden. Im Forschungsprojekt gestalteten sich die Feldzugänge aufgrund der Kooperation mit den Praxisprojekten relativ einfach und konstruktiv, gleichwohl waren sie zeitlich und organisatorisch verschieden und von der Arbeitsweise in den Projekten abhängig. Vor allem in schon länger bestehenden Gruppen der Praxisprojekte war ein vergleichsweise zügiger Start

mit geringem organisatorischem Aufwand möglich; in anderen Projekten war ein intensiverer Vorlauf erforderlich. So trafen sich die LYDIA-Frauen mehrmals wöchentlich, die Arbeit im Forschungsprojekt fand in der gleichen Konstellation statt wie im Praxisprojekt. Im Nachbarschaftsgarten in Nauen und bei den Patenschaften in Berlin dauerte es dagegen fast ein halbes Jahr, bis eine Gruppe zum gemeinsamen Forschen aufgebaut war – hier gab es keine Projektgruppen mit regelmäßigen Aktivitäten. Gleichwohl unterstützten die Mitarbeiter*innen dieser Projekte den Kontakt- und Vertrauensaufbau. Dies begünstigte die Entwicklung einer gemeinsamen Arbeitsfähigkeit. Auch die vertrauten Arbeitsräume und Treffpunkte trugen dazu bei: alle Gruppen hatten Heimvorteil, die Gäste waren wir.

8.2.2 Geschützter sozialer Raum und Rollenklärung

Der beiderseitige Vertrauensaufbau und die Schaffung eines geschützten sozialen Raums, „in dem angstfreie Reflexion und Kommunikation für alle Beteiligten möglich sind“ (Bergold 2013: 4), erstreckten sich über den gesamten Prozess. Die Forschungsgruppen konnten sich an bekannten Orten in unterstützender und respektierender Atmosphäre austauschen. Gleichwohl gab es keine symmetrischen Beziehungen zwischen allen. Es trafen Menschen in ungleichen sozialen Positionen und mit ungleichen materiellen und kulturellen Ressourcen sowie lebensweltlichen Prägungen zusammen.

Die Klärung der Rollen war an die Klärung von Aufgaben, Verantwortung und Powersharing gebunden. Da Verabredungen zur Arbeitsteilung in den Anfängen der Forschungsprozesse abstrakt erscheinen mussten, konzentrierte sich die Übernahme von co-forschenden Aufgaben auf *nächste* Schritte – sie betrafen organisatorische Belange, methodische Aspekte, Moderation und die Durchführung von Interviews. An den Workshops zu Fotografiertechniken und der Vorbereitung der Ausstellung beteiligten sich die Patentandems; in Nauen und im Theaterprojekt wurden Interviews vorbereitet, trainiert und durchgeführt, von den LYDIA-Frauen eine Gebietsbegehung organisiert. Bei allen Co-Forschenden war zu beobachten, dass die aktive Beteiligung im Prozessverlauf zunahm und ein kontextgebundenes Verstehen und Vorgehen erweitert wurde. Gemeinsame Auswertungen ermöglichten ein erweitertes Verständnis für Teilhabebbarrieren und Veränderungsimpulse.

Von den *Verbundforschenden* wurden mehrere und miteinander in Verbindung stehende Rollen eingenommen. Zu den zentralen Aufgaben gehörten:

- Klärung und Abstimmung der inhaltlichen, zeitlichen und methodischen Prozessorganisation, Moderation der partizipativen und kooperativen Forschungsaktivitäten,
- Förderung von Kompetenzen der Co-Forschenden (Einführung in Erhebungs- und Auswertungsmethoden, Co-Moderation, Reflexionen),
- Einbeziehung von externen Expert*innen und Akteuren, Erweiterung der Netzwerke der Praxisprojekte,
- niedrigschwellige Hilfen und Beratung bei Alltagsproblemen (Interpretation schwer verständlicher Briefe von Verwaltungen, Prüfungsvorbereitungen, Umgang mit schulischen Problemen, Nachbarschaftskonflikten etc.).

8.2.3 Gemeinsamer Verständigungsraum, gemeinsame Sprache

In den Forschungsgruppen entwickelte sich trotz manch sprachlicher Verständigungsprobleme eine je spezifische Verständigungskultur. Die Co-Forschenden hatten darin bereits Übung und selbst das mehrsprachige Durcheinander erwies sich als gemeinsamer Verständigungsraum; nonverbale Kommunikationsformen trugen dazu bei.

Im Feld erlebten wir zum einen die Spiegelung migrationspolitischer Zugangschancen: Die zu Sprachkursen Berechtigten waren anderen sprachlich meist weit voraus. Menschen mit höherer Bildung und guter Bleibeperspektive hatten mehr Selbstsicherheit beim Reden und konnten deutlich umfassender an den Prozessen partizipieren – sei es beim Schildern ihrer Erfahrungen, beim Äußern von Meinungen oder dem Entwickeln von Veränderungsperspektiven. Mit Gewandtheit und Mut ließen sich Sprachlücken besser kompensieren als mit Google Translator. Als Verbundforschende haben wir (selbst-)kritisch darüber reflektiert, inwieweit diese Asymmetrien in den Forschungsgruppen ungleiche Chancen verfestigen können und wie sie durch uns beeinflussbar sind. In vergleichbaren Settings, so ein Ergebnis, sollte mit technischen Möglichkeiten mehr experimentiert und Sprachmittlung selbstverständlich finanziert werden.

8.2.4 Einigung auf Forschungsfragen

Die Forschungsprozesse starteten zunächst kooperativ mit den Projektleiter*innen und dann Schritt für Schritt mit den Teilnehmer*innen der bestehenden Praxisprojekte. Es wurde verabredet, wer daran teilnehmen möchte und welche Forschungsthemen und -fragen näher untersucht werden sollen. Sie betrafen vor allem lebensweltliche und praktische Alltagsprobleme und berührten die Leitidee *Teilhabe*:

Projekte	Forschungsfragen	
	von Leiter*innen und Mitarbeiter*innen der Praxisprojekte	in den Forschungsgruppen und von Verbundforscher*innen
Projektübergreifend	– Welchen Beitrag leistet kooperatives und partizipatives Forschen zur Teilhabeförderung geflüchteter Menschen? Wodurch wird dies ermöglicht oder gehemmt? – Worin besteht der Mehrwert dieser Forschungsstrategie für Wissenschaft und Praxis?	
Theater mit Geflüchteten, Berlin	– Was bewirkt das Theater (Konzept, Umsetzung, soziale Dynamik) für das Ankommen und wie entstehen Brücken in die Gesellschaft? – Welche Möglichkeiten einer nachhaltigen Absicherung der Theaterarbeit gibt es?	– Welche Gefühls- und Erfahrungswelten sollen auf die Bühne gebracht werden, wie und warum? – Was macht der Prozess der Stückentwicklung und das Öffentlichmachen ihrer Erfahrungen mit den Beteiligten? – Wie wirkt sich die Dynamik der Gruppe auf Theaterarbeit und Alltagsleben aus?
Kiez-Patenschaften Berlin Wedding	– Was bedeutet Teilhabe ganz praktisch im Projekt? Inwieweit tragen Patenschaften zu mehr Teilhabe bei? – Was stärkt die Beziehungsqualitäten der Patenschaften? – Gibt es zusätzliche Unterstützungsbedarfe für Kinder und Jugendliche mit Fluchterfahrung sowie für Ehrenamtliche?	– Wie hilft eine Patenschaft beim Einleben in einem neuen Land bzw. einer neuen Stadt? – Wie erleben die Kinder und Jugendlichen ihre Schule und den Kiez? Welche Probleme und Konflikte müssen sie bewältigen? – Wer unterstützt sie? – Was wünschen sie sich für ihre Zukunft?
Nachbarschaftsgarten, Nauen	– Wie können mehr Menschen für das Mitwirken im Nachbarschaftsgarten erreicht werden?	– Welche Möglichkeiten gibt es in Nauen, die deutsche Sprache zu lernen und zu praktizieren? Wer leistet Unterstützung? – Wie können Sprachkurse bedarfsgerechter ausgerichtet werden?
Frauentreff LYDIA, Rheinsberg	– Empowerment der Frauen für eigenständige Treffpunkt-Arbeit: Wie kann dies gelingen? – Langfristige Treffpunkt-Arbeit: Was ist formal möglich? Was passt zu den Frauen? Welche Partner sind wichtig? – Programmgestaltung: Was spricht viele Frauen in Rheinsberg an, unabhängig von ihrer Herkunft? Welche Angebote sind geeignet, den Treffpunkt für das Gemeinwesen in Rheinsberg zu etablieren? – Wie kann die Treffpunktarbeit zu einem verbesserten Integrationsklima im Gemeinwesen beitragen?	– Welche Nachbarschaftserfahrungen machen die Frauen in Rheinsberg? – Wie wurde Nachbarschaft in den Heimatländern erlebt? Welche Unterschiede gibt es? – Was soll im nachbarschaftlichen Zusammenleben besser werden und wer kann was dazu beitragen?

Tabelle 3: Forschungsfragen – projektübergreifend und in den vier partizipativen Forschungsgruppen

- Schwieriger Zugang zu Integrations- und Sprachkursen, zu Bildung und Arbeitsmarkt,
- Konflikte in der Nachbarschaft, ablehnende und diskriminierende Haltungen in der Stadtgesellschaft,
- bürokratische Hürden,
- Benachteiligungen auf dem Wohnungsmarkt,
- Brücken in die Gesellschaft durch Theater.

Die LYDIA-Frauen entschieden sich, mit uns über Nachbarschaft zu forschen, nachdem eine der Frauen sehr emotional und betroffen ihren nachbarschaftlichen Konflikt schilderte: der „Lärm“ ihrer Kinder und die Besuche anderer Familien boten dafür Anlass und setzten sie in hohem Maße unter Druck. Wenige Wochen vor dem Start in Nauen hatte ein Träger für Integrationskurse einen ganzen Kurs abgebrochen, ohne weitere Informationen und ohne eine Prüfungsanmeldung zu organisieren. In der Community wurde darüber viel gesprochen und das Thema *Deutsch lernen* als Forschungsgegenstand gewählt. Im Patenschaftsprojekt berichteten Kinder und Jugendliche von Diskriminierungserfahrungen und Lernschwierigkeiten in ihrem Schulalltag – diese Themen wurden neben ihren Alltagserfahrungen im Kiez oder ihren Zukunftsperspektiven gemeinsam mit den Pat*innen bearbeitet.

8.2.5 Zyklisches Vorgehen

Partizipatives Forschen folgt einem zyklischen Modell, in dem sich Wissensgenerierung und Reflexion, theoretische Erkenntnisse und veränderndes Praxishandeln abwechseln und aufeinander aufbauen. Grundsätzlich geht es darum, Erkenntnisse aus einem aktiv forschenden Zyklus zu reflektieren und daraus neue, weiterführende Fragestellungen zu entwickeln und eine neue Forschungsphase einzuleiten:

„Die gemeinsame Forschungstätigkeit der Partner zielt als Ergebnis einerseits Wissen über den erforschten Problembereich an und andererseits die Veränderung der Problemsituation. Sie ist in den meisten Fällen explizit handlungsorientiert. Dabei wechseln sich Erkenntnis und Handeln in einem zyklischen Prozess so lange ab, bis ein Zustand erreicht ist, der den Bedürfnissen und Vorstellungen der Beteiligten entspricht“ (Bergold 2013: 3).

Dieser Anspruch war in den Forschungsprozessen nicht stringent umsetzbar. In Nauen und Rheinsberg fanden je zwei Zyklen statt. In Nauen wurden Ergebnisse zu den Integrations- und Sprachkursen erarbeitet, die Integrationsbeauftragte und der Bildungsreferent der Kommune darüber informiert und gemeinsam nach Lösungen gesucht.

Im Anschluss führte ein Co-Forscher Interviews über das Weiterlernen der deutschen Sprache außerhalb der Kurse durch.

Eine andere Dynamik erfuhr der Prozess in Rheinsberg. Der erste Zyklus war von der Wissensgenerierung zum nachbarschaftlichen Zusammenleben im Wohngebiet sowie von biografischen Erfahrungen in den Heimatstädten in Afghanistan geprägt. Der zweite Zyklus wurde eingeleitet, nachdem Nutzungskonflikte und nachbarschaftliche Beschwerden zum Spielplatz Zickenwiese in der lokalen Presse und Politik für Aufsehen sorgten und lokale Akteure (Pfarrer, Bürgermeister) auf die Sichtweisen der Frauen Wert legten. Sie brachten sich mit professioneller Vorbereitung und Unterstützung ein, führten eine Begehung durch und berichteten davon bei einem öffentlichen Gespräch dem Bürgermeister.

8.3 Kommunikative Datenerhebung – Methodologie und Methoden

In fachlichen Publikationen zur partizipativen Forschung spielen methodologische Themen und methodische Anwendungsbeispiele eine große Rolle. Auch im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL war das Methodenrepertoire der Datenerhebung und Prozessgestaltung variantenreich. Der Einsatz qualitativer und kommunikative Methoden orientierte sich an den Erkenntnisinteressen und Fragestellungen in den Forschungsgruppen sowie den sprachlichen Ressourcen und der Experimentierfreude der Beteiligten.

Zur Systematisierung der Methoden lassen sich für das Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL vier Cluster bilden:

8.3.1 Sprachgebundene Methoden

Trotz großer Sprachenvielfalt und vereinzelt sehr geringer Deutschkenntnisse war in den Forschungsgruppen das Interesse an sprachgebundenen Methoden groß. Um sprachliche Barrieren zu umgehen, wurden häufig ergänzende Methoden gewählt, Hilfsmittel wie Google-Übersetzer oder Tafelbilder eingesetzt. Wenn sprachgewandte Co-Forscher*innen die Aufgabe des Übersetzens übernahmen, so erfüllten sie eine Doppelrolle als Diskutant*innen und gleichzeitig Übersetzer*innen oder Co-Moderator*innen. Dies hatte Vor- und Nachteile: Zum einen waren damit Effekte der Selbstorganisation verbunden. Zum anderen führte die co-forschende Sprachmittlung zu Informationsverlusten und kommunikativen Beziehungslücken. Diverse Sichtweisen waren schwierig zu erfassen,

Sprachgebundene Methoden

- Fokusgruppen
- Erzählungen
- Interviews
- Workshops
- World-Café
- Informelle Gespräche

Beobachtungsformen

- Beobachtende Teilnahme
- Teilnehmende Beobachtung

PERSPEKTIV TEILHABE UNTERSTÜTZEN
WECHSEL PARTIZIPATIV FORSCHEN

Visuelle Methoden, performative Elemente

- Photovoice
- Filmische Dokus
- Rollenspiele

Kontextbezogene Methoden

- Inhaltsanalyse von Dokumenten
- Fachgespräch Religion
- Gespräche mit Vor-Ort-Akteuren
- Gebietsbegehungen
- öffentliche Ausstellung
- soziologischer Selbstversuch

Abbildung 15: Qualitative Methoden im Forschungsprojekt (Überblick), Quelle: eigene Darstellung

eigensprachliche Diskussionen ließen sich kaum umfassend wiedergeben und als Verbundforschende konnten wir nicht nachvollziehen, ob die Übersetzung alle wichtigen Facetten wiedergab. Asymmetrische Kommunikation ließ sich häufig nicht in symmetrische Kommunikation überführen.

Fokusgruppen, moderierte Gruppengespräche

Moderierte und fokussierte Gruppengespräche finden in der qualitativen und partizipativen Forschung häufig Anwendung. Auch im Forschungsprojekt PERSPEKTIV-WECHSEL traf dieses Diskursformat auf große Akzeptanz. Viele sahen es als Vorteil, dabei ihre deutschen Sprachkenntnisse zu verbessern und in Kombination mit anderen Methoden (Visualisierungen, Google-Übersetzer, Kartenabfragen, Rollenspiele etc.) komplizierte Sachverhalte zu verstehen. Verbundforschende übernahmen oft im Tandem mit sprachgewandten Co-Forschenden die Moderation und beeinflussten die Diskussionen eher zurückhaltend. Eingangsfragen hatten durchweg einen offenen Charakter und Nachfragen boten Erzählanreize. Die Kommunikationsprozesse gingen über eine reine Datenerhe-

bung hinaus – die soziale Dynamik in den Gruppen förderte Meinungsbildung und begünstigte Lernprozesse. Das Verhältnis von Offenheit und Stringenz galt es immer wieder neu auszuloten.

Als schwierig erwies sich die Kommunikation in den Fokusgruppen bei Beteiligung lokaler Akteure selbst unter Einbezug von Sprachmittler*innen. In diesen Konstellationen und aufgrund begrenzter Zeitbudgets ließ sich keine gemeinsame Sprache finden und kam eine direkte Kommunikation zwischen den Beteiligten kaum zustande.

Erzählungen, Narrationen

Subjektive Wahrnehmungen und Erfahrungen wurden häufig in Form von Erzählungen eingebracht. Aus wissenschaftlicher Sicht handelt es sich dabei um „natürliche, in der Sozialisation eingeübte Diskursverfahren, mit denen sich Menschen untereinander der Bedeutung von Geschehnissen ihrer Welt versichern“ (Wiedemann 1986: 24). Sie sind, so Roland Barthes, „international, transhistorisch, transkulturell, und damit einfach da, so wie das Leben“ (1991: 102). Ob Geschichten über Alltag und Nach-

barschaft, Feste und Feiertage – sie gaben den Blick frei auf frühere und aktuelle Erfahrungen. Kinder und Jugendliche nutzten Erzählungen über das Zuckerfest, um die Bedeutung dieser Erfahrungswelt mit ihrer Geschichte zu verbinden. Und distanzierte Blicke auf das Leben in Großfamilien wurden mit einer Erzählung transportiert.

In der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 27.08.2018 plädierte der Romanist und Kulturtheoretiker Jan Söffner für ein Mehr an Erzählungen im wissenschaftlichen Kontext – dem wir uns anschließen können:

„Die Geisteswissenschaften sehen sich einem Relevanzverlust ausgesetzt. Das hat auch damit zu tun, dass sie über all ihren Methoden und Analysen das Erzählen vergessen. Dabei wären gute Geschichten in der krisenhaften Gegenwart besonders wichtig.“

Qualitative Befragungen, Interviews

In den Forschungsprozessen wurden häufig qualitative Befragungen bzw. Interviews durchgeführt. Sie kamen vor allem dann zur Anwendung, wenn individuelle Sichtweisen auf ein Thema tiefergehend erfasst oder Sprachlücken kompensiert werden sollten und wurden in unterschiedlichen Konstellationen umgesetzt. Verbundforschende bevorzugten leitfadengestützte und offene Gespräche mit Co-Forschenden sowie Projektleiter*innen und Expert*innen vor Ort. Co-Forschende führten Peer-Interviews und Interviews mit anderen Menschen im Sozialraum durch. Die Filmteams konzentrierten sich auf Personen und Akteure der jeweiligen Praxisprojekte. Während der ersten Kontaktbeschränkungen im Rahmen der Coronaschutzverordnung im Frühjahr 2020 wurden mittels eines offenen Fragebogens die Kooperationspartner vor Ort zu den unmittelbaren Folgen der Pandemie und des Lockdowns

für ihre Projektarbeit und die Teilnehmer*innen schriftlich und mündlich befragt. Die Ergebnisse sind in eine vhw-Publikation eingeflossen (vgl. vhw 2020).

Workshop mit World-Café-Elementen

Das Dialogformat World-Café findet in der qualitativen und partizipativen Forschung eher wenig Beachtung, es kommt vor allem bei Bürgerbeteiligungsverfahren in der Stadtentwicklung zur Anwendung (vgl. Nanz & Fritzsche 2012: 77 f.). Der Vorteil liegt darin, dass eine größere Personenzahl daran mitwirken und trotzdem in überschaubaren Kleingruppen gearbeitet werden kann. Im Begegnungscafé Potsdam-Babelsberg wurden in zwangloser Atmosphäre an mehreren Tischen in gemischten Kleingruppen Gespräche zu top-down-Fragen geführt, die Ergebnisse zusammengetragen und am Ende eines jeden Themas von zwei Personen im Plenum präsentiert. Dies erwies sich als ausgesprochen produktiv und kommunikativ.

Informelle Gespräche

Während informelle Gespräche in Fachbeiträgen und Praxisbeispielen zur partizipativen Forschung aufgrund ihrer geringen Regelmäßigkeit und Kontrollierbarkeit eher ein Schattendasein führen, hatten sie im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL einen hohen Stellenwert. Sie fanden spontan und außerhalb der Forschungsprozesse statt – in der Küche, am Rande einer Theateraufführung, in der Pause oder bei einem Fest. Viele Co-Forschende fanden diese Gesprächsform weniger anstrengend und schätzten die Möglichkeit, sich mit ihren Meinungen und Ideen ohne Suche nach „richtigen“ Ausdrücken vermitteln zu können. In den Gesprächen wurden nicht nur Inhalte der Forschungsthemen weitergedacht – vor allem ermög-

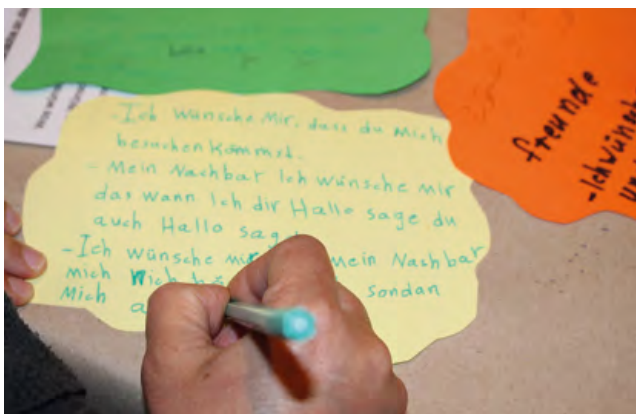


Abbildung 16 und 17: Workshop im Begegnungscafé © Milstrey

lichten sie Einblicke in persönliche Biographien und Wertvorstellungen, Meinungen und Hoffnungen. Der persönliche Charakter erleichterte es, auch aus dem Leben der Verbundforschenden etwas in Erfahrung zu bringen. Eine Wirkkraft der informellen Gespräche lag in der Vertrauensbildung.

8.3.2 Beobachtungsformen

Qualitative Beobachtungen sind ein besonderes Kennzeichen der Feldarbeit und eine Methode, um Phänomene und Beziehungen verstehen und erkennen zu können. Sie unterscheiden sich von alltäglichen Beobachtungen nicht durch das Zusammenwirken von Beobachten und Interpretieren, sondern dadurch, dass sie weniger zufällig, sondern systematisch sind. In der Anfangsphase trugen Beobachtungen dazu bei, sich dem jeweiligen Forschungsfeld, den Orten und Gegebenheiten sowie dem Miteinander in den Forschungsgruppen anzunähern.

Teilnehmende Beobachtung und/oder beobachtende Teilnahme?

Die *teilnehmende Beobachtung* dient dazu, „Sinneseindrücke zu gewinnen, Erfahrungen zu machen und Phänomene zu registrieren“ (Hitzler & Gothe 2015: 10). Die *beobachtende Teilnahme* unterscheidet sich davon durch eine stärkere Eingebundenheit der Forschenden in das Feld: damit geht ein Rollenwechsel von Forscher*in zu Teilnehmer*in einher, der einen tieferen Einblick in das Feld und so einen besseren Erkenntnisgewinn ermöglicht (vgl. ebd.: 11). Vieles spricht dafür, der beobachtenden Teilnahme in der partizipativen Forschung den Vorzug zu geben, da aufgrund der lebensweltlichen Zugänge der Teilnahmeaspekt überwiegt:

„Beobachtende *Teilnahme* meint: sich in möglichst Vieles existenziell zu involvieren bzw. involvieren zu lassen, in verschiedene Rollen zu schlüpfen, mit zu tun, was zu tun je ‚üblich‘ ist bzw. was von denen, mit denen man zu tun hat, eben getan wird, und dabei nicht nur andere, sondern auch *sich selbst* zu beobachten – beim Teilnehmen ebenso wie beim Beobachten. Beobachtende Teilnahme bedeutet also, in das soziale Feld, das untersucht wird, *intensiv* hineinzugehen und – bis hinein in sprachliche und habituelle Besonderheiten – zu versuchen, den Menschen, mit denen man dann symptomatischer Weise zu tun hat, möglichst ähnlich zu werden“ (ebd.).

In allen Projekten gab es Gelegenheiten zur beobachtenden Teilnahme im Feld. Vor allem bei geselligen und halböffentlichen Anlässen lernten sich die Forschungs-

beteiligten gut kennen: beim gemeinsamen Vorbereiten, Musikhören und Tanzen (Fastenbrechen in Nauen, Pfingstfest in Rheinsberg), bei den Workshops oder einem Opernbesuch (Theaterprojekt).

8.3.3 Visuelle Methoden

Photovoice mit Ausstellung

Photovoice (VOICE = voicing our individual and collective experience) ist eine Methode, bei der die Teilnehmenden gemeinsam eine Fragestellung erarbeiten und auf dieser Basis ihre Lebenswelt fotografisch in den Blick nehmen. In den Gruppen wurden ausgewählte Fotos diskutiert und so die visuelle Dokumentation mit persönlichen Erzählungen verbunden. Ziel war es, dadurch Stärken, Bedürfnisse und Anliegen der Personen und der Gruppe sichtbar zu machen und Veränderungsprozesse anzustoßen – von individuellem Empowerment, besserem Verstehen von gemeinschaftlichen Bedürfnissen bis hin zu gesellschaftlichen Kontextbedingungen.

Mit dieser Methode wurde im Patenschaftsprojekt gearbeitet. Sie erlaubte einen hohen Grad an Partizipation, förderte Wertschätzung, Kompetenzgewinn und Authentizität. Die beruflich Forschenden erhielten einen weitreichenden Einblick in das Untersuchungsfeld. Das Fotografieren ermöglichte Austausch, Erzählanreize und Selbstreflexion. Bei der Dokumentation der Ergebnisse waren eine hohe Sensibilität und ethische Verantwortlichkeit erforderlich. Durch die wiederholten Feldphasen sind Photovoice-Projekte jedoch relativ zeit- und kostenintensiv.

Am Ende des Photovoice-Projekts stand eine Ausstellung. Dadurch ist es gelungen, über das Beschreiben und Verstehen sozialer Wirklichkeit hinaus zu gehen und Lebenssituationen öffentlich sichtbar und kommunizierbar zu machen: zwischen Kindern und Jugendlichen und ihren Familien, ehrenamtlichen Pat*innen, Projektmitarbeiter*innen sowie Akteuren aus dem Stadtteil (Bewohner*innen, Stadtteilbibliothek, Integrationsbeauftragter des Bezirks). Politisch Verantwortliche wurden angeregt, zur Problemlösung beizutragen.

Filmische Dokumentationen

Subjektive Perspektiven ließen sich mit filmischen Mitteln gut abbilden und verschränken. Im Theaterprojekt und bei Türöffner entstanden Kurz-Dokumentationen, die sowohl der internen Reflexion der Forschung als auch der Außendarstellung der Praxisprojekte zur Gewinnung neuer

Partner und Unterstützer*innen oder dem Fundraising dienten. Als Vorteil erwiesen sich die Erfahrungen des professionellen Filmteams mit kooperativen und partizipativen Projektformaten. Die Filme sind abrufbar:



Syn:format: <https://vimeo.com/383063404>



Türöffner: <https://vimeo.com/486756895>

Rollenspiele

Auch Unausgesprochenes kann präsent sein – und/oder durch performative Methoden präsent gemacht werden. Rollenspiele waren dafür Beispiele. Sie wurden als prozessbegleitende Elemente oder bei Ergebnispräsentationen eingesetzt, da sie sich zur Kombination von visuellen und verbal-qualitativen Daten gut eignen. In Rollenspielen lassen sich Forschen und Handlungsmöglichkeiten aufzeigen, Erfahrungen spielerisch darstellen und in anschließenden Diskursen gemeinsam untersuchen.

8.3.4 Kontextbezogene Methoden

Während die bisher beschriebenen qualitativen Methoden in erster Linie für partnerschaftliche Kommunikation und partizipative Forschungsteilhabe von Bedeutung waren, ermöglichten kontextbezogene Methoden vor allem Zugänge zu Hintergrundinformationen oder betrafen die Vertiefung von theoretischen und praxisorientierten Fragestellungen.

Aufbereitung und Analyse von Dokumenten

„Die Dokumentenanalyse ist vor allem dann wichtig, wenn es sich um zurückliegende, um historische Ereignisse handelt“ (Mayring 2016: 47). Dies betrifft nicht nur geschichtswissenschaftlich ausgerichtete Forschungen – auch die Projekte hatten ihre Geschichte. So ermöglichte die Auseinandersetzung mit projektinternen Berichten im *Theaterprojekt* Einblicke in die Veränderung subjektiver Einsichten zum Verhältnis von Verlusterfahrungen und gesellschaftlichen Teilhabeerwartungen. Je nach Fragestellung wurden Selbstdarstellungen der Praxisprojekte, Flyer, Konzepte und Förderanträge eingesehen. Für Rheinsberg und Nauen boten Stadtentwicklungskonzepte Orientierung. Zudem konnten wir in beiden Städten auf öffentlich zugängliche Presseberichte zurückgreifen, die sich kritisch mit lokalen Politiken und Stimmungen sowie rechtsradikalen Aktionen auseinandersetzten. Sie ermöglichten die Einbeziehung der lokalen und überregionalen Außenperspektive zu diesen Themen.

Expertengespräche vor Ort

Experteninterviews zählen zu den häufigsten Methoden in der empirischen Sozialforschung. Sie fanden mit einzelnen Personen und in Gruppen statt und sollten praxisorientierte und/oder wissenschaftliche Kenntnisse zu den Forschungsthemen erheben, Arbeitshypothesen prüfen oder Zwischenergebnisse gewichten.

- Expertengespräche mit den Quartiersmanagern in Nauen und Rheinsberg vermittelten Eindrücke über die Quartiere, lokale Politik und die Umsetzung des städtebaulichen Förderprogramms *Sozialer Zusammenhalt – Soziale Stadt*.
- Eine Gesprächsrunde in Nauen widmete sich dem Thema „*Integrations- und Sprachkurse in Nauen: Qualitäten und Zugangsmöglichkeiten*“ mit der Integrationsbeauftragten und dem Bildungsreferenten für Neuzugewanderte (Landkreis Havelland) und Mitarbeiterinnen des Kooperationspartners Mikado e. V.
- In den Gesprächen zu *Patenschaften* mit der Projektleiterin und einer Ethnologin standen Prozessgestaltung und Erfolgseinschätzungen im Blickpunkt.

Fachgespräch

In Kooperation mit Vertreter*innen der Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (BENN-Strategie) wurde ein Fachgespräch durchgeführt, an dem Expert*innen aus Forschung und Praxis sowie Religions- und Islamwissenschaftler*innen beteiligt waren. Thema: „Nachbarschaftliches Zusammenleben bei zunehmender Vielfalt von Werte- und Glaubensorientierungen“.

Gebietsbegehungen und soziologischer Selbstversuch

Zur Erkundung der lebensweltlich-räumlichen Umwelt fanden im Prozessverlauf Begehungen durch die Verbundforschenden, die LYDIA-Frauen sowie die Patentandems bei ihren fotografischen Streifzügen statt. Eine Verbundforscherin führte einen Selbstversuch mit Kopftuch durch und erprobte, welchen Reaktionen sie dabei im öffentlichen Raum begegnet und wie diese auf sie wirken. Den Anlass dazu bildeten Erfahrungsberichte von Co-Forscherinnen zu ablehnenden Haltungen in Teilen der Nauener Bevölkerung, die sie mit „diese Blicke!“ beschrieben. Auch die Verbundforscherin nahm „diese Blicke“ wahr – mal aufdringlich und eisig, mal mehr verstohlen. Mit dem Experiment dieses Selbstversuchs wurden die Erfahrungen der Co-Forscherinnen nachvollziehbar.

8.4 Quantitative Methode: Online-Befragung von Unternehmen

Mit *Türöffner e. V.* wurde die Datenerhebung mittels einer quantitativen Befragung von Unternehmen aus dem Netzwerk des Vereins durchgeführt. Sie trug den Titel: „Berliner Unternehmen engagieren sich für Geflüchtete im Jobnetzwerk Türöffner e. V. Herausforderungen. Erfahrungen. Perspektiven“. Nach der kooperativen Erarbeitung eines Fragebogens mit der Geschäftsführerin und einer kurzen Testphase fand die Befragung von Ende Oktober 2019 bis Januar 2020 online statt. Daran haben sich zehn von 45 angeschriebenen Unternehmen beteiligt. Der geringe Rücklauf erbrachte nur eine eingeschränkte Ergebnislage. Zwar wurden die Ergebnisse im Verein diskutiert und bewirkten Anregungen für die Vereinsarbeit und fanden dazu Expertengespräche statt, doch wären Gruppengespräche mit Vertreter*innen der Unternehmen, Stadtteilakteuren und Beschäftigten mit Fluchtbiographie eine bessere Alternative gewesen.

8.5 Dokumentationsformen und Auswertungsprozesse

Audioaufnahmen und filmisches Rohmaterial

Die Aufzeichnung von Gruppengesprächen oder Interviews erfolgte vielfach durch Audioaufnahmen. Dabei wurde zu Beginn des jeweiligen Methodenformats das Einverständnis der Gesprächspartner*innen eingeholt. Eine weitere Auswertungsmöglichkeit bot das Rohmaterial der filmischen Dokumentationen.

Forschungsnotizen, Forschungstagebücher, Protokolle

Mit diesen Methoden wurden Beobachtungen, Eindrücke, Ideen und Emotionen während der Forschungsarbeit festgehalten und im Anschluss an die Forschungsaktivitäten dokumentiert. In der ersten Forschungsphase wurden von den Verbundforscher*innen halbstrukturierte Forschungstagebücher erstellt, um Selbstreflexivität zu schulen sowie Teilschritte im Forschungsprozess gemeinsam analysieren und bewerten zu können. Die Strukturierung der Notizen orientierte sich an den Forschungsthemen und vier Reflexionsrichtungen: an personalen, lebensgeschichtlichen Voraussetzungen, sozialen Beziehungen zwischen den Forschungspartner*innen, strukturellen Aspekten des sozialen Forschungsfeldes und den Forschungsprozessen (vgl. Bergold & Thomas 2012). Diese Dokumentationsformen erwiesen sich als sehr aufwändig, waren aber besser als Protokolle dafür geeignet, um

Vorannahmen und Vorurteile, den Umgang mit Erwartungen etc. zu identifizieren und der Reflexion zugänglich zu machen.

Auswertungsverfahren

Die partizipative Auswertung von Daten stellt eine weitaus größere Herausforderung dar als die Datenerhebung (vgl. Mohammed et al. 2019: 186). Während sich die Methoden der Datenerhebung in ihrer grundsätzlichen Ausrichtung von den Verfahren qualitativer Sozialforschung wenig unterscheiden, sollen partizipative Auswertungsprozesse breite Reflexionen für alle Beteiligten ermöglichen, unterschiedliche Perspektiven aufzeigen und verschränken sowie die Komplexität der Untersuchungsthemen sichtbar machen.

Konkretisierungen und Erfahrungen bei der Umsetzung werden in der einschlägigen Literatur kaum thematisiert. Grundsätzlich wird darauf verwiesen, dass die Auswertungsmethoden für alle Beteiligten nachvollziehbar und umsetzbar sein sollen. Der partnerschaftlichen Zusammenarbeit wird Vorrang vor „akademischen Maximalforderungen der methodischen Genauigkeit und Vollständigkeit“ (von Unger 2014a: 62) gegeben, besonders voraussetzungsvolle Verfahren werden als eher kontraproduktiv angesehen. Vielmehr, so Jarg Bergold, kommt es darauf an, „methodische Fantasie zu entwickeln und aus den eingefahrenen und scheinbar abgesicherten methodischen Gleisen herauszuspringen“ (2013: 5). Die Daten gilt es gemeinsam zu interpretieren und die unterschiedlichen Perspektiven und Wissensarten aus Praxis, Forschung und Lebenswelt zu verschränken, so dass in einem zyklischen Lernprozess neues Wissen geschaffen und Ideen für konkrete Interventionen und Handlungsansätze entwickelt werden können.

Ein geeignetes Verfahren zu finden bzw. Methoden so auszuwählen, dass auch die Datenanalyse möglichst partizipativ erfolgen kann, ist die gemeinsame Aufgabe von Forscher*innen und Co-forscher*innen (vgl. von Unger 2014a: 61ff.). Je nach Projektkontext können die Auswertungsverfahren strukturiert oder unstrukturiert, formal oder weniger formal angelegt sein – wichtig ist, dass sie transparent und für alle Projektteilnehmer*innen nachvollziehbar bleiben und zu Projektkontext und Beteiligten passen. Soweit die Theorie.

Hinsichtlich der praktischen Durchführung findet sich in der Literatur wenig Beispielhaftes. Das genaue Vorgehen wird kaum dargelegt oder unterschiedlich bewertet. In der partizipativen Gesundheitsforschung wird beispielsweise

vorgeschlagen, für die partizipative Datenauswertung an die Grounded Theory-Methodologie (GTM) anzuknüpfen (Kodierverfahren). Doch ist dies bislang kaum erprobt, theoretisch komplex und nur mit einem erheblichen Ressourceneinsatz leistbar (vgl. Schaefer et al. 2019).

Pragmatische Auswertungsprozesse im Forschungsprojekt

Die Auswertungsverfahren im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL folgten keiner einheitlichen Methode. Angesichts der überschaubaren Datenmenge in den einzelnen Forschungsgruppen und der fehlenden methodischen Vorbildung der Co-Forschenden wurde vor allem auf reflektierende gemeinsame Interpretationen der Ergebnisse Wert gelegt. Die Grounded Theory-Methodologie würde in ihren Ansprüchen weit darüber hinaus gehen.

Uns gab das methodisch weniger komplexe und gruppenbasierte partizipative Auswertungsverfahren nach Suzanne Jackson (2008) Anregungen für ein pragmatisches Vorgehen. Die Auswertungsmethode in deren Forschungsprojekten, das sie beispielsweise mit obdachlosen Frauen entwickelte und den Co-Forschenden eine nahezu selbstständige Datenauswertung ermöglichte, besteht aus vier grundlegenden Arbeitsschritten (Jackson 2008, zitiert in von Unger 2014a: 63):

- Daten aufbereiten (*data preparation*),
- Daten gruppieren und Themen identifizieren (*grouping data and identifying themes*),
- dem Ganzen einen Sinn geben (*making sense of the whole thing*),
- die Geschichte erzählen (*telling the story*).

Der Vorteil dieses Vorgehens liegt darin, dass der Einfluss der beruflich Forschenden minimiert wird – und damit die Gefahr, dass die akademische Perspektive im Auswertungsverfahren zu sehr in den Vordergrund rückt. Im Idealfall übernehmen die beruflich Forschenden vor allem die Koordinierung und Moderation der Auswertungsverfahren und bringen nur bei Bedarf ihr methodisches und theoretisches Vorwissen ein, wenn es beispielsweise darum geht, Ergebnisse kritisch zu diskutieren und zu hinterfragen.

In den Forschungsgruppen fassten die Verbundforschenden vor jedem Arbeitstreffen die letzten Ergebnisse zusammen und stellten sie zur Diskussion. Einfach zugängliche Verfahren der Inhaltsanalyse und überschaubare Datenmengen ermöglichten es den Co-Forschenden, sich zunehmend aktiv an der Auswertung zu beteiligen und zum Teil Auswertungsschritte eigenständig durch-

zuführen. Beispiele: Die Festlegung der inhaltlichen Schwerpunkte und die Auswahl der Fotografien für die Ausstellung im Photovoice-Projekt übernahmen die Co-Forschenden. Workshopergebnisse zum Thema Nachbarschaft fassten die Beteiligten eigenständig zu Kategorien zusammen oder stellten sie szenisch dar (Begegnungscafé Potsdam).

Die Perspektiven der Mitwirkenden hatten Vorrang. Ihre Innensichten dienten nicht als Beispiele für Hypothesen oder theoretische Konstrukte, vielmehr wurden Schlussfolgerungen aus deren Aussagen abgeleitet. Innenperspektiven und Interpretationen waren in ihrer Getrenntheit nachvollziehbar und durch die Beteiligten kontrollierbar. Teilweise standen diesem Ziel äußere Umstände entgegen. In den Projekten in Nauen und Rheinsberg etwa bearbeiteten wir die Auswertung mit weniger Co-Forschenden als an der vorangegangenen Erhebung beteiligt waren; die Gruppenkonstellationen hatten sich verändert. Gleichzeitig boten Auswertung und Interpretation in den verkleinerten Gruppen die Möglichkeit zu intensiverer Beschäftigung mit diesen Arbeitsschritten. Ein Co-Forscher resümierte: „Wir haben wie in einer Familie gearbeitet, die eine Lösung sucht.“

Obwohl Veränderungsimpulse mit lokalen Akteuren oder im Kontext des städtebaulichen Bund-Länder-Programms *Sozialer Zusammenhalt – Soziale Stadt* kaum realisiert werden konnten, gelang es doch in allen Forschungsprozessen, die Impulse, Bedarfe oder Ergebnisse in die Öffentlichkeit zu kommunizieren. Die meiste Aufmerksamkeit konnte das Patenschaftsprojekt in Berlin mit der abschließenden Ausstellung erzielen. In anderen Projekten gelang dies durch Filme und/oder lokale Expertengespräche. Die Filme zu den Praxisprojekten von Türöffner und syn:format fanden große Resonanz und werden von den Trägern weiterhin genutzt.

8.6 Veränderte Arbeits- und Kommunikationsformen: Wirkungen der Corona-Pandemie

Die Kontaktbeschränkungen im ersten Jahr der Corona-Pandemie beeinflussten die Forschungsprozesse unmittelbar und langfristig. Unmittelbar wirkte, dass für mehrere Monate keine Gruppenaktivitäten in Präsenz stattfinden konnten. Die meisten Co-Forschenden wünschten keine online-Sitzungen zur Überbrückung; einige Kontakte wurden in dieser Zeit via WhatsApp oder telefonisch gepflegt. Die eigentliche Forschungstätigkeit mit den Co-Forschenden wurde notgedrungen weitgehend unterbrochen oder stark eingeschränkt.

Die Verbundforschenden intensivierten in diesen Monaten die Zusammenarbeit im Team und mit den Trägern sowie den wissenschaftlichen Austausch mit Forscher*innen aus dem Arbeitsfeld Partizipative Forschung via Chat. Es wurden Interviews mit Projektleiter*innen und Co-Forschenden durchgeführt, den Einfluss der Pandemie und die damit einhergehenden Kontaktbeschränkungen auf ihre Arbeit und ihren Alltag betreffend. Als persönliche Treffen wieder möglich waren, trafen die Verbundforscher*innen teilweise auf veränderte Konstellationen bei den Co-Forschenden: Aus der Gruppe in Nauen hatten drei einen Vollzeitjob angenommen, das Praxisprojekt LYDIA war zwischenzeitlich offiziell beendet. An beiden Orten wurde in kleineren Gruppen weitergearbeitet. Die Treffen mit ihnen fanden draußen statt, im Nachbarschaftsgarten oder im Spielpark. Auch dies beeinflusste die Arbeitsweisen.

Vor allem die zusammenfassende Auswertung und Validierung im Feld sowie die Ergebnispräsentationen mit lokalen Akteuren und Netzwerken waren davon betroffen. Zwar arbeiteten wir mit einzelnen Co-Forschenden weiter, doch die kommunikativen Effekte der Gruppengespräche blieben weitgehend aus. In Nauen wurde beispielsweise ein Netzwerktreffen aufgrund der Corona-Inzidenzen zweimal verschoben, die Ergebnisse erreichten deswegen nur einen kleinen Kreis. Auch die thematischen Interessen von Co-Forscher*innen veränderten sich. Zu Nachbarschaft schien nun „alles gesagt“ – für die LYDIA-Frauen gewannen Bildungs- und Einkommensperspektiven an Bedeutung.

Die Unterbrechung der Arbeitsprozesse erschwerte Partizipation als kontinuierliche *Entscheidungsteilhabe und Ergebniskontrolle*. Dies führte zu einer stärkeren Gewichtung der Sichtweisen der Verbundforschenden.

9 Innensichten zu den Forschungsthemen: Diskursbeispiele

Im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL richtete sich das zentrale Anliegen auf die Innensichten der Menschen zu verabredeten Themen und sich daraus ergebenden Handlungsperspektiven. In der Forschungsgruppe LYDIA und bei dem Potsdamer Workshop wurde *Nachbarschaft* als Forschungs- bzw. Workshop-Thema gewählt. In Nauen stand das Thema *Erlernen der deutschen Sprache* im Mittelpunkt. Bei den Patenkindern nahm die *Schule* großen Raum ein und im Theaterprojekt waren *Gesellschaft und Gemeinschaft, Flüchtlingsein und Integration* thematische Schwerpunkte.

Die erarbeiteten Ergebnisse reflektieren subjektgebundene Erfahrungen zum Ankommen nach der Flucht und ermöglichen Einblicke in die alltäglichen Lebenswelten der Menschen. Sie geben lokalpolitischen und zivilgesellschaftlichen Akteuren Hinweise und begünstigen im Idealfall ein Sich-Einmischen der Menschen in demokratische Entscheidungen vor Ort. Vorhandene Beteiligungsstrukturen in Kommunen und Quartieren, in denen das Förderprogramm *Sozialer Zusammenhalt – Soziale Stadt* implementiert ist, bieten dafür Chancen über das Projektende hinaus. Auch für die Sozialwissenschaften geben vorliegende Innensichten Anhaltspunkte zum Weiterdenken. Sie betreffen Problem- und Verlusterfahrungen, soziale Konflikte und Teilhabebarrrieren – vor allem aber unterstreichen sie das Bedürfnis nach sozialer Zugehörigkeit, Wertschätzung, Austausch und gemeinschaftlichem Handeln.

9.1 Auf der Suche nach Wertschätzung und Gemeinsamkeit: Alternative Sichtweisen zur gesellschaftlichen Wir-Ihr-Dualität

Erfahrungen mit der deutschen Ankunftsgesellschaft waren vor allem Gegenstand des Theater-Projekts. Hier wurde im Rahmen mehrerer Stückentwicklungen über *Heimat und Freiheit, Verluste und Hoffnungen* reflektiert

und die Wirkungen des Theatermachens für die Gesellschaft und die eigene Zukunft in den Blick genommen. Dabei setzten die Co-Forschenden dem gängigen Verständnis von Integration als einseitige Angleichung sowie der damit verbundenen Wir-Ihr-Dualität inklusive Perspektiven entgegen.

Gesellschaftliche Zugehörigkeit? Von Drinnen und Draußen ...

Das *Theater mit Geflüchteten* bot Raum für intellektuelle Erklärungen und ambivalente Emotionen. Die Auswertung älterer Dokumente machte nachvollziehbar, wie sich Sichtweisen im Zeitverlauf ändern können: In der ersten Phase der Ankunft war den meisten Theatermacher*innen die Erinnerung an zerstörte Städte, der Verlust ihres Familien- und Alltagslebens sowie das Erleben von Flucht sehr nah. *Heimat* war Verlorenheit – in Berlin hofften sie auf Liebe und Wertschätzung. Einer der jungen Männer sprach über verstörende Erfahrungen in Gemeinschaftsunterkünften und beschrieb Erwartungen und Eindrücke so:

„Vielleicht werde ich hier das erreichen, wonach ich suche, vielleicht auch nicht. Aber wenn ich Liebe und Wertschätzung von Menschen wie euch erfahre, ist das kostbarer als alles andere. Und ich bestreite nicht, dass ich Demütigung, Selbsthass und Trauer in mir spüre, besonders in den Gebäuden, die für Flüchtlinge zuständig sind. Und wenn die Fenster in meinem Zimmer sich nicht öffnen lassen, weil dort Metallstangen sind. [...]“

Im Laufe der Zeit möchten einige Theatermacher*innen die Barrieren zwischen Geflüchteten und Nicht-Geflüchteten überbrücken und gemeinsam gesellschaftliche Veränderungen bewirken, die über das Fluchtthema hinausreichen. Ihre Thematisierung als *Geflüchtete* wollen sie durchweg überwinden, nicht zuletzt dadurch, dass andere

von Ausgrenzung bedrohte Gruppen durch sie im Theater Gehör finden. Dies verweist auf ein inklusives soziales Integrationsverständnis, das nicht mit Herkunft begründet wird:

„Wir möchten als Geflüchtete den Deutschen zeigen, dass wir alle gemeinsam etwas Schönes machen können – egal was. Es gibt keine Grenzen, die Sprache, auch andere Probleme. Wir können das alles schaffen, aber nur gemeinsam, nur miteinander“ (TN).

„Mein Wunsch: dass ich die Stimme von den Menschen, die schon die Welt vergessen hat, dass wir die auf die Bühne bringen. Obdachlose. Das sind Menschen, sie sind da. *Das* müssen wir auf die Bühne bringen“ (TN).

Die meisten von ihnen lehnen Fremdzuschreibungen wie *Flüchtling* oder *Geflüchtete* ab. Das Flüchtlings-Ich bringen sie, wie Hannah Arendt und Ilija Trojanow es in anderen historischen und theoretischen Kontexten beschrieben haben, mit Nicht-Zugehörigkeit in Verbindung. Sie aber wollen Teil dieser Gesellschaft sein. Auf Zugehörigkeit und die Betonung von Gemeinsamkeiten kam es den Theatermacher*innen an.

Zur Dekonstruktion der hilflosen Flüchtlingsfigur

Abgelehnt wurde häufig die Fremdzuschreibung von Hilflosigkeit. Eine Co-Forscherin aus dem LYDIA-Projekt wies diese ausdrücklich zurück: „Wir sind nicht hilflos!“ Die Widerlegung von Hilflosigkeit betrifft nicht nur den diskursiven Raum. Sie als Menschen mit Defiziten, Mängeln und Schwächen zu konstruieren, die so vieles *nicht* können, unterstellt Handlungsunfähigkeit. Wissenschaftliche Beiträge haben, wie in Kapitel 2.1.3 dargestellt, ihr Opfer-Sein und Vulnerabilität problematisiert. Vor allem haben wir in allen Forschungsgruppen Menschen kennengelernt, die diese Zuschreibungen praktisch widerlegten. Sie richteten ihr Handeln auf eigenständige Perspektiven aus oder waren daran interessiert, ihre Kompetenzen in anspruchsvolle Theateraufführungen einzubringen, Zugänge für Sprachkurse durchzusetzen oder sich an Online-Kursen zu beteiligen, um sich und ihre Bildung voranzubringen. Dafür müssen jenseits von Zufällen die *strukturellen* Bedingungen aber auch stimmen.

Diverse Integrationsvorstellungen

Das in den Forschungsgruppen vorgebrachte Integrationsverständnis unterscheidet sich von den meisten politischen, öffentlichen und wissenschaftlichen Außensichten erheblich. Aus Innenperspektive wurde es mit *Aufstiegs*-integration durch Bildung und Sprache in Verbindung gebracht, mit Vielfalt durch Mehrsprachigkeit, mit der Anerkennung der eigenen Geschichte – nicht mit dem Abschied von Vergangenem und einseitiger Anpassung.

„Integration heißt ja nicht, die eigene Vergangenheit zu löschen. Es heißt, auf das Alte und das Neue zu achten. Beides ist wichtig“ (Co-Forscher, Nauen).

„Ich will mich integrieren, das heißt, Deutsch lernen, damit ich im Studium erfolgreich bin“ (Interviewpartner, Nauen).

„Wenn ich solche Formulare alleine ausfüllen kann, dann bin ich integriert“ (Interviewpartner, Nauen).

„Jetzt bin ich wenigstens Kassierer, meine Arbeit hat einen Namen. Bei der Arbeit vorher war ich nur Helfer“ (Co-Forscher, Nauen).

Integration ist für viele Co-Forscher*innen keine Kategorie, die auf langfristige oder dauerhafte Sesshaftigkeit in Deutschland zielt. Dies scheint vor allem für junge Leute zu gelten, weniger für Familien. Ein Jugendlicher aus dem Patenschaftsprojekt macht dies beispielhaft deutlich:

„In Syrien kann man nicht mehr leben wie früher, obwohl wir da geboren sind. Ich fühl mich doch hier wohl. Aber ich hab es nicht im Plan, hier weiter zu leben, nur weiter zu studieren, würde ich sagen. Leben würde ich lieber in einem arabischen Land, z. B. so wie Dubai oder Türkei“ (Jugendlicher, Patenschaftsprojekt).

9.2 Ankommen in der Nachbarschaft: Von Konflikten, Verlusterfahrungen und Wünschen

Die Ankunft in der deutschen Gesellschaft beginnt für geflüchtete Menschen meist mit ihrer Zuweisung in eine Gemeinschaftsunterkunft. Dabei handelt es sich um einen Ausnahmezustand des Wohnens, der vielerorts mit erzwungenen und häufig konfliktträchtigen Beziehungen untereinander und zu Nachbarschaften im lokalen Umfeld einhergeht. Erst mit einer eigenen Mietwohnung treffen die Menschen auf zufällige Nachbarschaften im Quartier.

Ausgangspunkt im LYDIA-Projekt: Nachbarschaftliche Konflikte

Für die Frauen im LYDIA-Projekt bildeten nachbarschaftliche Konflikte den Anlass, um sich im Forschungsprojekt dem Thema Nachbarschaft zu widmen. Eine von ihnen berichtete von häufigen Beschwerden eines Nachbarn, der sich vom Lärm der Kinder und durch Besuche gestört fühlte und *drohte, die Polizei zu holen*. Seine Beschwerden lösten bei ihr anhaltende Ängste aus.

„Bei *uns* müssen die Kinder um 20:00 Uhr ins Bett, bei *euch* machen sie um 22:00 Uhr noch Lärm!“ (Co-Forscherin zitiert Nachbarn).

„Bitte ruhig bleiben, bitte ruhig bleiben. Bei Ihnen kommen so viele Leute zu Besuch. Warum müsst Ihr euch so viel besuchen? Da werden wir die Polizei rufen“ (Co-Forscherin zitiert Nachbarn).

Gründe für diese Konflikte sahen die Frauen in unterschiedlichen Lebensweisen – viele ihrer Nachbar*innen wohnen alleine, als Paar oder im kleinen Familienverbund, gehen früh zu Bett, wünschen Ruhe. Sich diesen Bedürfnissen anzupassen widerspricht wiederum ihren Bedürfnissen – vor allem im Umgang mit den Kindern: Sie wollen ihnen „nicht immer den Mund zu halten, wenn sie spielen oder weinen“ (Co-Forscherin).

Zentrale Konfliktursachen sehen sie in der räumlichen Enge der Wohnungen, bei unzureichenden baulichen Gegebenheiten (Dämmungen) sowie fehlenden Treffpunkten, wohnungsnahen Spielmöglichkeiten und Grillplätzen. Vorschläge zur familiengerechten Umgestaltung des öffentlichen Wohnumfelds spielten im weiteren Prozess deshalb eine Rolle.

Bedeutsame Rückblicke: Nachbarschafts- erfahrungen in Afghanistan

Für ein tieferes Verstehen von Nachbarschaft schlug eine Co-Forscherin vor, die Erfahrungen aus ihren afghanischen Heimatstädten in die Forschung einzubeziehen. Das Bedürfnis, darüber zu sprechen, war groß. Wie überhaupt: Gerne würden die Frauen auch außerhalb des Forschungsprojekts von ihrem Leben in Afghanistan erzählen.

„In Afghanistan ist es ganz normal, dass man sich besucht und dass es dann etwas lauter ist. Flüchtlingsfamilien haben viele Kinder; deshalb wird es hier für die Nachbarn lauter. Aber in Afghanistan ist es nicht so. Alle haben viele Kinder“ (Co-Forscherin).

Bei mehreren Gruppendiskussionen wurde Nachbarschaft in ihren Heimatstädten als „eher familiär“ beschrieben, als offenes Beziehungsgeflecht für Alltagsroutinen und -rituale, für Hilfe und Unterstützung, gemeinsames Feiern. Vor diesem Hintergrund wurden Verlusterfahrungen der Frauen deutlich:

„In Afghanistan wohnen Nachbarn im Umkreis von zwei, drei bis fünf Straßen. Fast alle von uns hatten ein eigenes Haus. Wir besuchen uns alle *oft*, fühlen uns wie eine Familie, wie Geschwister. Es ist nicht so, dass ich in der fünften Etage wohne und nur meinen unteren Nachbarn kenne. Wir wissen viel von unseren Nachbarn, kennen ihre Namen, ihre Verwandten, die Kinder“ (Co-Forscherin).

Die Türen der Nachbarfamilien waren immer offen, man konnte sich zu jeder Zeit und ohne Voranmeldung besuchen. Gegenseitige Unterstützung war eine Selbstverständlichkeit und vor allem an die Frauenrolle gebunden.

„Nachbarschaft ist eher familiär. Gegenseitige Hilfe wird großgeschrieben. Wenn wir umziehen, dann begrüßen uns die Nachbarn. Sie freuen sich, dass wir hier sind und fragen, ob wir Hilfe brauchen [...], bringen Tee oder etwas zum Essen“ (Co-Forscherin).

Auch in der Zeit der Schwangerschaft, bei der Geburt oder beim Sterben gab es nachbarschaftliche Begleitung. Familiäre und religiöse Feste wurden mit benachbarten



Wünsche und Erwartungen an Nachbarschaft	
Haltungen und Gesten	Kontakte und Begegnungen
- Mein Nachbar sollte offen und tolerant sein - nicht so schnell aufregen - höflicher sein - sehr freundlich - Empathie - Ich wünsche mir meine Nachbarn empathisch und respekt sein - Ich wünsche mir gegenseitigen Respekt - Rücksicht nehmen - herzlich sein - Ich wünsche mir, dass mein Nachbar mich nicht böse anguckt, sondern mich anlächelt	- mehr Kontakt (2 x) - Ich mag die Unterhaltung mit den Nachbarn - Nachbarn sollen sagen, wenn sie etwas stört - aufeinander aufpassen - über Probleme reden - viel reden miteinander - Treffen ohne Termin - mein Nachbar soll mich grüßen (2 x) - Immer begrüßen, „Hallo“, „Guten Tag“ - Mein Nachbar! Ich wünsche mir, das wann ich dir Hallo sage, du auch Hallo sagst. - Ich mag es, wenn ich den Nachbarn jederzeit zuhause begegnen kann. Meine Tür ist für sie immer offen.
Gemeinsam etwas unternehmen	Helfen und Lernen
- Zusammen grillen oder Kaffee trinken - mit den Nachbarn grillen - Ich wünsche mir einen Kaffee zusammen trinken - Ich wünsche mir zusammen spazieren gehen - Hallo, meine Nachbarn. Ich wünsche mir, dass du mich besuchen kömmst. - Ich wünsche mir, dass wir einen Kaffee zusammen trinken und wir lernen uns kennen. - Kaffee/Tee mit Nachbarn trinken - mal zusammen feiern - zusammen Feste feiern - Ich hoffe, wir machen einen Ausflug zusammen - Ich wünsche mir mit mein Nachbar Feste zusammen feiern, Weihnachten oder das Zuckerfest. - Ich wünsche, dass meine Kinder mit meinen Nachbar-Kindern zusammen spielen. - Zusammen wie eine große Familie leben	- Ich wünsche mir einen hilfsbereiten Nachbarn (3x) - etwas ausleihen dürfen - ein bisschen lernen - Helfen beim Deutsch lernen - Ich wünsche gute Kontakte mit meinem Nachbarn, weil ich will meine Sprache verbessern - Ich will mit meinem Nachbarn lernen, bisschen - Nachbar soll, wenn ich verreist bin, meine Post rausnehmen.

Tabelle 4: Workshop-Ergebnisse: Wünsche und Erwartungen an Nachbarschaft

Familien gefeiert; man traf sich zum Picknick und zum Fastenbrechen. Konflikte wurden gemeinsam besprochen und waren nicht nur eine individuelle und private Angelegenheit. In schwierigen Fällen wurde der Imam zur Schlichtung hinzugezogen.

Während die Beschreibungen und Bewertungen in der LYDIA-Gruppe durchweg geteilt wurden, machte ein Co-Forscher im Projekt Nauen auf die Dominanz der Männer und deren soziale Kontrolle in den Großfamilien aufmerksam. Er findet dies individuell einschränkend, aber notwendig, weil der Staat in Notsituationen nicht hilft. Sein Blick auf Nachbarschaft in Nauen war eher pragmatisch:

„Wir erwarten nicht, dass es mit Nachbarn hier anders ist. Das ergibt sich oder ergibt sich nicht. Wenig Kontakt mit Nachbarn ist normal, auch in Syrien, in den großen Städten“ (Co-Forscher, Nauen).

Wünsche und Erwartungen an Nachbarschaft beim Workshop im Begegnungscafé Babelsberg

Beim *Workshop im Begegnungscafé Potsdam-Babelsberg* richteten sich die Erwartungen der Beteiligten an mehr Nähe, Hilfsbereitschaft und ein offenes, respektvolles und höfliches Sich-Begegnen. Vor allem wurden gemeinsame Unternehmungen sowie Aktivitäten des Helfens und Lernens gewünscht.

Ihre Erwartungen an Nachbarschaft wurden von den Verbundforschenden gesammelt und retrospektive folgenden vier Clustern zugeordnet, die sich nicht immer streng voneinander abgrenzen lassen (s. Tabelle 4).

9.3 Vom Erlernen und Praktizieren der deutschen Sprache: Mehr als Wortschatz und Grammatik

„Sprache ist der Schlüssel zur Integration.“ Dieser Satz markiert wie kaum ein anderer die politische und mediale Außenperspektive zu Migration und Integration. Er beansprucht Geltung nicht nur für Geflüchtete, sondern für alle Zuwanderer. Dabei wird „häufig stillschweigend vorausgesetzt, dass es die *deutsche* Sprache ist, die Integration ermöglicht“ (Schultze 2010: 3, Hervorh. d. Verf.).

Das Erlernen und Praktizieren der deutschen Sprache war für alle Mitforschenden ein wichtiges Thema – im Nauener Projekt war es zentraler Gegenstand des gemeinsamen Forschens. Alle Beteiligten erlebten den Deutscherwerb

als große Herausforderung und hatten den Wunsch, mit besseren Sprachkenntnissen auch besser in der neuen Welt ankommen und an ihr teilhaben zu können. Sie identifizierten Hürden und Hemmnisse, erzählten von Sorgen, Wünschen und dem Support in der eigensprachlichen Community. Durch mehr alltägliche Kontakte und Begegnungen mit Deutschsprechenden möchten sie wichtige Schritte nach vorne tun.

Erfahrungen mit Diskriminierung

In allen Forschungsgruppen wurde von sozialen Ausschlusserfahrungen mit Hinweisen auf Sprache berichtet – in der Schule, bei der Arbeits- und Wohnungssuche, in der Nachbarschaft. Dazu gehören z. B. „gebrüllte Ein-Wort-Befehle“ von Vorgesetzten oder Sachbearbeiter*innen, aber auch das „nix verstehen“ von Verkäufer*innen oder Passant*innen, wenn nach etwas gefragt wird. Ein Co-Forscher aus Nauen generalisierte dies:

„In Brandenburg sind die Menschen besonders abweisend. Sie wollen gar nicht verstehen, was wir sagen. Tun so, als seien wir nicht zu verstehen.“

Ungleichbehandlung auf dem Wohnungsmarkt aufgrund von Sprachlücken werteten die Co-Forschenden in Nauen als besonders gravierend; sie hatten die Erfahrung gemacht, von Vermieter*innen mit der Begründung „Sprachprobleme“ abgelehnt zu werden. Einstimmig formulierten sie „Wohnen braucht keine Sprache“ und argumentierten, dass nicht jeder Schritt des Ankommens auf gute Sprachkenntnisse warten kann. Gerade die eigene Wohnung sei ein Meilenstein, eine notwendige Voraussetzung, um zu Ruhe und familiären Routinen zurückzufinden und mit der eigenen Integration voran zu kommen. Eine Co-Forscherin fasste die Diskussion so zusammen: „Ohne Wohnung geht Integration nicht.“

Die Co-Forschenden kannten diskriminierende Erfahrungen im öffentlichen Raum aus eigenem Erleben. Der Umgang mit Vorurteilen war ihnen nicht fremd. In der sozialen Welt, so ein Co-Forscher aus Nauen, haben alle Menschen Vorurteile: „Vorurteile gibt es überall auf der Welt. Wenn man das weiß, dann ist es leichter.“ Die institutionellen und strukturellen Hürden beschrieben sie als besonders hemmend.

Institutionelle Hürden

Als langfristig größtes Hemmnis für eine eigenständige Alltagsbewältigung sowie für Arbeits- und Bildungszugänge wurde die Bewältigung von schwer durchschaubaren Verwaltungsabläufen und Zuständigkeiten sowie von bürokratischen Korrespondenzen und Bearbeitungszeiträumen angeführt. Als erforderlich wurde deshalb die Unterstützung bei Amtsgängen und beim Ausfüllen von Formularen angesehen.

„Wir brauchen Hilfe, um uns selbst besser organisieren zu können. Das macht die Kurse und gute Beratung so wichtig“ (Co-Forscher, Nauen).

Zwar wurden Integrations- und Sprachkurse prinzipiell als wichtig angesehen, doch ein zentraler Einwand hinsichtlich der Durchführung formuliert: „Die Kurse gehen am Alltag vorbei“. Ein Co-Forscher konkretisierte dies so:

„Man muss wiedergeben, was im Lehrbuch steht. Auch viele Themen gehen an den Bedürfnissen vorbei, die kennen die Menschen aus Syrien nicht (Klimawandel, Energie ...). Deshalb verstehen sie die Aufgaben oft nicht. Die arabische Welt ist praktischer“ (Co-Forscher im Theaterprojekt).

Vor allem wurden Zugangsbarrieren für Kursangebote in ländlichen Regionen aufgezeigt: weite, umständliche Anfahrten, zu heterogene Bildungserfahrungen bei Teilnehmenden oder nur eine zuständige Lehrkraft für den gesamten Kurs. Mangelnder Informationsfluss zwischen Kursinteressierten und relevanten Einrichtungen oder gar Desinformation erschweren den ohnehin wenig transparenten Zugang zu diesen Kursen.

Individuelle Bemühungen

Beim Gebrauch der neuen Sprache machten die Beteiligten zunächst die Erfahrung von Distanz, Entfremdung und Sprachlosigkeit. Im Theaterkollektiv wurde besonders deutlich, dass das Erlernen von Vokabeln und grammatischen Regeln nicht gleichbedeutend mit dem Verstehen von Gemeintem ist. Das betrifft weniger Begriffe wie Schlafen, Essen, Auto oder Straße, sondern Begriffe, die uneindeutig sind und subjektiv für jeden etwas anderes bedeuten können – wie Liebe, Integration, Respekt, Werte. Im Theaterprojekt erleichterten Neugierde und Ent-

deckungsfreude den Umgang mit Uneindeutigkeit. Anderen Menschen das Gemeinte vermitteln zu wollen stärkte ihr Gefühl für Nuancen. Der selbstverständliche Umgang mit Mehrsprachigkeit schuf Vertrauen in die deutsche Sprache und verdrängte die Angst, Fehler zu machen. Davon könnten auch Sprachkurse profitieren.

„In der Schule (Sprachkurs, Anm. d. Verf.) wir lernen was, aber wir nutzen das nicht im Alltag. Die Informationen sind anders. Im Theater kann man miteinander in mehreren Sprachen Kontakt haben. Und das bringt mehr Vertrauen“ (Co-Forscher, Theaterprojekt).

„Ich verstehe auf Deutsch und ich muss auf Deutsch denken. Ich sage zum Beispiel: ‚alles gut‘. Da gibt es viele Worte dafür, z. B. ‚fein‘ [...]. Wenn ich auf Deutsch rede und du verstehst, was bedeutet das, dann du sagst. Die Angst langsam geht raus. Und das genau passiert mit mir“ (Interviewter, Theaterprojekt).

Mehrsprachigkeit als Ressource anzusehen und zu nutzen erwies sich als Vorteil, gleichwohl blieb das Finden einer gemeinsamen Sprache auch im Theaterkollektiv herausfordernd. Ziel war die Verständigung über das, was man ausdrücken und dem Publikum vermitteln möchte. Der Wechsel in verschiedene Sprachen erleichterte dies und wurde von den Teilnehmenden wertgeschätzt. Mehrsprachigkeit unterstützte den Zugang zur deutschen Sprache und stärkte das Vertrauen in deren alltagspraktischen und präsentationstauglichen Gebrauch.

Begegnungen und Austausch: „Es geht um mehr als um Worte.“

In allen Forschungsgruppen wurde von fehlenden Kontakten zu Deutschsprechenden berichtet. Dies wurde teils als Mangel, teils als schlichte Tatsache beschrieben, unabhängig vom Alter der Co-Forschenden und unabhängig davon, ob sie in der Stadt oder ländlich wohnten. Für einige machte der Wunsch nach Kontakten auch das Mitwirken im Forschungsprojekt attraktiv. Ein Co-Forscher beschrieb dies als seine Motivation: „Ich mache in Projekten mit, damit ich Deutsch mit Deutschen sprechen kann“ (Co-Forscher, Nauen).

Das Bedürfnis nach informellen Begegnungen speist sich aus dem Ehrgeiz, die deutsche Sprache zu praktizieren und dazuzulernen sowie aus dem Motiv, das alltägliche

Leben der Menschen kennen zu lernen und zu verstehen. Auf den Punkt brachte es ein Jugendlicher aus dem Patenschaftsprojekt: „Syrien ist meine Heimat, dort verstehen mich die Menschen besser. Und ich meine nicht die Sprache damit.“

„Es geht um mehr als um Worte“ – so fasste ein Co-Forscher die Diskussion darüber zusammen, dass mit Sprache Alltagskultur und soziale Regeln transportiert werden. Ohne Kontakte bleiben viele Verhaltensweisen in der neuen Gesellschaft rätselhaft, das eigene Verhalten unsicher. Es sind jedoch der Austausch und die Auseinandersetzung mit alltäglichen Routinen, in denen Zugewanderte lernen, welche Regeln im alltäglichen Zusammenleben tatsächlich gelten (vgl. Kalny 2019: 481 f.). Diese müssten „in wiederholten Interaktionen immer wieder gebraucht, aktualisiert und angewandt werden“ (Sebald 2019: 128). Dazu bräuchte es mehr Muttersprachler*innen mit Bereitschaft zu informellen Begegnungen, wie sie etwa für die Nachbarschaft gewünscht und von Co-Forschenden vermisst wurden.

„In Nauen fehlen Menschen, die Brücken zu uns bauen. Man braucht diese Brückenbauer, damit man versteht, wie der Alltag funktioniert“ (Co-Forscher).

9.4 Teilhabe an Schulbildung: Von Ausgrenzungserfahrungen und Wünschen nach Akzeptanz und Ermutigung

Im Patenschaftsprojekt haben sich Kinder und Jugendliche unter anderem mit Ihren Erfahrungen an den Schulen auseinandergesetzt. Neben wenigen positiven Kommentaren (Hilfsbereitschaft einzelner Lehrer*innen, nette Mitschüler*innen) wurden in den Patentandems überwiegend Wünsche formuliert, die sich in zwei Begriffen zusammenfassen lassen: mehr Akzeptanz, mehr Wertschätzung.

Weitgehend vermisst: Akzeptanz und Wertschätzung

Auch wenn Akzeptanz und Wertschätzung an den Schulen mehrheitlich vermisst werden, so gibt es dazu kein durchgängiges einheitliches Bild.

So stellt eine Jugendliche fest: „Unser Lehrer mag uns nicht, weil wir alle Ausländer sind.“ In einem kurzen Disput heißt es:

Jugendlicher A: „Es interessiert die Lehrer nicht, dass ich die Aufgabe nicht verstehe“. Dem widerspricht die *Jugend-*

liche B: „Das interessiert sie richtig. Eine Lehrerin hat gesagt, „Ich bin nicht nur in dieser Schule, damit ich das Geld verdiene. Ich will auch den Schülern was beibringen““.

Die meisten Patenkinder haben das Gefühl, den schulischen Erwartungen nie gerecht werden zu können. Obwohl sie viel dafür tun, um sich anzupassen und zu lernen, erfahren sie kaum Wertschätzung im Schulalltag. Dies bestätigte auch eine Patin: „Da muss man sich nicht wundern, dass bei den Kindern ein negatives Selbstbild entsteht.“

Der professionelle Umgang mit den Themen Migration und Flucht spielt in den Reflexionen zum Schulalltag offensichtlich kaum eine Rolle. Aus Sicht einer Patin heißt es:

„Das ganze [Schul-]System ist nicht anerkennend und wertschätzend. Die sind halt bedürftig hierhergekommen und denen wird nun – weil wir so gute Menschen sind – hier irgendwie was geboten. Aber eigentlich kann man nicht viel von denen verlangen. Nach der Flüchtlingskonvention können wir halt nicht nein sagen, aber so richtig hier haben wollen wir sie nicht. Weil sie anders sind“ (Patin).

Hemmendes Ideal: Elternengagement ohne Erfahrung mit deutschem Schulsystem

Dass Eltern für den Bildungserfolg ihrer Kinder eine zentrale Verantwortung übernehmen müssen, scheint in der deutschen Bildungspolitik wie in der Lehrerschaft unbestritten. Gleichwohl haben alle PISA-Erhebungen nachgewiesen, dass gerade darin ein Hemmnis liegt: Der Schulerfolg in Deutschland hängt stärker von der sozialen Herkunft der Schüler*innen ab als im Durchschnitt der OECD-Länder (vgl. OECD 2018).

Viele Eltern sind nicht dazu in der Lage, die Kinder auf ihrem Bildungsweg zu unterstützen. Eine Jugendliche sieht die Eltern mit dieser Verantwortung überfordert und fragt: „Was haben unsere Eltern damit zu tun? Die wissen nicht mal, was wir in der Klasse machen.“ Und eine Patin argumentiert ähnlich: „Wenn der Vater selbst kaum in der Schule war, dann weiß er halt jetzt auch nicht, wonach er fragen soll.“ Gleichwohl, so eine Projektleiterin, haben Eltern hohe Erwartungen: „Die wissen ja, dass da viel dranhängt. Die wollen ja ihren Status verändern, die wollen ja wieder wer sein.“

10 Gütekriterien für partizipative Forschung: Heterogene Auffassungen und projektspezifische Schlussfolgerungen

Fragen zu Qualität und Güte des partizipativen Forschens begleiteten das Projekt PERSPEKTIVWECHSEL von Anfang an. Zwar liegen für die Qualitätsbewertung dieser Forschungsstrategie keine verbindlichen Maßstäbe vor – gleichwohl werden sie für jedes Einzelvorhaben als relevant erachtet. Zum einen benötigt partizipatives Forschen im Wissenschaftsbetrieb und bei Fördergebern meist eine Rechtfertigung und Begründung. Zum anderen wollen partizipative Forschungsprojekte für sich selbst den Nachweis erbringen, dass sie den Anspruch einer guten Forschungsqualität einlösen. Dies galt auch im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL.

Zur Anwendbarkeit der Gütekriterien aus der quantitativen Forschungstradition für die qualitative Sozialforschung

In der standardisierten und hypothesenprüfenden sozialwissenschaftlichen (*quantitativen*) Forschungstradition sollen drei Hauptkriterien die Qualität der Untersuchungen gewährleisten: *Objektivität*, *Reliabilität* und *Validität*. Ihre Übertragung auf qualitative Forschung ist nicht unmittelbar kommensurabel, da diese anderen Zielen und Vorgehensweisen folgt und „die Geltungsbegründung der Ergebnisse viel flexibler sein muss“ (Mayring 2016: 140).

- Das in der quantitativen Forschung dominierende Gütekriterium *Objektivität* (Personenunabhängigkeit) kann und soll in der partizipativen Forschung nicht erfüllt werden. Hier sind Subjektgebundenheit und Interessenorientierung ausschlaggebend, sofern sie (selbst-)kritisch reflektiert und offengelegt werden.
- Auch das Gütekriterium *Reliabilität* (Zuverlässigkeit) im Sinne der Wiederholbarkeit von Beobachtungen unter gleichen Bedingungen lässt sich in der qualitativen und partizipativen Forschung nicht einlösen – die Reproduktion subjektiver Sichtweisen in gleichen Kontexten ist eine

Illusion. Zum einen deshalb, weil das Kriterium Objektivität unterstellt wird. Zum anderen deshalb, weil der Kontext einem kontinuierlichen Wandel unterliegt. Ohnehin werden Objektivität und Reliabilität in der quantitativen Forschung nicht wirklich überprüft – dafür wären kontrollierende Wiederholungsuntersuchungen erforderlich.

- Das Kriterium *Validität* (Gültigkeit) und damit einhergehende Differenzierungen (interne, externe Validität) „soll einschätzen, ob auch das erfasst wurde, was erfasst werden sollte“ (Mayring 2016: 140) An dieses Kriterium knüpfen qualitative und partizipative Forschung mit Begriffen wie kommunikative, diskursive oder partizipative Validität an.

In der *qualitativen Forschung* wurden zahlreiche Vorschläge für Qualitäts- und Gütekriterien entwickelt. Selbst bei Fokussierung auf *Kernkriterien* ergibt sich beim Gang durch die Fachliteratur jedoch kein annähernd übereinstimmendes Bild. Dies macht folgender Überblick deutlich:

- (1) Transparenz, (2) (Selbst-)Reflexivität und (3) (Selbst-)Kritik – diese Indikatoren werden von Antje Lettau und Franz Breuer vorgeschlagen (vgl. Lettau & Breuer o.J., Breuer 1996: 36ff.).
- (1) Transparenz, (2) Intersubjektivität und (3) Reichweite – dafür plädieren Günter Mey, Rubina Vock und Sebastian Ruppel (vgl. dies. o.J.).
- (1) Verfahrensdokumentation, (2) argumentative Interpretationsabsicherung, (3) Regelgeleitetheit, (4) Nähe zum Gegenstand, (5) kommunikative Validierung, (6) Triangulation – diese benennt Philipp Mayring (vgl. 2016: 144 ff.).
- (1) Intersubjektive Nachvollziehbarkeit, (2) Indikation des Forschungsprozesses, (3) empirische Verankerung, (4) Limitation, (5) Kohärenz, (6) Relevanz, (7) reflektierte Subjektivität – bringt Ines Steinke ein (vgl. 2000: 3 f.).

Diskurse zu den Gütekriterien in der partizipativen Forschung

Auch für die Spezifik partizipativer Forschung liegen zahlreiche Diskursbeiträge und Vorschläge für Gütekriterien vor. Sie lassen sich folgenden Fragestellungen zuordnen:

1. Werden Gütekriterien in der partizipativen Forschung überhaupt benötigt?

Die Absicherung der Qualität partizipativen Forschens durch geeignete Kriterien wird generell bejaht, in einigen Beiträgen aber auch hinsichtlich Kontext und Adressierung modifiziert.

- Jarg Bergold und Stefan Thomas (2012: 101). schlagen vor, von Rechtfertigungsanforderungen statt von Gütekriterien zu sprechen, die je nach Kontext hinsichtlich Nützlichkeit, Authentizität, Glaubwürdigkeit, Reflexivität und Nachhaltigkeit diskutiert werden sollen.
- Für Hella von Unger (2014 a: 66 f.) ist vorstellbar, dass für die Vermittlung der Erkenntnisse mehrere Versionen erarbeitet und je nach Zielgruppe (Wissenschaft, Politik, Praxis etc.) unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt werden.

2. Auf welche Ebenen sollen sich Gütekriterien beziehen, welche Qualitätsdimensionen sollen sie abbilden?

Da in der partizipativen Forschung verschiedene Ebenen und Dimensionen zusammenwirken, sollten sich diese, so einige Beiträge, in den Gütekriterien ausdrücken und Bezug nehmen auf die methodologische Ebene, Diskursebene, Praxiszusammenhänge, transparente Kommunikation, Handlungs- und Wertesysteme. Für Stefan Tho-

mas müssen Gütekriterien nicht nur methodologisch gut begründet sein:

„Gütekriterien in der partizipativen Forschungsmethodik lassen sich nicht als universelle Standards allein aus der Methodologie begründen. Neben einer wissenschaftsimmanenten Herleitung müssen diese kontextuell auf Forschungsgegenstand und Praxis bezogen sein“ (Thomas 2017).

3. Welche Kriterien können die Qualität partizipativen Forschens absichern und innerwissenschaftliches Vertrauen stärken?

Als wesentliches Gütekriterium wird von Jarg Bergold und Stefan Thomas (2012, 2010) der Zugang für alle Betroffenen zum Forschungsprozess genannt, vorausgesetzt, deren Stimmen werden wirklich gehört und einbezogen. Zudem besteht das Ziel in der Erweiterung des Wissens und der gemeinsamen Handlungsfähigkeit aller Beteiligten. Insofern sollen Ergebnisse verständlich und in ihren Konsequenzen durchschaubar sein sowie allen zur Verfügung stehen. Die Ergebnisse sollten zudem anschlussfähig an die Praxis, aber auch an wissenschaftliche Theorien sein.

Mandy Hauser (2019: 243), die sich mit der *Qualität und Güte im gemeinsamen Forschen mit Menschen mit Lernschwierigkeiten* befasste, nahm eine Unterteilung von 47 (!) Kriterien auf folgende Kategorien vor: Kategorien zu den grundlegenden Haltungen zu partizipativer und inklusiver Forschung, zur Gestaltung des Forschungsprozesses, zur Zusammenarbeit der Teilnehmenden im Forschungsprozess sowie zur Wirkung und Bewertung der Forschungsergebnisse (vgl. ebd.: 150 ff.).

Gütekriterien für Partizipative Gesundheitsforschung (PGF)	
Partizipative Validität (participatory validity)	beschreibt, inwieweit das partizipative Potenzial aller Beteiligten im Rahmen eines Forschungsprozesses realisiert wird.
Intersubjektive Validität (intersubjective validity)	sagt aus, für wie glaubwürdig und sinnvoll die Beteiligten unter Berücksichtigung ihrer verschiedenen Perspektiven die Forschung halten.
Kontextspezifische Validität (contextual validity)	bewertet, inwiefern die Forschung den lokalen Kontext berücksichtigt.
Katalysatorische Validität (catalytic validity)	ist ein Maß dafür, inwieweit die Forschung zur Verbesserung der Situation der Beteiligten beiträgt.
Ethische Validität	beurteilt, ob die Forschungsergebnisse (auch Veränderungsprozesse) – vor allem aus Sicht der Beteiligten gerecht und ethisch vertretbar sind.
Empathische Validität	beschreibt, wie sehr die Forschung die Empathie der Beteiligten füreinander stärkt.

Tabelle 5: Gütekriterien für Partizipative Gesundheitsforschung, Quelle: Wright 2013: 129

In der partizipativen Gesundheitsforschung werden sechs Kriterien zur Erreichung valider Ergebnisse vorgeschlagen (siehe Tabelle 5).

Schlussfolgerungen zur Güte partizipativen Forschens im Forschungsprojekt

Aufgrund der Unterschiede zwischen den Forschungsgruppen und deren diversen lokalen Kontextbedingungen sollten sich für das Gesamtprojekt PERSPEKTIVWECHSEL keine allgemein verbindlichen Gütekriterien herauskristallisieren, die partizipativem Forschen generell ausreichend Orientierung geben könnten. Für Reflexionen zu Qualität und Güte im Forschungsprojekt halten wir folgende Kriterien für gut geeignet:

1. *Subjektorientierung und intersubjektive Reflexivität:* Subjektorientierung ist erklärtes Ziel partizipativen Forschens. Nicht Objektivität, sondern die Intersubjektivität von Erkenntnissen gilt es einzulösen. Demnach sollen andere Forscher*innen die Ergebnisse
2. *Gegenstandsangemessenheit und Kontextberücksichtigung:* Gegenstandsangemessenheit bezeichnet einen engen Zusammenhang von Gegenstand und qualitativen, dialogorientierten Erhebungsmethoden. Die Kontextberücksichtigung bezieht sich auf verschiedene Ebenen – von individuellen Lebenswelten bis hin zur Gesellschaft.
3. *Partizipative Prozessgestaltung und kommunikative Validität:* In den partizipativen Prozessen müssen die Prinzipien des Mitentscheidens und Mitmachens zum Tragen kommen. Kommunikative Validität zielt auf gemeinsame Interpretationen der Ergebnisse durch möglichst viele Beteiligte.

Gütekriterien für das Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL (Partizipatives Forschen in vier Projekten)		
Gütekriterien	Projektspezifische Indikatoren	Praktische Umsetzung
Subjektorientierung und intersubjektive Reflexivität	Freiwillige Mitwirkung von Menschen mit Fluchtbiographie	– In allen Projekten beteiligten sich die Co-Forschenden freiwillig. Dies wurde in den ersten Treffen grundsätzlich besprochen, Anwesenheit im Weiteren nicht eingefordert (keine Anwesenheitslisten).
	Subjektives Alltagswissen und Erfahrungen bilden die Grundlagen	– Trifft auf alle Forschungsprozesse zu: konkrete lebenspraktische Probleme waren Ausgangspunkt und Anlässe für vertiefendes Verstehen und Handeln. Von Co-Forschenden eingebrachte Themen wurden bearbeitet (z. B. Nachbarschaft in Afghanistan). – Interdisziplinäre Vertiefungen wurden überwiegend durch die Verbundforschenden vorgenommen.
	Gemeinsame Reflexion der gewonnenen Daten, Ergebnisse	– Ergebnisse wurden in allen Forschungsgruppen kontinuierlich reflektiert und kontrolliert, am wenigsten in der Abschlussphase. – Es gab Reflexionen mit externen Expert*innen und Forschungserfahrenen.
Gegenstandsangemessenheit und Kontextberücksichtigung	Flexible Anpassung von Forschungsmethoden und Datenanalysen an Forschungsfragen und Ressourcen der Beteiligten	– In allen Projekten wurden methodische Entscheidungen partnerschaftlich getroffen und mit Forschungsfragen in Verbindung gebracht. – Innovativere Methoden bei sprachlichen Verständigungsproblemen wären wünschenswert gewesen, auch die Mitwirkung von Sprachmittler*innen (wenngleich keine ideale Lösung).
	Lokale Verankerung der Forschungsprozesse, Bezug der Ergebnisse auf die lokalen Kontexte	– In allen Projekten wurde der lokale Kontext einbezogen (Dokumentenanalysen, Begehungen), in ländlichen Räumen war er Grundlage für Veränderungsimpulse. – Rolle der lokalen Politik sollte in kooperativen Settings fallspezifisch stärkere Berücksichtigung finden, um nachhaltige Veränderungsimpulse zu ermöglichen (LYDIA).
	Triangulation mit lokalen und regionalen Expert*innen	– Triangulation wurde in allen Projekten genutzt, teils weniger als vorgesehen. – Institutionenbezogene und coronabedingte Umstände erschwerten die Einbindung lokaler Expert*innen.
Partizipative Prozessgestaltung und kommunikative Validität	Mitentscheidungen bei Themenwahl und Forschungsfragen	– Das Kriterium <i>Mitentscheiden</i> war für die Einlösung von <i>Partizipation</i> durchweg ausschlaggebend.
	Übernahme aktiver Rollen von Co-Forschenden bei Datenerhebung, Auswertung, Präsentation	– Co-Forschende nahmen aktiv am Forschungsprozess teil und übernahmen Aufgaben (Interviews, Co-Moderation) – mit unterschiedlicher Intensität, trotz sprachlicher Hemmnisse. – In zwei Projekten wirkten Co-Forschende bei Präsentationen mit.
	Vergewisserung der Übereinstimmung von Interpretationen – Daten und Phänomene sowie den Gesamtprozess betreffend.	– Entsprechende Vergewisserungen fanden zwar kontinuierlich statt, – jedoch konnten die abschließenden Deutungen der Verbundforscher*innen von den Beteiligten kaum mehr kontrolliert werden.

Tabelle 6: Gütekriterien für die (vier) Projekte mit partizipativem Anspruch

11 Zusammenfassende Ergebnisse und Bewertungen, weiterführende Überlegungen

Das kooperative und partizipative Forschen im Projekt PERSPEKTIVWECHSEL war für alle Beteiligten eine neue und komplexe Herausforderung. In diesem Schlusskapitel wird nun ein Resümee gezogen: Welchen Beitrag leistet kooperatives und partizipatives Forschen zur Teilhabeförderung geflüchteter Menschen, wodurch wird dies ermöglicht oder gehemmt? Worin besteht der Mehrwert dieser Forschungsstrategie für Wissenschaft und Praxis?

11.1 Konzeptionelle Rahmung und Einlösung partizipativer Grundsätze: Resümee zur Forschungspraxis

11.1.1 Projektstrukturen – fördernde und hemmende Elemente

Partnerschaft mit Praxisprojekten – für beide Seiten vorteilhaft

Die Partnerschaft von Forschungs- und Praxisprojekten hat sich grundsätzlich bewährt. Träger und Projektleiter*innen erleichterten uns Verbundforschenden den Zugang zum lokalen Forschungsfeld und zu den Mitforschenden, unterstützten den Aufbau von vertrauensvollen Beziehungen und ermöglichten Einblicke in lokale Strukturen und Stimmungen in den Kleinstädten. Auch wenn in einem Fall aufgrund von Strukturveränderungen beim Träger keine partizipativen Prozesse aufgebaut werden konnten – die Partnerschaften erwiesen sich als Möglichkeitsräume für unkompliziertes Organisieren und inhaltliche Synergien. Nach eigenen Aussagen profitierten die Träger und Projektleiter*innen vor allem vom Austausch über ihre Praxisprojekte, einzelne konnten die Netzwerkontakte der Verbundforscherinnen nutzen und fanden die Unterstützung bei der Akquisition von Fördermitteln hilfreich.

Partizipative Ausrichtung ermöglichte den Perspektivwechsel

Während in partizipativen Forschungsprozessen die kooperativen und partizipativen Dimensionen zusammengeführt werden – meist arbeiten beruflich Forschende, lokale Akteure, Projektträger und lebensweltlich Betroffene zusammen – war im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL die Trennung der kooperativen und partizipativen Dimensionen ein strukturelles Charakteristikum. *Partizipativ* geforscht wurde vor allem mit Menschen, die ihre Erfahrungen und Interessen zum *Ankommen nach der Flucht* einbringen konnten. Dies entsprach der Zielsetzung des Forschungsprojekts und dem Verständnis eines Perspektivwechsels: es wurde die Privilegierung der Innensichten geflüchteter Menschen anvisiert. Gleichwohl sollten sich lokale Akteure während des Prozessverlaufs zu bestimmten Themen und Anlässen in die partizipativen Prozesse einbringen, insbesondere wenn es um Veränderungsimpulse ging.

Zusammensetzung der Forschungsgruppen war keine Prinzipienfrage

Die Zusammensetzung der Forschungsgruppen entsprach weitgehend der Zusammensetzung der Teilnehmer*innen der jeweiligen Praxisprojekte. Wir arbeiteten mit Menschen zusammen, die überwiegend aus Syrien, Afghanistan, Tschetschenien oder Iran geflüchtet waren und hier diverse Bleibeperspektiven erhielten, als Singles oder in Familien lebten und über unterschiedliche Deutschkenntnisse und Bildungserfahrungen verfügten. Nicht-Geflüchtete waren nur im Patenschaftsprojekt beteiligt. Der Wunsch nach einer inklusiven Gruppe, in der Menschen *mit* und *ohne* Fluchtbiografie zusammenkommen, war ambivalent. Im Theaterprojekt wurde dies zwar prinzipiell anvisiert, jedoch erst nach einer längeren Phase

der Zusammenarbeit in der Gruppe von Geflüchteten. Auch in Nauen und bei den LYDIA-Frauen wurde die Zusammensetzung der Forschungsgruppen mit ähnlichem Erfahrungshintergrund bevorzugt. Dabei ging es weniger um eine prinzipielle Frage, sondern darum, dass die Forschungsthemen für alle geeignet und das Zutrauen in ihre sprachlichen Deutschkenntnisse groß genug sein sollte. Unabhängig vom Forschungsprojekt war der Wunsch nach Kontakten und Projekten mit deutschen Muttersprachler*innen bei allen sehr ausgeprägt.

Tandemkonstellationen der Verbundforschenden – in mehrfacher Hinsicht günstig

Als struktureller Vorteil erwies sich in den Forschungsgruppen die Tandempräsenz der Verbundforscher*innen. Vor allem in der Anfangsphase trugen gemeinsame Vorbereitungen, Aufgabenverteilung und Reflexionen zur Projektqualität bei. Zudem wurden dadurch Einblicke in mehrere Forschungsprozesse möglich und projektübergreifende Verbindungen und Erfahrungen hergestellt.

Dynamik des Forschungsprojekts – Vorteile überwiegen

Forschungsdesign und partizipative Forschungsprozesse sind nur begrenzt planbar und benötigen eine deutlich größere Offenheit und Flexibilität als in nicht-partizipativen Prozessen. Zwar hatte die Corona-Pandemie einschneidende Wirkungen für die kommunikative Qualität und den konzeptionellen Kompass. Doch war es grundsätzlich von Vorteil, dass sich das Forschungsdesign an Gruppenprozesse und strukturelle Veränderungen auf Trägerseite anpassen konnte. Nach den coronabedingten Kontaktbeschränkungen mussten fachliche und öffentliche Kommunikations- und Transferveranstaltungen entfallen, fanden im digitalen Raum oder im deutlich kleineren Rahmen und draußen statt. In der Zusammenarbeit mit den Co-Forschenden betraf dies häufig die Auswertungsphase.

11.1.2 Partizipative Forschungsprozesse – Theorie und Alltagspraxis im produktiven Spannungsfeld

Zyklische Prozessverläufe – Praktische Interventionen als Impulse

Partizipative Forschungsprozesse verlaufen nicht linear, sondern in Zyklen von Planung und Analyse, Intervention (Aktion) und Reflexion (Auswertung). Im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL ließ sich diese zyklische Prozesshaftigkeit mit dem Ziel *praktischen* Veränderens nicht

immer einlösen. In allen Forschungsgruppen nahmen *Aktion und Reflexion* auf der Ebene von *Datenerhebung und Erkenntnisgewinn* sowie des *Abklärens und Kontrollierens der Ergebnisse* relativ viel Raum ein.

Praktische Interventionen erwiesen sich als deutlich komplexere Herausforderungen – wir bezeichneten sie als *Impulse* für die Veränderung sozialer Wirklichkeit(en). Als solche haben sie die Mitwirkenden motiviert, doch als längerer Zyklus hätten sie alle Beteiligten überfordert. Grundsätzlich sollte zwischen *pragmatischen* und *transformativen* Veränderungen abgewogen werden (vgl. Doná 2007; von Unger 2018). Für transformative Veränderungen bedürfte es engagierter Kooperationspartner*innen aus Gemeinwesenarbeit, Sozialer Arbeit, Quartiersmanagement, Planungsbüros und Verwaltung. Bei Einbindung partizipativer Forschungsprozesse in den Entwicklungskontext *Sozialer Zusammenhalt – Soziale Stadt* könnte dies leistbar und für eine breite Partizipationskultur unterstützend sein.

Ausbalancieren unterschiedlicher Prozessqualitäten

Die Forschungsprozesse waren voraussetzungsvoll, chancenreich und oft verunsichernd zugleich. Das Verhältnis zwischen Offenheit und Strukturiertheit, Flexibilität und Ergebnisorientierung war immer wieder auszu-tarieren und zudem ungewohnt. Für viele Co-Forschende hatte das praktische Verändern einen höheren Stellenwert als das gemeinsame Analysieren, Deuten und Interpretieren. Gleichwohl war Erzählen ein großes Bedürfnis und aktives Zuhören wichtig. Als voraussetzungsvoll erwies sich die sprachlich-kommunikative Seite der Prozesse: Das Gesagte so zu verstehen, wie es gemeint war, erforderte Aufmerksamkeit, Zeit und Geduld von allen Beteiligten.

Keine Adressierung an vulnerable, hilfsbedürftige Menschen oder Zielgruppen

„Wir sind nicht hilflos“ – so lautete das selbstbewusste Statement einer Co-Forscherin. Und ein Co-Forscher wies die Zuschreibung zurück, einer „schwer erreichbaren Gruppe“ anzugehören. Er schlug vor, künftig soziale Angebote stärker partnerschaftlich am Prinzip des „Geben und Nehmens“ (Deutsch lernen versus ein Musikinstrument lehren etc.) anstatt als einseitige Hilfsangebote auszurichten.

Bemühungen um ein stimmiges Selbstbild und die Auflösung von Stigmata waren sowohl bei Erwachsenen sowie Jugendlichen als auch Kindern zu beobachten. Als Ver-

bundforschende haben wir in unseren Reflexionsgesprächen auch die Kennzeichnung der Mitforschenden als „Zielgruppe“ in Frage gestellt. Der aus der Marktforschung stammende Begriff transportiert im eigenen Interesse ein Nützlichkeitsverhältnis, das dem partnerschaftlichen Verständnis widerspricht und deshalb ungeeignet ist. Carmen Mörsch (2018/2016) kritisiert die Anwendung des Konzepts der „Zielgruppe“ in der kulturellen Bildung und formulierte ihre Innenperspektive klar und deutlich: „Refugees sind keine Zielgruppe“.

Weitgehende Einschränkungen in der Schlussphase

Der Anspruch eines gleichberechtigten Teilhabens und Mitentscheidens der Co-Forschenden in *allen Phasen* des Forschungsprozesses musste in der *Schlussphase* coronabedingt stark eingeschränkt werden, so dass die abschließende Kontrolle über die Ergebnisse nur mit wenigen Co-Forschenden einlösbar war und geplante Präsentationen nicht stattfinden konnten.

11.1.3 Ergebnisse der Forschungspraxis – Zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Partizipatives Forschen ist von hohen Ansprüchen geprägt – meist waren es Lern- und Annäherungsprozesse. Die Grenzen partizipativen Forschens werden in zahlreichen Publikationen und Projektberichten reflektiert und auch im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL waren sie des Öfteren Thema. Am Beispiel von drei Grundprinzipien wird aufgezeigt, dass die Grenzen partizipativen Forschens nicht nur forschungsimmanente, sondern auch gesellschaftliche Gründe haben: Ob Gleichberechtigung, Empowerment oder Veränderungsimpulse – Partizipatives Forschen stößt unweigerlich an Grenzen.

Gleichberechtigte Erkenntnissubjekte, Forschung auf Augenhöhe

In der partizipativen Forschung soll das traditionell asymmetrische Verhältnis von Forschenden und Beforschten abgebaut werden und in ein Subjekt-Subjekt-Verhältnis münden. Um in diesen Prozessen Privilegien, Hierarchien und Machtverhältnisse zu verändern, reichen die kommunikativen Qualitäten der Beziehungen jedoch nicht aus. Auch Statusattribute werden auf den Prüfstand gestellt. Denn beruflich Forschende werden für ihre Forschungsleistung monetär entlohnt und verbessern möglicherweise ihre Karrierechancen – für lebensweltlich Forschende gilt ähnliches nicht. Es gilt darüber nachzudenken, ob und wie *Powersharing* dem Empowermentanspruch gleichgestellt

und monetäre Entgeltungen für die beteiligten Personen gegenüber Fördergeber*innen nicht nur als solidarischer Akt, sondern als Bestandteil der Forschungsphilosophie durchsetzbar sind.

Verstehen und Verändern von sozialer Wirklichkeit

Im Unterschied zu herkömmlichen Forschungsprojekten bleibt partizipative Forschung nicht bei empirischen Ergebnissen und praktischen Empfehlungen an *zuständige* Akteure stehen. Der Begriff *soziale Wirklichkeit* ist weit gefasst und die angestrebten Veränderungen variieren in der vielfältigen partizipativen Projektlandschaft hinsichtlich ihrer Reichweite stark (vgl. von Unger 2014 a: 47). Im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL konnten die Beteiligten ihr Wissen und ihre Kompetenzen einbringen und erweitern sowie Impulse für lokale Veränderungen auslösen. Beispiele dafür sind die Ausstellung der Ergebnisse des Patenschaftsprojekts (Berlin), die Beschäftigung der Co-Forschenden mit den Konflikten im Spielpark (Rheinsberg) oder das Aufzeigen von Teilhabebarrrieren in Sprachkursen gegenüber der Integrationsbeauftragten und anderen Akteuren (Nauen).

Das *Verändern von sozialer Wirklichkeit* ist ein langwieriger Prozess, der mit der partizipativen Wissensgenerierung und dem Projektende nicht abgeschlossen sein kann.

Empowerment und Powersharing

Damit Menschen mit Fluchtbiografie zu handelnden *Akteuren* werden und ihre individuellen und kollektiven Teilhabechancen erweitern können, spielt Empowerment eine entscheidende Rolle. An diesen Anspruch waren in den Forschungsgruppen Annäherungen möglich. Künftig könnte *Powersharing* zur Unterstützung von Empowermentprozessen auch außerhalb solidarischer Aktionen hilfreich sein (z.B. in Form eines flexiblen und bedarfsorientierten Fonds für die Nachhaltigkeit von Forschungsprozessen).

Schlussfolgerungen: Kleinere Schritte, größere Zeitbudgets, monetäre Wertschätzung

Vor dem Erfahrungshintergrund unserer Forschungspraxis sollten Anspruch und Wirklichkeit partizipativen Forschens kontinuierlich und (selbst-)kritisch hinterfragt werden – ohne den Ansprüchen untreu zu werden und ohne Einbußen an Prozessqualität hinnehmen zu müssen. In jedem Fall bedarf es in den jeweiligen Zyklen und Phasen ausreichender Zeitbudgets, wobei Unvorhergese-

henes zum Normalfall gehört. Eine monetäre Wertschätzung der Co-Forschenden wäre für den Abbau von Machtasymmetrien erforderlich.

11.2 Das Forschungsprojekt PERSPEKTIV-WECHSEL: Ein teilhabefördernder Beitrag zum Ankommen nach der Flucht?

Das Prinzip Teilhabe war in mehrerer Hinsicht handlungsleitend: es ist ein grundsätzliches Anliegen der Forschungsstrategie, war Leitidee im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL und der Praxisprojekte.

Partizipative Forschungsprozesse *sind* gesellschaftliche Teilhabeprozesse

Für Menschen mit Fluchtbiografie war die Teilhabe an den Forschungsprozessen eine neue Erfahrung. Durch Mitdenken, Mitentscheiden und Mitmachen haben sie Einfluss genommen auf wissenschaftliche Deutungen und lokale Gegebenheiten. Die Forschungsgruppen erwiesen sich als Laboratorien eines demokratischen und engagierten Aushandelns – meist im kleinen Rahmen und in kleinen Schritten. In verschiedenen methodischen Settings – von Fokusgruppen bis Photovoice – und trotz sprachlicher Hürden wurde die Konstruktion der hilflosen Flüchtlingsfigur praktisch widerlegt. Trotz manch kommunikativen Durcheinanders wurde sich gemeinsam in Themen und Fragen vertieft und Wissen generiert, das für gewöhnlich unsichtbar bleibt.

Im Ergebnis wurde die große Wirkkraft einer auf Empowerment gründenden Theaterarbeit deutlich. Es wurden Teilhabehürden bei Sprachkursen aufgezeigt und Wünsche zum nachbarschaftlichen Zusammenleben formuliert. Jugendliche haben Wertschätzung und Anerkennung für ihren schulischen Bildungsweg eingefordert. Und mehrfach vermisst wurde ein gesellschaftliches Interesse an ihren Heimatländern und ihren biografischen Erfahrungen.

Das partizipative Forschen bot einen Raum, in dem ihr Alltagswissen die wissenschaftlichen Diskurse erreichte und in die Praxis zurückwirken konnte.

Partizipieren bedeutet auch, dass die Beteiligten von ihrer Mitwirkung profitieren. Sie sahen in den Forschungsprozessen die Chance, ihre gesellschaftlichen Teilhabevoraussetzungen zu verbessern: Sie schätzten die Möglichkeiten, ihre Deutschkenntnisse zu erweitern, lernten lokalpolitische Entscheidungsstrukturen kennen, fanden Zugänge zu Beziehungen und Netzwerken (soziales Kapital). Ihre dabei gewonnenen Erfahrungen und Erkenntnisse vergrößerten

jedoch nicht zwangsläufig auch ihre Beteiligungschancen am lokalen Gemeinwesen oder ihren Einfluss auf die Verbesserung ihrer Lebenswelt. Rechtliche und institutionelle Rahmenbedingungen sehen dies nicht selbstverständlich vor. Und das stadtpolitische Klima sowie die Unsicherheit ihrer Lebenswelten sind vielerorts dafür nicht förderlich. Die Kluft zwischen *Entscheidungspartizipation* in den Forschungsprozessen einerseits und ungleichen politischen und sozialen Partizipations- und Teilhabechancen andererseits blieb zwangsläufig bestehen.

Der Wissens- und Kompetenzzuwachs betraf neben einem Zuwachs an sprachlichen Kompetenzen und Erfahrungen im demokratischen Aushandeln von Meinungen und Interessen auch forschungsrelevante Fähigkeiten: zur Durchführung von Interviews oder der visuellen Datenerhebungsmethode Photovoice sowie Erfahrungen bei der Co-Moderation. Im Theaterprojekt kam es zum persönlichen Kennenlernen von einflussreichen Persönlichkeiten aus Politik, Kultur- und der Medienwelt. Ein Co-Forscher fasste seine Lernprozesse so zusammen: „PERSPEKTIVWECHSEL kann Horizont erweitern“.

Ungleiche Teilhabechancen und Teilhabebarrieren

Als deutlich schwieriger als in Forschungsprozessen erweisen sich Teilhabefortschritte in zentralen gesellschaftlichen Bereichen und an der (Stadt-)gesellschaft. Vor allem lassen sich für Frauen – was auch die repräsentative *IAB-BAMF-SOEP-Befragung von Geflüchteten* in Deutschland aufzeigte – ungleich schlechtere Teilhabechancen bilanzieren als für Männer. Dies betrifft insbesondere ihre Zugänge zu Integrations- und Sprachkursen und damit ihre Zugänge in die Arbeitswelt. Im Praxisprojekt LYDIA ist es den Frauen gelungen, einen solchen Kurs bei der Kommune durchzusetzen. In Nauen werden zwar Integrations- und Sprachkurse angeboten, aber in der Forschungsgruppe als „verbesserungswürdig“ beschrieben. Hier Mitwirkungsteilhabe zu ermöglichen, um die Qualität der Kurse zu verbessern, wäre Aufgabe von Trägern und Netzwerken. Ein partizipatives Forschungsprojekt kann, und das wurde versucht, für eine umfassendere Teilhabekultur nur Impulse geben.

Neben eingeschränkten Zugangs- und Mitwirkungsmöglichkeiten wurden *Diskriminierungserfahrungen* als teilhabehemmend beschrieben – sowohl für Berlin als auch für die beiden kleinen Städte. Im ländlichen Raum wurde Diskriminierung im öffentlichen Raum und bei Alltagskontakten erfahren – Frauen mit Kopftuch erlebten ob ihrer Sichtbarkeit in den Kleinstädten mehr Einschränkungen

und Anfeindungen. Hier sind von Vielfalt geprägte Quartiere, Nachbarschaften und Bushaltestellen (noch) keine Normalität.

Es gab durchgängig den Wunsch nach *individueller* Wahrnehmung, die Markierung als *Geflüchtete oder Geflüchteter* wurde weitgehend abgelehnt – damit wird der Aspekt der Flucht zum Charakteristikum ihrer gesamten Persönlichkeit. Nach jahrelangem Aufenthalt in Deutschland wollen viele von ihnen ein akzeptierter Teil dieser Gesellschaft sein und diese mitgestalten.

Die Konstruktion der hilflosen Flüchtlingsfigur wurde widerlegt

Die Konstruktion der hilflosen und traumatisierten Flüchtlingsfigur sehen wir in den Forschungsgruppen als praktisch widerlegt und im Hinblick auf Teilhabe als hinderlich an. Es wird nicht bestritten, dass viele Menschen jeden Alters und Geschlechts nach der Flucht traumatische Erlebnisse verarbeiten müssen und bei ihrem Ankommen professionelle Unterstützung benötigen. Auch sind wir der Auffassung, dass für die Menschen zur Orientierung in der neuen Gesellschaft, zum Einleben vor Ort und dem Erlernen der deutschen Sprache vielfältige Starthilfen erforderlich sind. Doch sollen und wollen die Menschen nicht durch Stereotypisierung zu *Hilflosen* gemacht werden, wenn sie es nicht sind. Das nicht ironisch gemeinte Statement eines Interviewten, seine Integration würde er als gelungen ansehen, wenn er die Formulare und Briefe der Behörden alleine ausfüllen könne, gibt indirekt Auskunft darüber, dass Hilflosigkeit *gemacht* und erzeugt wird.

11.3 Mehrwert für Theorie und Praxis

Aus den Ergebnissen partizipativen Forschens im Projekt PERSPEKTIVWECHSEL lassen sich keine *allgemein gültigen* Schlussfolgerungen für den Themenbereich *Ankommen nach der Flucht* ableiten. Das war und ist auch nicht beabsichtigt. Gerade aufgrund der Subjektgebundenheit der Forschungsstrategie ermöglichen die erarbeiteten Wissensaspekte und Veränderungsideen aus Innensicht einen Mehrwert für Theorie und Praxis.

Partizipatives Forschen kann einen Beitrag zur lokalen Theorieentwicklung leisten

Es liegt ein qualitatives Wissen vor, das trotz unterschiedlicher Reflexionstiefen als Beitrag zur *lokalen Theorieentwicklung* bezeichnet werden kann. Das Wissen zum *Ankommen nach der Flucht* wurde für thematische und lokale Kontexte erweitert – und hat neue Tiefen erhalten.

Viele Ergebnisse zeugen von hoher Authentizität und Anschaulichkeit. Vor allem die sprachliche Ausdruckskraft im Theaterprojekt hat uns davon überzeugt, dass in kommunikativen Prozessen ein hohes Maß an inhaltlicher Differenzierung und Begründetheit möglich ist. Von den Beteiligten haben wir gelernt, dass für sie Herkunft, Ankunft und Zukunft unterschiedlich nah beieinander liegen und sich im Laufe der Zeit verändern können, sowohl individuell als auch in der Gruppe. Ihre theoretischen Überlegungen zur deutschen Gesellschaft waren in vielerlei Hinsicht beeindruckend und handlungsbezogen ausgerichtet – bis hin zur Haltung, gesellschaftskritisch wirken und sich an der Lösung gesellschaftlicher Probleme beteiligen zu wollen. Solche Meinungsbilder scheinen uns durchaus geeignet, um an demokratietheoretische und postmigrantische Sichtweisen anzuschließen.

Mehrwert durch Impulse für die fachliche und lokale Praxis

Es wurden Effekte für die fachliche und lokale Praxis erreicht. Sehr geschätzt wurden von den Leiter*innen der Praxisprojekte die kontinuierlichen Gespräche über ihre Arbeit mit den Verbundforschenden sowie deren Unterstützung bei der Akquisition von Fördermitteln. Schließlich konnten Fragen der Passung von Angeboten für das Ankommen nach der Flucht gemeinsam reflektiert werden, damit die Menschen am neuen Ort schrittweise Fuß fassen und an eigenständiger Alltagsbewältigung und Selbstwirksamkeit gewinnen können.

Anregungen für Reflexionen und Austausch

Unsere Auseinandersetzung mit der Forschungsstrategie und deren Grundprinzipien kann schließlich Anregungen für weitere Diskurse im Feld des partizipativen Forschens geben. Aus unserer Sicht bedürfen so bedeutungs offene Begriffe wie Empowerment oder Reflexivität vertiefender innerwissenschaftlicher Diskurse und des praktischen Erfahrungsaustauschs. Das Verständnis dazu wäre ohne Definitionsüberschwang weiter zu konkretisieren. Auch wäre es zur Rechtfertigung von partizipativen Forschungsvorhaben von Bedeutung, sich dem Thema Gütekriterien pragmatisch und ohne Vollständigkeitsanspruch anzunähern und die fließenden Grenzen zwischen Gütekriterien und Indikatoren der Projektevaluierung zu berücksichtigen. Schließlich zeigen sich an der Schnittstelle von Flucht- und Teilhabeforschung Chancen für fachlichen Austausch und kooperative Projekte. Dies gilt auch für das Verhältnis zur lokalen Theorieentwicklung. Für lokale Akteure und lokale Politik allerdings sollten die mit partizipativer Forschung erarbeiteten *inhaltlichen Ergebnisse* mehr Bedeutung erhalten.

11.4 Ausblick und weiterführende Überlegungen

Das Thema *Ankommen nach der Flucht* ist längst kein Randthema mehr – vielmehr ist absehbar, dass es weiter an Bedeutung gewinnen wird. Vor allem im Rahmen des Städtebauförderprogramms *Sozialer Zusammenhalt – Soziale Stadt* und in ländlichen Kontexten könnte partizipatives Forschen zur Mehrperspektivität von Analyse- und Veränderungsprozessen und zur Teilhabeförderung der Menschen beitragen. Dabei sollte weniger akademisch und methodologisch argumentiert und den inhaltlichen Ergebnissen und diversen Perspektiven der Mitforschenden mehr Raum eingeräumt werden. Dies erleichtert die Anschlussfähigkeit an Positionen, die an praktischer Wirksamkeit interessiert sind *und* die Theorieproduktion gesellschaftskritisch weiterentwickeln wollen. Im Ergebnis spricht vieles dafür, partizipativen Forschungsstrategien im Themenfeld *Ankommen nach der Flucht* mehr Anwendungsmöglichkeiten einzuräumen und weitere Reflexions-, Lern- und Handlungsräume für alle Beteiligten zu öffnen.

LITERATURVERZEICHNIS

Abay, R. A. & Engin, K. (2019): Partizipative Forschung: Machbarkeit und Grenzen – Eine Reflexion am Beispiel der MiBeH-Studie. In: Behrensen, B. & Westphal, M. (Hrsg.): Fluchtmigrationsforschung im Aufbruch. Methodologische und methodische Reflexionen. Wiesbaden: 279-296.

Abushi, S. & Asisi, P. (2020): „Die Anderen“ empowern? Versuch einer Begriffsbestimmung für die politische Bildung und pädagogische Praxis. In: Jagusch, B. & Chehata, Y. (Hrsg.): Empowerment und Powersharing. Ankerpunkte – Positionierungen – Arenen. Weinheim: 214-226.

Aden, S., Schmitt, C., Uçan, Y., Wagner, C. & Wienforth, J. (2019): Partizipative Fluchtmigrationsforschung. Eine Suchbewegung. In: Z'Flucht. Zeitschrift für Flucht- und Flüchtlingsforschung (3)2: 302-319.

Adorno, Th. W. (1969): Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt am Main.

Agamben, G. (2001): Jenseits der Menschenrechte. In: ders. (Hrsg.): Mittel ohne Zweck. Noten zur Politik. 2. Auflage. Berlin: 31-36.

Alber, I. (2015): Wie öffentlich ist das Private? Sozialforschung in digitalen Welten zwischen Sichtbarkeit und Anonymität. In: Forschungsjournal Soziale Bewegung (28)3: 73-82.

Arbeitskreis Flucht, Agency und Vulnerabilität im Netzwerk Fluchtforschung (2021): Flucht, Agency und Vulnerabilität (Autorenschaft: Schmitt, C. & Schmitz, A). <https://fluchtforschung.net/arbeitskreise/flucht-agency-und-vulnerabilitaet/> Letzter Zugriff: 28.11.2022.

Arendt, H. (2016 [1943]): Wir Flüchtlinge. Mit einem Essay von Thomas Meyer. 10. Auflage. Ditzingen.

Arendt, H. (2006). Nationalstaat und Demokratie, 1963. In: Hannah Arendt.Net, 2(1). Zeitschrift für politisches Denken. Journal for Political Thinking. <https://doi.org/10.57773/hanet.v2i1.94>. Letzter Zugriff: 15.11.2022.

Aumüller, J., Daphi, P. & Biesenkamp, C. (2015): Die Aufnahme von Flüchtlingen in den Bundesländern und Kommunen. Behördliche Praxis und zivilgesellschaftliches Engagement. Stuttgart.

Baier, A. & Siegert, M. (2018): Die Wohnsituation Geflüchteter. Kurzanalysen des Forschungszentrums Migration, Integration und Asyl des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge, 02/2018. Nürnberg. https://www.bamf.de/926874a4a02a282fc681f60f-c7c5c1b0ede73a3c/5f4ba4a0-729b-9b5e-c13c-a8687ca1169d/tap2_kLcEu_c_dec/kurzanalyse11_iab-bamf-soep-befragung-gefluechtete-wohnsituation.pdf. Letzter Zugriff: 15. 11. 2022.

BAMF – Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Hrsg.) (2023): Ablauf des deutschen Asylverfahrens. Ein Überblick über die einzelnen Verfahrensschritte und rechtlichen Grundlagen. 4. akt. Fassung. Nürnberg. <https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/AsylFluechtlingsschutz/Asylverfahren/das-deutsche-asylverfahren.html?nn=282388>. Letzter Zugriff 15.11.2023.

BAMF – Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Hrsg.) (2021a): Das Bundesamt in Zahlen 2020. Asyl, Migration und Integration. https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Statistik/BundesamtinZahlen/bundesamt-in-zahlen-2020.pdf;jsessionid=ECCD0D-AC14F08952C3719AC2AB95DF39.intranet672?__blob=publicationFile&v=5. Letzter Zugriff 10.06.2023.

BAMF – Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2021b): Träger-rundschreiben Integrationskurse 03/21. Anpassung der Herkunftsländer „mit guter Bleibeperspektive“. https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Integration/Integrationskurse/Kurstraeger/Traegerrundschreiben/2021/traegerrundschreiben-03_20210222.pdf?__blob=publicationFile&v=6. Letzter Zugriff 15.11.2023.

BAMF – Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2021c): Träger-rundschreiben Berufssprachkurse 03/21. Anpassung der Herkunftsländer „mit guter Bleibeperspektive“. www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Integration/Berufsbezugsprachf-ESF-BAMF/BSK-Rundschreiben/2021/210222-traegerrundschreiben-03-21.pdf?__blob=publicationFile&v=2. Letzter Zugriff 15.11.2023.

BAMF Forschungszentrum Migration, Integration und Asyl (Hrsg.) (2020): Integration von Geflüchteten in ländlichen Räumen (Autorenschaft: Rösch, T., Schneider, H., Weber, J. & Worbs, S.), Nürnberg. <https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Forschung/Forschungsberichte/fb36-integration-laendlicher-raum.pdf?blob=publicationFile&v=5>. Letzter Zugriff 15.11.2022.

Bartelheimer, P. (2007): Politik der Teilhabe. Ein soziologischer Beipackzettel. In: Friedrich-Ebert-Stiftung, Fachforum Analysen & Kommentare (Hrsg.): Working Paper 1/2007, Berlin.

Bartelheimer, P. & Henke, J. (2016): Vom Leitziel zur Kennzahl. Teilhabe messbar machen. In: FGW Impuls. Vorbeugende Sozialpolitik 02: 1-4.

Barthes, R. (1988): Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen. In: ders.: Das semiologische Abenteuer. Frankfurt am Main: 102-143.

Die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hrsg.) (2019): Deutschland kann Integration: Potenziale fördern, Integration fordern, Zusammenhalt stärken. 12. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration.

Beer, I. & Milstrey, U. (2021): Kooperativ und partizipativ forschen mit Geflüchteten. In: Planerin, Mitgließerfachzeitschrift für Stadt-, Regional- und Landesplanung der SRL, H. 3: 55-56.

Behrensen, B. & Westphal, M. (Hrsg.) (2019). Fluchtmigrationsforschung im Aufbruch. Methodologische und methodische Reflexionen. Wiesbaden.

Beikler, S. (2020): Berliner Sozialsenatorin im Interview. Weniger Geflüchtete, mehr Ausgaben für Berliner Unterkünfte? In: TAGES-SPIEGEL (16.11.2020). <https://www.tagesspiegel.de/berlin/sozialsenatorin-breitenbach-im-interview-weniger-gefluechtete-mehr->

ausgaben-fuer-berliner-unterkuenfte/26626954.html. Letzter Zugriff: 19.06.2023.

Bergold, J. (2023): Partizipative Forschung und Gemeindepsychologie: ein Zwillingsspaar? In: Achberger, C., Behzadi, A., Lenz, A., Neumann, O., Schürmann, I. & Seckinger, M. (Hrsg.): Handbuch Gemeindepsychologie. Merkmale gemeindepsychologischen Handelns in Forschung und Praxis. Tübingen: 893-923.

Bergold, J. (2017): Partizipative Forschung: Wer partizipiert an Was mit Welchen Rechten? Workshopvortrag auf der DGSP-Jahrestagung „Gemeinsam bewegen! Kooperation. Partizipation. Inklusion“ am 24.11.2017 in Hamburg. www.researchgate.net/publication/323253693_Partizipative_Forschung_Wer_partizipiert_an_Was_mit_Welchen_Rechten. Letzter Zugriff: 28.11.2023.

Bergold, J. (2013): Partizipative Forschung und Forschungsstrategien. In: eNewsletter Wegweiser Bürgergesellschaft 08/2013. https://www.buergergesellschaft.de/fileadmin/pdf/gastbeitrag_bergold_130510.pdf. Letzter Zugriff: 28. November 2022.

Bergold, J. & Thomas, S. (2012): Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung. In: FORUM: QUALITATIVE SOZIALFORSCHUNG. <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1801/3333>. Letzter Zugriff: 28. November 2022.

Bergold, J. & Thomas, S. (2010): Partizipative Forschung. In: Mey, G. & Mruck, K. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: 333-344. Letzter Zugriff: 10. Juni 2023.

Bergold, J. & Hermann, A. (2006): Participatory strategies in community psychology research. Methodological considerations. Vortrag „Sixth European Conference on Community Psychology“, Opole, Polen.

Bergold, J. & Breuer, F. (1987). Methodologische und methodische Probleme bei der Erforschung der Sicht des Subjekts. In: Bergold, J. & Flick, U. (Hrsg.), Ein-Sichten: Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung. Tübingen: 20-52.

Bergold, J. & Flick, U. (1987): Die Sicht des Subjekts verstehen: Eine Einleitung und Standortbestimmung. In: dies. (Hrsg.): Ein-Sichten. Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung, Tübingen.

Berking, H. (2018): Der Migrant. In: Moebius, S. & Schroer, M. (Hrsg.): Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart. 3. Auflage. Berlin: 291-302.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) (2016): Flucht, Asyl und Integration. Eine aktuelle Übersicht über Arbeitsfelder und Projektinitiativen der Bertelsmann Stiftung. http://81.169.143.104/archiv/Fl%C3%BChtlinge%20und%20Integration/IN_Fluechtlingsinitiativen_052016.pdf. Letzter Zugriff: 28.11.2023

Bieling, H.-J. & Huke, N. (2020): Nach dem „Sommer der Willkommenskultur“: Teilhabekonflikte in der postmigrantischen Gesellschaft. In: Bürger & Staat 3/2020: 108-113.

Bogner, D. P. (2017): Die Feldtheorie Kurt Lewins. Eine vergessene Metatheorie für die Erziehungswissenschaft, Wiesbaden.

Bourdieu, P. (2005): Die männliche Herrschaft, Frankfurt am Main.

Bourdieu, P. (1993). Narzisstische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Berg, E. & Fuchs, M. (Hrsg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt am Main: 365-374.

Bogner, D. P. (2017): Die Feldtheorie Kurt Lewins. Eine vergessene Metatheorie für die Erziehungswissenschaft. Wiesbaden.

bbp – Bundeszentrale für politische Bildung (2021): 70 Jahre Genfer Flüchtlingskonvention. <https://www.bpb.de/kurz-knapp/hintergrund-aktuell/337209/70-jahre-genfer-fluechtlingskonvention/> Letzter Zugriff: 10. Juni 2023.

Breuer, F. (2003): Subjekthaftigkeit der sozial-/wissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit und ihre Reflexion: Epistemologische Fenster, methodische Umsetzungen. In: Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research, 4(2), Art. 25. <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/download/698/1508?inline=1#gcit>. Letzter Zugriff: 10. Juni 2023.

Breuer, F. (1996): Theoretische und methodologische Grundlinien unseres Forschungsstils. In: ders. (Hrsg.): Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-663-07902-6_2. Letzter Zugriff: 10. Juni 2023.

Brodsky, A. E., Rogers Senuta, K., Weiss, C. L. A., Marx, C. M., Loomis, C., Arteaga, S. S., Moore, H., Benhorin, R. & Castagnera-Flechtcher, A. (2004): When One Plus One Equals Three: The Role of Relationships and Context in Community Research. In: American Journal of Community Psychology (33)3/4: 229-241.

Brücker, H., Kosyakova, Y. & Schuß, E. (2020): Integration in Arbeitsmarkt und Bildungssystem macht weitere Fortschritte. In: IAB-Kurzbericht 4/2020. <https://doku.iab.de/kurzber/2020/kb0420.pdf>. Letzter Zugriff: 15. November 2022.

Bürer, M., Glorius, B., Schneider, H. & Gasch, S. (2021): Handlungsorientierungen, Integrationspraktiken und Einstellungen zivilgesellschaftlicher Akteur*innen in ländlichen Räumen. In: Thünen Working Paper 167. Braunschweig. DOI: 10.3220/WP1613480791000. Letzter Zugriff: 20. November 2022

Cendon, E. (2015): Praxisforschung. https://www.pedocs.de/volltexte/2017/12983/pdf/Cendon_2015_Praxisforschung.pdf. Letzter Zugriff: 15. November 2023.

Chehata, J. & Jagusch, B. (2020): „Wenn Wissen und Diskurs persönlich wird“ und werden sollte. In: Jagusch, B & Chehata, Y. (Hrsg.): Empowerment und Powersharing. Weinheim, Basel: 9-18.

Doná, G. (2007). The microphysics of participation in refugee research. In: Journal of Refugee Studies, 20(2): 210-229.

DIW – Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (2020): Psychische und körperliche Gesundheit von Geflüchteten im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen (Autorenschaft: Metzging, M., Schacht, D. & Scherz, A.). In: DIW Wochenbericht 5/2020. Berlin.

Esser, H. (2006): Migration, Sprache und Integration. AKI-Forschungsbilanz 4, Berlin. <https://bibliothek.wzb.eu/pdf/2006/iv06-akibilanz4a.pdf>. Letzter Zugriff: 13. November 2023.

Filsinger, D. (2017): Soziale Arbeit mit Flüchtlingen. Strukturen, Konzepte und Perspektiven. In: Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.), WISO DISKURS 14/2017. <https://library.fes.de/pdf-files/wiso/13765.pdf>. Letzter Zugriff: 13. November 2022

Flick, S. & Herold, A. (Hrsg.) (2021): Zur Kritik der partizipativen Forschung. Eine Einleitung. In: dies.: Zur Kritik der partizipativen Forschung. Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie. Weinheim Basel: 7-16.

Flick, S. & Hoppe, K. (2021): Reflexivität als Mantra? Voraussetzungen und Grenzen partizipativer Forschung. In: Flick, S. & Herold, A. (Hrsg.) (2021): Zur Kritik der partizipativen Forschung. Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie. Weinheim Basel: 18-40.

- Foroutan, Naika** (2018): Die postmigrantische Perspektive: Aushandlungsprozesse in pluralen Gesellschaften. In: Hill, M. & Yildiz, E. (Hrsg.): Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen. Bielefeld: 15-27.
- Foroutan, Naika** (2016): Postmigrantische Gesellschaften. In: Brinkmann, H.U. & Sauer, M. (Hrsg.): Einwanderungsgesellschaft Deutschland. Entwicklung und Stand der Integration. Wiesbaden: 227-254.
- Foroutan, Naika** (2015): Die postmigrantische Gesellschaft. In: bpb Bundeszentrale für politische Bildung. <https://www.bpb.de/themen/migration-integration/kurzdossiers/205190/die-postmigrantische-gesellschaft/> Letzter Zugriff: 13. November 2022
- Foroutan, N., Karakayali, J. & Spielhaus, R.** (Hrsg.) (2018 a): Postmigrantische Perspektiven. Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik. Frankfurt/New York.
- Foroutan, N., Hamann, U., El-Kayed, N. & Jorek, S.** (2018 b): Berlin und Dresden. Welchen Zugang haben Geflüchtete zum Wohnungsmarkt? (Hrsg.: Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung). https://mediendienst-integration.de/fileadmin/Dateien/Expertise_Fluechtlinge_Wohnungsmarkt.pdf
- Foucault, M.** (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt am Main.
- Frenzel, S.** (2021): Lebenswelten jenseits der Parallelgesellschaft. Postmigrantische Perspektiven auf Integrationskurse in Deutschland und Belgien. Bielefeld.
- Friese, H.** (2017): Flüchtlinge. Opfer – Bedrohung – Helden. Zur politischen Imagination des Fremden. Bielefeld.
- Füssenhäuser, C. & Thiersch, H.** (2001): Theorien der Sozialen Arbeit. In: Otto, H.-U. & Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit/ Sozialpädagogik. 2. überarb. Auflage. Neuwied: 1876-1900.
- Funck, G.** (2017): „Alte Heimat, neue Heimat – das ist völliger Unsinn!“. Ilija Trojanow im Gespräch mit Gisa Funck. Deutschlandfunk 27.06.2017. https://www.deutschlandfunk.de/schriftsteller-ilija-trojanow-alte-heimat-neue-heimat-das.700.de.html?dram:article_id=389698. Letzter Zugriff: 13. November 2022
- Gilroy, P.** (2004): After empire. Melancholia or convivial culture? London, New York.
- Glaser, S.** (2015): Plädoyer gegen Empowerment? Zwischen Ansprüchen, gelebter Praxis, Kritik und neuen Ideen. In: soziales_kapital. wissenschaftliches journal österreichischer fachhochschulstudiengänge soziale arbeit. Nr. 14. <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/405/668.pdf>. Letzter Zugriff: 23. 11. 2022.
- Götsch, M., Klinger, S., Thiesen A.** (2012): „Stars in der Manege?“ Demokratietheoretische Überlegungen zur Dynamik partizipativer Forschung. In: FQS Forum qualitative Sozialforschung. https://www.researchgate.net/profile/Sabine-Klinger/publication/327420812_Stars_in_der_Manege_Demokratietheoretische_Ueberlegungen_zur_Dynamik_partizipativer_Forschung/links/5b8e79ec299bf114b7f2204d/Stars-in-der-Manege-Demokratietheoretische-Ueberlegungen-zur-Dynamik-partizipativer-Forschung.pdf. Letzter Zugriff: 13. November 2022.
- Hanewinkel, V.** (2021): Flucht und Asyl in Deutschland. In: bpb Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.). <https://www.bpb.de/themen/migration-integration/laenderprofile/deutschland/344086/flucht-und-asyl-in-deutschland/> Letzter Zugriff: 18. November 2022.
- von Hardenberg, A. & Özoğuz, A.** (2017): Vorwort. In: Charta der Vielfalt e.V. (Hrsg.): Flüchtlinge in den Arbeitsmarkt! Praxis-Leitfaden für Unternehmen. Berlin. Letzter Zugriff: 18. November 2022.
- Hartung, S., Wihofszky, P. & Wright, M. T.** (Hrsg) (2020): Partizipative Forschung. Ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden. Wiesbaden: 63-84.
- Hauser, M.** (2020): Qualität und Güte im gemeinsamen Forschen mit Menschen mit Lernschwierigkeiten. Entwurf und Diskussion von Qualitätskriterien Partizipativer und Inklusiver Forschung. (Dissertation, Universität Leipzig, 2019) Bad Heilbrunn. https://www.pedocs.de/volltexte/2020/18876/pdf/Hauser_2020_Qualitaet_und_Guete_im_gemeinsamen_Forschen.pdf
- Heinrich, A.** (2017): Das war zu schaffen. In: Das Parlament Nr. 14-15/03.04.2017. https://www.das-parlament.de/2017/14_15/im_blickpunkt/501478-501478. Letzter Zugriff 6.6.2018.
- Heinze, T.** (2001): Qualitative Sozialforschung. Einführung, Methodologie und Forschungspraxis. Berlin, Boston.
- Herriger, N.** (2002): Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 2. Auflage. Stuttgart Berlin Köln.
- Hildebrandt, P. M.** (2016): Escamouflage oder ein Faultier: Performative Bürgerschaft, künstlerisch erforscht. In: PERIPHERIE – Politik, Ökonomie, Kultur, 36(3): 414-431. <https://doi.org/10.3224/peripherie.V36i144.25715>. Letzter Zugriff: 18. 11. 2022.
- Hill, M.** (2018): Eine Vision von Vielfalt: Das Stadtleben aus postmigrantischer Perspektive. In: Hill, M. & Yildiz, E. (Hrsg.) (2018): Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen. Bielefeld: 97-119.
- Hill, M. & Yildiz, E.** (2021): Europa in der Flüchtlingskrise? Schlingensiefs Container kontrapunktisch betrachtet. In: Sievers, W., Bauböck, R. & Reinprecht, C. (Hrsg.): Flucht und Asyl – internationale und österreichische Perspektiven. Jahrbuch Migrationsforschung 5. Wien: 237-253. <https://austriaca.at/8706-6inhalt?frames=yes>
- Hill, M. & Yildiz, E.** (Hrsg.) (2018): Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen. Bielefeld: 97-119.
- Hilscher, A.** (2021): Doing reflexivity – Wissensproduktion in partizipativen und ethnographischen Settings. In: Flick, S. & Herold, A. (Hrsg.) (2021): Zur Kritik der partizipativen Forschung. Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie. Weinheim Basel: 129-153.
- Hitzler, R. & Gothe, M.** (2015): Methodologisch-methodische Aspekte ethnographischer Forschungsprojekte. In: dies. (Hrsg.): Ethnographische Erkundungen, Erlebnisswelten. Wiesbaden: 9-16. https://doi.org/10.1007/978-3-658-07257-5_1
- Hitzler, R.** (1993). Verstehen: Alltagspraxis und wissenschaftliches Programm. In: Jung, T. & Müller-Dooch, S. (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozess: Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: 223-240. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssao-19196>
- Hitzler, R. & Honer, A.** (1988). Der lebensweltliche Forschungsansatz. In: Neue Praxis, 18(6): 496-501. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssao-55509>
- Hopf, Ch.** (2010): Forschungsethik und qualitative Forschung. In: Hopf, W. & Kuckartz, U. (Hrsg.): Schriften zur Methodologie und Methoden qualitativer Forschung. Wiesbaden: 195-205.

- Horn, E.** (2002): Der Flüchtling. In: Kaufmann, S., Bröckling, U. & Horn, E. (Hrsg.): Grenzverletzer. Von Schmugglern, Spionen und anderen subversiven Gestalten. Berlin: 23-40.
- Inhetveen, K.** (2018): Der Flüchtling. In: Moebius, S. & Schroer, M. (Hrsg.): Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart. 3. Auflage. Berlin: 148-160.
- IAB – Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung** (2019): IAB-BAMF-SOEP-Befragung von Geflüchteten. In: IAB-Forum. Das Magazin des Instituts für Arbeitsmarkt und Berufsforschung, 13.11.2019. Letzter Zugriff: 18. Juni 2022.
- Jackson, S.** (2008): A participatory group process to analyze qualitative data. *Progress in Community Health Partnerships*, 2(2), 161-170.
- Jagusch, B. & Chehata, Y.** (Hrsg.) (2020): Empowerment und Power-sharing. Ankerpunkte – Positionierungen – Arenen. Weinheim Basel.
- Kalny, E.** (2019): „Menschenrechte, westliche Werte und Geflüchtete.“ In: Natarajan, R. (Hrsg.): Sprache, Flucht und Migration. Wiesbaden: 471-492.
- Kleist, J. O.** (2019a): Flucht- und Flüchtlingsforschung in Deutschland: Die Etablierung eines Forschungsfeldes. In: Behrensen, B. & Westphal, M. (Hrsg.) (2019): Fluchtmigrationsforschung im Aufbruch. Methodologische und methodische Reflexionen. Wiesbaden. 11-24.
- Kleist, J. O., Engler, M., Etzold, B., Mielke, K., Oltmer, J. Pott, A. Schetter, C. & Wirkus, L.** (2019 b): Flucht- und Flüchtlingsforschung in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme. <https://flucht-forschung-transfer.de/wp-content/uploads/2015/06/FFT-Abschlussbericht-WEB.pdf>
- Kleist, J. O.** (2015b): Über Flucht forschen: Herausforderungen der Flüchtlingsforschung. In: *Peripherie* 35, 138/139. Münster: 150–169. https://zeithistorische-forschungen.de/sites/default/files/medien/material/2018-3/Kleist_2015.pdf
- Klöckner, J.** (06.01.2016) im Interview mit Poschardt, U.: Falsch verstandene politische Korrektheit. In: DIE WELT. <https://www.welt.de/politik/deutschland/article150662284/Falsch-verstandene-politische-Korrektheit.html>
- von Köppen, M., Schmidt, K. & Tiefenthaler, S.** (2020): Mit vulnerablen Gruppen forschen – ein Forschungsprozessmodell als Reflexionshilfe für partizipative Projekte. In: Hartung, S., Wihofszky, P & Wright, M. T.: Partizipative Forschung. Ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden. Wiesbaden: 1-19.
- Kordel, S., Weidinger, T. & Hachmeister, S.** (2018): Lebenswelten geflüchteter Menschen in ländlichen Regionen qualitativ erforschen: Methodische Überlegungen zu einem partizipativ orientierten Forschungsansatz. Thünen Working Paper 106. Braunschweig. https://literatur.thuenen.de/digbib_extern/dn060280.pdf. Letzter Zugriff: 18. November 2022.
- Kasberg, A., Müller, P., Markert, C. & Bär, G.** (2021): Systematisierung von Methoden partizipativer Forschung. In: *Bundesgesundheitsblatt* 64(04): 146–155. <https://link.springer.com/content/pdf/10.1007/s00103-020-03267-9.pdf> . Letzter Zugriff
- Kraus, B.** (2006): Lebenswelt und Lebensweltorientierung – eine begriffliche Revision als Angebot an eine systemisch-konstruktivistische Sozialarbeitswissenschaft. In: *Kontext. Zeitschrift für Systemische Therapie und Familientherapie*. Bd. 37, Heft 02/06. Göttingen: 116-129. <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/47820>
- Krause, U.** (2016): Ethische Überlegungen zur Feldforschung. Impulse für die Untersuchung konfliktbedingter Flucht. In: Zentrum für Konfliktforschung der Philipps-Universität Marburg (Hrsg.): CCS Working Paper 20. <https://archiv.ub.uni-marburg.de/es/2019/0015/pdf/ccs-wp-20.pdf>
- Krause, U.** (2018): Gewalterfahrungen von Geflüchteten. <https://flucht-forschung-transfer.de/wp-content/uploads/2017/05/State-of-Research-03-Gewalterfahrungen-von-Fl%C3%BChtlingen-Ulrike-Krause-2.pdf>
- Kroh, M., Brücker, H., Kühne, S., Liebau, E., Schupp, J., Siegert, M. & Trübswetter, P.** (2016): Das Studiendesign der IAB-BAMF-SOEP- Befragung von Geflüchteten, SOEP Survey Papers, No. 365, Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW), Berlin. https://www.econstor.eu/bitstream/10419/203673/1/diw_ssp0365.pdf
- Kronauer, M.** (2006). „Exklusion“ als Kategorie einer kritischen Gesellschaftsanalyse: Vorschläge für eine anstehende Debatte. In Rehberg, K.-S. (Hrsg.): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Frankfurt am Main: 4179-4190. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-187869>
- Lenette, C., Stavropoulou, N., Nunn, C., Kong, S. T., Cook, T., Codrington, K. & Banks, S.** (2019): Brushed Under the Carpet: Examining the Complexities of Participatory Research. In: *Research for All* 3(2): 161-179. <https://uclpress.scienceopen.com/hosted-document?doi=10.18546/RFA.03.2.04>.
- Lewin, K.** (2012 [1963]): *Feldtheorie in den Sozialwissenschaften: Ausgewählte theoretische Schriften*. Bern.
- Lettau, A. & Breuer, F.** (o.J.): Kurze Einführung in den qualitativ-sozialwissenschaftlichen Forschungsstil. <https://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/psyifp/aebreuer/alfb.pdf>. Letzter Zugriff: 27. Juli 2023.
- Loick, D.** (2017): Wir Flüchtlinge. Überlegungen zu einer Bürgerschaft jenseits des Nationalstaats. In: *LEVIATHAN Berliner Zeitschrift für Sozialwissenschaft* 45/4: 574-591.
- Lomnitz, G.** (2003): Machtprozesse in Projekten. In: *projektmagazin* 6/2003. https://www.projektmagazin.de/artikel/machtprozesse-projekten_6616. Letzter Zugriff: 18.11.2022
- Mackenzie, C., McDowell, C. & Pittaway, E.** (2007): Beyond 'Do No Harm': The Challenge of Constructing Ethical Relationships in Refugee Research. In: *Journal of Refugee Studies* 20/2: 299-319.
- Mayring, P.** (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. 6. überarb. Auflage. Weinheim und Basel.
- Mediendienst Integration** (2018): Flüchtlingsdebatte. Die wichtigsten Begriffe für den Journalisten-Alltag. https://mediendienstintegration.de/fileadmin/Dateien/Informationspapier_Begriffe_Asyldebatte.pdf
- Meints-Stender, W.** (2017): Menschenrechte im Zeitalter globaler Flucht. Reflexionen zu Staatsbürgerschaft, politischer Zugehörigkeit und Teilhabe. In: Schmid Noerr, G. & Meints-Stender, W. (Hrsg.): Geflüchtete Menschen. Theoretische Beiträge und Berichte aus der Praxis. Berlin: 59-69.
- Mey, G, Vock, R. & Ruppel, S.** (o.J.): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: *studi-lektor.de*. <https://studi-lektor.de/de/tipps/qualitative-forschung/guetekriterien-qualitativer-forschung.html>. Letzter Zugriff: 16. Juni 2023.

- Meyer, D. & Lindmeier, B. (2021):** Ein mehrdimensionaler Blick auf Teilhabe. In: bpb – Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.). <https://www.bpb.de/lernen/inklusive-politisch-bilden/335036/ein-mehrdimensionaler-blick-auf-teilhabe/>
- Meyer, T. (2015):** Hannah Arendt über Flüchtlinge. „Es bedeutet den Zusammenbruch unserer privaten Welt“. In: Deutschlandfunk 20.12.2015. <https://www.deutschlandfunk.de/hannah-arendt-ueber-fluechtlinge-es-bedeutet-den-100.html>. Letzter Zugriff: 18. November 2022.
- Mittelstraß, B. (2015):** Aktuelle Studien des „Netzwerkes Flüchtlingsforschung“. In: Deutschlandfunk 26.11.2015. <https://www.deutschlandfunk.de/asylsuchende-migranten-und-fluechtlinge-aktuelle-studien-100.html>. Letzter Zugriff: 15. Juni 2023.
- Moebius, S. & Wetterer, A. (2011):** Symbolische Gewalt. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 36: 1–10. <https://link.springer.com/article/10.1007/s11614-011-0006-2>. Letzter Zugriff: 16. Juni 2023.
- Mörsch, C. (2018/2016):** Refugees sind keine Zielgruppe. In: Kulturelle Bildung online. <https://www.kubi-online.de/artikel/refugees-sind-keine-zielgruppe>. Letzter Zugriff: 16. November 2022
- Mohammed, S., Muhammed, H., Zalewski, I. & Thomas, S. (2019):** Zur Partizipation von geflüchteten Jugendlichen im Peer-Forschungsprojekt ‚Neu in Deutschland‘: Ein Multilog zwischen Berufs- und Co-Forschenden. In: Köttig, M. & Röh, D. (Hrsg.), Soziale Arbeit in der Demokratie – Demokratieförderung in der Sozialen Arbeit: Theoretische Analysen, gesellschaftliche Herausforderungen und Reflexionen zur Demokratieförderung und Partizipation. Opladen: 185–195.
- Moser, H. (1995):** Grundlagen der Praxisforschung. Freiburg im Breisgau.
- Moser, H. (1978):** Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften. 2. Auflage. München.
- Nanz, P. & Fritsche, M. (2012):** Handbuch Bürgerbeteiligung. Verfahren und Akteure, Chancen und Grenzen. Bundeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): BpB-Schriftenreihe, Bd. 1200. Bonn. https://www.bpb.de/system/files/dokument_pdf/Handbuch_Buergerbeteiligung.pdf
- Narimani, P. (2014):** Zustimmung als Prozess: Informiertes Einverständnis in der Praxisforschung mit von Ausweisung bedrohten Drogenabhängigen. In: von Unger, H., Narimani, P. & M'Bayo R. (Hrsg.) (2014): Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen. Wiesbaden: 41–58.
- Nassir-Shahnian, N. A. (2020):** Powersharing: es gibt nichts Gutes, außer wir tun es! Vom bewußten Umgang mit Privilegien und der Verantwortlichkeit für soziale (Un-)Gerechtigkeit. In: Jagusch, B. & Chehata, Y. (Hrsg.) (2020): Empowerment und Powersharing. Ankerpunkte – Positionierungen – Arenen. Weinheim Basel: 29–42)
- Nève, D. & Olteanu, T. (2013):** Einleitung: Politische Partizipation jenseits der Konventionen In: dies. (Hrsg.): Politische Partizipation jenseits der Konventionen. Opladen, Berlin, Toronto: 11–28.
- Nullmeier, F. (2015):** Inklusive Sozialpolitik und die Entwicklung des Teilhabegedankens. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): Inklusion: Wege in die Teilhabegesellschaft: 92–106.
- OECD (2018):** PISA-Studie 2018: Leistungen in Deutschland insgesamt überdurchschnittlich, aber leicht rückläufig und mit großem Abstand zu den Spitzenreitern; Chancengerechtigkeit gilt es weiterhin zu fördern. <https://www.oecd.org/berlin/presse/pisa-studie-2018-leistungen-in-deutschland-insgesamt-ueber-durchschnittlich-aber-leicht-ruecklaeufig-und-mit-groessem-abstand-zu-den-spitzenreitern-03122019.htm>
- On, A. (1999):** Flexible citizenship. The cultural logics of transnationality. Durham.
- Otten, M. (2018):** Partizipative Forschung zur Teilhabe von geflüchteten Menschen mit Behinderung. In: Kломann, V., Frieters-Reermann, N., Genenger-Stricker, M. & Sylla, N. (Hrsg.): Forschung im Kontext von Bildung und Migration. Kritische Reflexionen zu Methodik, Denklagen und Machtverhältnissen in Forschungsprozessen. Wiesbaden: 181–194.
- PartNet & KSHB (2021):** Dokumentation 5. Berliner Werkstatt Partizipative Forschung am 11./12. März 2021. Berlin: 316–320. http://partnet-gesundheit.de/wp-content/uploads/2021/04/dokuberlinerwerkstatt2021_web.pdf. Letzter Zugriff 11. November 2023.
- PRO ASYL (2019):** Ene, mene, muh und raus bist du! Mehr Asylsuchende von Integrationschancen ausgeschlossen. <https://www.proasyl.de/news/ene-mene-muh-und-raus-bist-du-mehr-asylsuchende-von-integrationschancen-ausgeschlossen/> Letzter Zugriff 24. November 2023.
- Rappaport, J. (1987):** Terms of Empowerment / Exemplars of Prevention: Toward a Theory for Community Psychology. American Journal of Community Psychology 15: 121–148.
- Resch, C. (2014):** Reflexivität als Denkmodell und Perspektive in den Sozialwissenschaften. In: Widersprüche: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, 34(132), 75–89. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-sssoar-52503-9>
- Römhild, R. (2014):** Jenseits ethnischer Grenzen. Für eine postmigrantische Kultur- und Gesellschaftsforschung. In: Yildiz, E. & Hill, M. (Hrsg.): Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld: 37–48. <https://www.transcript-verlag.de/media/pdf/b4/78/b8/oa9783839425046.pdf>
- Rosenstreich, G. (2020):** Empowerment und Powersharing unter intersektionaler Perspektive. In: Jagusch, B. & Chehata Y. (Hrsg.): Empowerment und Powersharing. Ankerpunkte – Positionierungen – Arenen. Weinheim Basel: 227 – 238.
- Schacht, F. (2020):** Perspektive (Über-)LebenskünstlerInnen. Eine dekonstruktivistische Analyse der Flüchtlingskategorie (Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Fakultät für Bildungswissenschaften der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck). <https://diglib.uibk.ac.at/download/pdf/4691470?name=Perspektive%20Über-LebenskünstlerInnen>. Letzter Zugriff: 19. November 2022.
- Schaper, R. (03.09.2015):** Die Not der Flüchtlinge. Warum uns dieses Bild nicht loslässt. In: DER TAGESSPIEGEL. Berlin. <https://www.tagesspiegel.de/themen/reportage/die-not-der-fluechtlinge-warum-uns-dieses-bild-nicht-loslaesst/12275866.html>. Letzter Zugriff: 19. November 2022.
- Schaefer, I., Bär, G. & Mitwirkende des Forschungsprojektes ElfE (2019):** Die Auswertung qualitativer Daten mit Peerforschenden: Ein Anwendungsbeispiel aus der partizipativen Gesundheitsforschung. In: FQS Forum Qualitative Sozialforschung 20(3), Art. 6. <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-20.3.3350>. Letzter Zugriff: 21. November 2022.
- Scherr, A. & Inan, Ç. (2018):** Leitbilder in der politischen Debatte: Integration, Multikulturalismus und Diversity. In: Gesemann, F. & und Roth, R. (Hrsg.): Handbuch Lokale Integrationspolitik, Wiesbaden: 201–226.

Schlingmann, T. (2020): Über Partizipation hinaus. Spannungsfelder und Widersprüche im System Forschung. In: Brensell, A. & Lutz-Kluge, A. (Hrsg.): Partizipative Forschung und Gender. Emanzipatorische Forschungsansätze weiterdenken. Opladen, Berlin, Toronto: 155-171.

Schmitt, C. (2020): Solidarität und partizipative Forschung: Perspektiven für die (Flucht-)Migrationsforschung. (Hrsg.: Minor – Projektkontor für Bildung und Forschung). <https://digital.zlb.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:kobv:109-1-15425758>. Letzter Zugriff 23. November 2023.

Schöbel, S. (2021): Figuren der Flucht: Die Sozialfigur der/des Geflüchteten als Indikator zulässiger Formen der Imagination und Darstellung von Fluchtmigration in Deutschland. In: *inter-culture journal: Online-Zeitschrift für interkulturelle Studien*, 20(34): 51-74. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-76342-2>

Schröder, K. (04. 01. 2016): Tweet-Online, https://twitter.com/schroeder_k/status/684113837545623552. Letzter Zugriff 11. November 2021.

Schütz, A. & Luckmann, T. (2003): *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz.

Schulze Wessel, J. (2018): Grenzfigur Flüchtling. Nationale Grenzziehungen und neue Räume des Politischen. In: *Mittelweg* 36, 3/2018. Hamburg: 43-60. https://zeithistorische-forschungen.de/sites/default/files/medien/material/2018-3/Schulze_Wessel_2018.pdf

Schulze Wessel, J. (2017): Grenzfiguren – Zur politischen Theorie des Flüchtlings, Bielefeld.

Schultze, G. (2010): Vorwort. In: Friedrich-Ebert-Stiftung, Gesprächskreis Migration und Integration; Abt. Wirtschafts- und Sozialpolitik (Hrsg.): „Sprache ist der Schlüssel zur Integration“. Bedingungen des Sprachlernens von Menschen mit Migrationshintergrund. Reihe WISO Diskurs. Bonn.

Sebold, G. (2019): Kultur, implizites Wissen und Spracherwerb. Überlegungen auf Basis der sprachsoziologischen Arbeiten von Alfred Schütz. In: Natarajan, R. (Hrsg.): *Sprache, Flucht und Migration. Kritische, historische und pädagogische Annäherungen*. Wiesbaden: 119-129.

Seckinger, M. (2011): Empowerment. In: Ott, H.-U. & Thiersch, H. (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit*. 4. Auflage. München: 313-319.

Staub-Bernasconi, S. (2018): *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Soziale Arbeit auf dem Weg zu kritischer Professionalität*. 2. Auflage. Opladen und Toronto.

Steinke, I. (2000): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, U., von Kardorff, E. & Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung*. Ein Handbuch. Hamburg: 319-331.

Söffner, J. (2018): Wenn die Geisteswissenschaften eine grosse Zukunft haben wollen, müssen sie wieder mehr erzählen. In: *Neue Zürcher Zeitung* vom 27.08.2018. <https://www.nzz.ch/feuilleton/erzaehlen-heisst-leben-ld.1405108> Letzter Zugriff: 13. Juni 2022.

SVR - Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration, Forschungsbereich (Hrsg.) (2017): *Wie gelingt Integration? Asylsuchende über ihre Lebenslagen und Teilhabeperspektiven in Deutschland*. Eine Studie des SVR-Forschungsbereichs und der Robert Bosch Stiftung, Berlin. https://www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2017/11/SVR-FB_Wie_gelinkt_Integration.pdf Letzter Zugriff: 13. Juni 2022.

SVR - Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration & Robert Bosch Stiftung (Hrsg.) (2016). *Was wir über Flüchtlinge (nicht) wissen*. Der wissenschaftliche Erkenntnisstand zur Lebenssituation von Flüchtlingen in Deutschland. Eine Expertise im Auftrag der Robert-Bosch-Stiftung und des SVR-Forschungsbereichs, Berlin. https://www.bosch-stiftung.de/sites/default/files/publications/pdf_import/RBS_SVR_Expertise_Lebenssituation_Fluechtlinge.pdf. Letzter Zugriff: 13. Juni 2023.

Tanis, K. (2020): *Entwicklungen in der Wohnsituation Geflüchteter*. Kurzanalysen des Forschungszentrums Migration, Integration und Asyl des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge 05|2020, Nürnberg (Hrsg.). https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Forschung/Kurzanalysen/kurzanalyse5-2020-wohnen.pdf?__blob=publicationFile&v=7. Letzter Zugriff: 13. Juni 2023.

Terkessidis, M. (2017): *Nach der Flucht. Neue Ideen für die Einwanderungsgesellschaft*. Ditzingen.

Terkessidis, M. (2010): *Interkultur*. Berlin.

Thiersch, H. (1992). *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel*. Weinheim.

Thomas, S. (2017): Gütekriterien in der partizipativen Forschung. Eine Reflexion auf die Forschungspraxis. Vortrag beim Klagenfurter Herbstsymposium des Arbeitskreises Qualitative Sozialforschung am 13.11.2017. Video-Dokumentation. <https://www.aau.at/qualiklu/klagenfurter-herbstsymposium/> Letzter Zugriff: 13. Juni 2022.

Thomas, S., Sauer, M. & Zalewski, I. (2018): *Unbegleitete minderjährige Geflüchtete. Ihre Lebenssituationen und Perspektiven in Deutschland*, Bielefeld.

Thünen-Institut für Ländliche Räume (Hrsg.) (2018): *Lebenswelten geflüchteter Menschen in ländlichen Regionen qualitativ erforschen. Methodische Überlegungen zu einem partizipativ orientierten Forschungsansatz* (Autorenschaft: Kordel, S., Weidinger, T., Hachmeister, S.), Thünen Working Paper 106. https://www.gefluechtete-in-laendlichen-raeumen.de/fileadmin/gilr/pdfs/Thuenen_Working_Paper_106.pdf. Letzter Zugriff: 15. Juni 2022.

Trojanow, I. (2017a): *Nach der Flucht*. Frankfurt am Main.

Trojanow, I. (2017b): In: Funck, G.: *Schriftsteller Ilija Trojanow*. „Alte Heimat, neue Heimat – das ist völliger Unsinn!“. Interview im Deutschlandfunk: <https://www.deutschlandfunk.de/schriftsteller-ilija-trojanow-alte-heimat-neue-heimat-das-100.html>. Letzter Zugriff: 15. November 2022.

von Unger, H. (2022): *Mehr Teilhabe durch partizipative Forschung: Grundzüge eines Forschungsstils*. In: Wansing, G., Schäfers, M. & Köbsell, S. (Hrsg.) (2022): *Teilhabeforschung – Konturen eines neuen Forschungsfeldes*. Wiesbaden.

von Unger, H. (2018): *Ethische Reflexivität in der Fluchtforschung. Erfahrungen aus einem soziologischen Lehrforschungsprojekt*. Forum: *Qualitative Sozialforschung* 19(3). <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-19.3.3151>

von Unger, H. (2014a): *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden.

von Unger, H. (2014b): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Grundsätze, Debatten und offene Fragen*. In: von Unger, H., Narimani, P. & M'Bayo, R. (Hrsg.): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Reflexivität, Perspektiven, Positionen*. Wiesbaden: 15-40.

von Unger, H., Block, M. & Wright M. T. (2007): Aktionsforschung im deutschsprachigen Raum. Zur Geschichte und Aktualität eines kontroversen Ansatzes aus Public Health Sicht. (Discussion Papers/Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Forschungsschwerpunkt Arbeit, Sozialstruktur und Sozialstaat, Forschungsgruppe Public Health, 2007-303). <https://bibliothek.wzb.eu/pdf/2007/i07-303.pdf>.

UNHCR. The UN Refugee Agency (2015): Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge vom 28. Juli 1951 (In Kraft getreten am 22. April 1954). Protokoll über die Rechtsstellung der Flüchtlinge vom 31. Januar 1967 (In Kraft getreten am 4. Oktober 1967). https://www.unhcr.org/dach/wp-content/uploads/sites/27/2017/03/GFK_Pocket_2015_RZ_final_ansicht.pdf. Letzter Zugriff: 13. November 2022.

vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. (2022): Der Diskurs um die postmigrantische Gesellschaft. Neue Perspektiven auf Migration und Integration einnehmen (Autorenschaft: Böcker, N. & Wiesemann, L.). In: vhw werkSTADT 59/2022. Berlin.

vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. (2021): Den gesellschaftlichen Zusammenhalt in Vielfalt gestalten. Neun Positionen des vhw zu Integration und Vielfalt (Autorenschaft: Becker, A.). In: vhw werkSTADT 55/2021. Berlin.

vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. (Hrsg.) (2020): „Ich habe alle Worte vergessen“. Veränderte Lebenswelten von Geflüchteten in Zeiten von Covid-19 (Autorenschaft: Beer, I., Milstrey, U., Weiß, H. & Schnur, O.) In: vhw WerkSTADT 46/2020. Berlin.

vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. (2019): Auf Augenhöhe: Basics partizipativer Forschung (Autorenschaft: Ziems, T. & Schnur, O.) In: WerkSTADT 33/2019. Berlin.

vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. & Difu Deutsches Institut für Urbanistik (Hrsg.) (2017): Geflüchtete in der Sozialen Stadt. Potenziale der Weiterentwicklung des Quartiersansatzes Soziale Stadt im Kontext der Fluchtmigration (Autorenschaft: Franke, T., Schnur, O. & Senkel, P.) In: vhw-Schriftenreihe 6, Berlin.

vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. (2016): Vielfalt und Flüchtlinge – Die Spaltung der gesellschaftlichen Mitte. Ergebnisse der vhw-Trendbefragung 2015. In: vhw werkSTADT 2/2016. Berlin.

vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. (2016a): vhw-Kommunalbefragung 2016. Herausforderungen „Flüchtlingskrise vor Ort“. https://www.vhw.de/fileadmin/user_upload/08_publicationen/studien/PDFs/Studien_Befragungen/2016_vhw-Kommunalbefragung_zu_den_Herausforderungen_Gefluechteter_vor_Ort.pdf. Letzter Zugriff: 13. November 2022.

vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. (2016b): Wohnsitzauflage und Zuzugssperre. Die Diskussion über die Wohnsitzauflage und die Position der Kommunen in der vhw-Kommunalbefragung (Autorenschaft: Hallenberg, B.). In: vhw werkSTADT 05/2016. Letzter Zugriff 10. Juni 2023.

vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. (2016c): Fluchtort Kommune. In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung 4/2016. Berlin.

vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. (Hrsg.) (2015): Geflüchtete vor Ort – mehr wissen, mehr wagen, mehr Dialog! Eine Positionsbestimmung (Autorenschaft: Aring, J., Hallenberg, B., Schnur, O.) In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung 6/2015. Berlin: 286-288.

Weidinger, T. & Kordel, S. (2020): Perspektive Geflüchteter auf das Leben auf dem Land. In: bpb Bundeszentrale für politische Bildung. <https://www.bpb.de/themen/migration-integration/kurzdossiers/migration-in-staedtischen-und-laendlichen-raeumen/308041/perspektive-gefluechteter-auf-das-leben-auf-dem-land/> Letzter Zugriff: 20. Juni 2023.

Weiss, G., Adam, F., Föbker, S., Imani, D., Pfaffenbach, C. & Wiegandt, C.-C. (2019): Angekommen in postmigrantischen Stadtgesellschaften? Eine Annäherung an subjektive Integrationsvorstellungen von Geflüchteten und beruflich oder ehrenamtlich in der Flüchtlingsbetreuung Tätigen. In: Geographica Helvetica 74: 205-221. <https://doi.org/10.5194/gh-74-205-2019>. Letzter Zugriff: 20. Juni 2023.

Wiedemann, P. M. (1986) Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews. Weinheim und München. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssao-23241>. Letzter Zugriff: 20. Juni 2023.

Wihofszky, P., Wright, M. T., Kümpers, S., Layh, S., Bär, G. & Schaefer, I. (2020): Reflektieren in Forschungsgemeinschaften: Ansatzpunkte, Formate und Erfahrungen. In: Hartung, S., Wihofszky, P. & Wright, M. T. (Hrsg.): Partizipative Forschung. Ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden. Wiesbaden: 63-84.

Wright, M. T. (2021): Partizipative Gesundheitsforschung: Ursprünge und heutiger Stand. In: Gesundheitsblatt 2/2021: 140-145. <https://link.springer.com/content/pdf/10.1007/s00103-020-03264-y.pdf?pdf=core>. Letzter Zugriff: 20. Juni 2023.

Wright, M. T. (2017): Partizipative Gesundheitsforschung auf der Suche nach Qualitätskriterien. In: Schemme, D. & Novak, H.: Gestaltungsorientierte Forschung – Basis für soziale Innovationen. Erprobte Ansätze im Zusammenwirken von Wissenschaft und Praxis (Hrsg.: Bundesinstitut für Berufsbildung). Bielefeld: 181-196.

Wright, M. T. (2013): Was ist Partizipative Gesundheitsforschung? Positionspapier der International Collaboration for Participatory Health Research. In: Prävention und Gesundheitsförderung, Heft 3/2013, Heidelberg: 122-131. <https://ssphplus.ch/assets/downloads/wright2013-article-wasistpartizipativegesundheits.pdf>

Wright, M. T. & Kongats, K. (Eds.) (2018): Participatory health research. Voices from Around the World. Cham.

Wright, M. T., von Unger, H. & Block, M. (2010): Partizipation der Zielgruppe in der Gesundheitsförderung und Prävention. In: Wright, M. T. (Hrsg.): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern.

Yildiz, E. & Hill, M. (Hrsg.) (2017): Einleitung. In: Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaften. Bielefeld: 9-16.

Teil B



Dokumentation
der sechs
Forschungsprojekte

INHALTE UND AUFBAU DER PROJEKT-DOKUMENTATIONEN

„Im Blickpunkt stehen die Forschungsprozesse und die partnerschaftlich erarbeiteten Inhalte.“

Jede Projektdarstellung folgt einer ähnlichen Struktur. Zu *Beginn* werden urbane oder ländliche Ankommenskontexte beschrieben, die den beteiligten Menschen den Start in ein neues Leben erleichtern oder erschweren können. Dem folgt die Darstellung der *Praxisprojekte* mit ihrem Anliegen der Teilhabeförderung. Im Blickpunkt des *Hauptteils* stehen die *Forschungsprozesse* und die partnerschaftlich erarbeiteten *Inhalte*. Zu welchen Themen und Fragen wurde in kleinen Gruppen geforscht? Welche Sichtweisen, Erzählungen und Veränderungsperspektiven rückten die Beteiligten ins Blickfeld? Und welche Methoden wurden dafür gewählt? Auf diese Fragen werden projektspezifische und (selbst-)kritische Antworten gegeben.

In vier Forschungsgruppen dominierte der *partizipative* Anspruch – es wurde mit geflüchteten Menschen partnerschaftlich geforscht. Für jedes Projekt werden Zugänge zum Feld, die Art und Weise der Datengewinnung und -auswertung sowie Präsentationsformen beschrieben. Meist wurden auch Impulse für lebensweltliche Verbesserungen ausgelöst. In den beiden anderen Projekten dominierte der *kooperative* Charakter – hier standen die Beziehungsgeflechte mit den professionellen Partner*innen im Zentrum. Am *Ende* eines jeden Projekts werden die Befunde zusammengefasst und Ausblicke gegeben. Da schon in Teil A Querauswertungen zu den Projekten vorgenommen wurden, ergeben sich einige Wiederholungen. Gleichwohl lässt sich dadurch jeder Teil für sich lesen.

In der Zusammenschau unterscheiden sich die Projekte in ihren Themen, Herangehensweisen und Resultaten, doch sind die Innensichten der Mitforschenden zum Ankommen nach der Flucht von ähnlicher Qualität. Sie zeichnen sich durch Tiefenschärfe und Authentizität, Differenziertheit und Relevanz aus. Auch sind die Erwartungen der Mitforschenden an soziale Integration und gesellschaftliche Teilhabe von inklusiven Perspektiven geprägt. Sie äußerten sich durchweg bildungs- und aufstiegsorientiert und wünschten ein selbstbestimmtes, solidarisches und gemeinschaftsbetontes Zusammenleben.

Auch wenn lokalpolitische, sprachliche und coronabedingte Barrieren die partnerschaftlichen Prozesse erschwert haben, so sind wir von der Wirksamkeit kooperativen und partizipativen Forschens in diesem Themenfeld, das weitgehend von hegemonialen Außensichten und machtförmigen Haltungen geprägt ist, überzeugt. Dem wurden offene Dialogprozesse, respektvolle Beziehungen und Alltagsweltorientierung entgegengesetzt – die Potenziale des Perspektivwechsels konnten dadurch so weit möglich erkannt und Veränderungen in kleinen Schritten umgesetzt werden. Aus den Erfahrungen des demokratiefördernden Mitentscheidens und Mitgestaltens in den Forschungsprozessen läßt sich schlußfolgern, dass der Wechsel von Perspektiven in vielfältiger werdenden lokalen Kontexten einen Beitrag zum sozialen Zusammenhalt leisten kann.

1

Theater mit Geflüchteten. Berlin



© Syn:format, Sevi Tsoni

Träger des Praxisprojekts Theater mit Geflüchteten

syn:format e. V.

Rodenbergstraße 14

10439 Berlin

Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL, Projektbericht

Dr. Ingeborg Beer, Forschungsverbund

Kooperationspartnerschaften

Magdalena Scharler, Vereinsvorstand syn:format e. V.,

Künstlerische Leitung des Theaters

Ferdinand Carrière und Christian Weinert,

Filmteam Globale Perspektiven GbR, Berlin

Co-Forschende, Mitwirkende

Magdalena Scharler, syn:format e. V.,

Hares Alraad, Theaterkollektiv und Forschungsverbund,

Schauspielerinnen und Schauspieler des Theaterkollektivs

Lesehinweise:

TN: Teilnehmer im Theaterkollektiv, anonymisiert

TNin: Teilnehmerin im Theaterkollektiv, anonymisiert

MS: Magdalena Scharler, künstlerische Leiterin

1 Ankommens- und Teilhabekontexte: Nach der Flucht. In Berlin. Im Theaterkollektiv.

Vorbemerkungen

Vor etwa sieben Jahren gründeten Magdalena Scharler und weitere Berliner Theaterschaffende auf Initiative geflüchteter junger Männer in der Berliner Gemeinschaftsunterkunft Storkower Straße das deutsch-syrische Theaterkollektiv. Es ging aus einem Deutschkurs hervor und verdankt sich dem Wunsch der Initiatorinnen und Initiatoren, gängigen Fremdzuschreibungen eigene Erzählungen entgegenzusetzen. Für die erste Stückentwicklung 2016 formulierte ein Teilnehmer dieses Ziel so:

„Eigentlich müssten wir Geflüchtete so was wie einen LETTER TO THE WORLD schreiben, damit unsere Gedanken, unsere Perspektiven, unsere Geschichten gehört werden und nicht immer nur das, was die anderen daraus machen“ (zitiert im Projektbericht MS 2016).

Sie schrieben ihren LETTER TO THE WORLD und brachten ihre Erzählungen mit professioneller künstlerischer Unterstützung auf die Bühne. Diesem Anliegen blieben sie treu. Die Theaterarbeit ist durchweg partizipativ organisiert. Unterschiedliche Erfahrungswelten werden aus Sicht der Mitwirkenden thematisiert, das Verhältnis von Theater und Stadtgesellschaft gemeinsam reflektiert.

Ihr dabei gewonnenes Erfahrungs- und Veränderungswissen wurde in die partizipativen Forschungsprozesse eingebracht. Die individuelle und kollektive Wirkkraft sowie die poetische Dimension dieser Theaterarbeit erfuhren wir als besonders bemerkenswert.

Nach der Flucht

Das Ankommen nach der Flucht ist mehr als das physische Erreichen eines fremden Ortes zu einer bestimmten Zeit. Es ist eingebunden in politische Realitäten, juristische Entscheidungen und lokale Kontexte und in hohem Maße von subjektiven Erfahrungen und Befindlichkeiten abhängig. Der Schriftsteller Ilija Trojanow, der 1971 als Kind mit seiner Familie aus Bulgarien geflohen ist, beschreibt dies so: „Jeder Geflüchtete kommt auf seine Weise an. Manche am Morgen nach der Flucht, andere in jenem Augenblick, da ihnen die Einbürgerungsurkunde überreicht wird. Manche immer wieder, andere nie“ (Trojanow 2017: 18).

Hannah Arendt polemisierte in ihrem 1943 erstmals veröffentlichten Essay „We refugees“ gegen die Anstrengungen der Assimilation rechtloser jüdischer Flüchtlinge an die Gepflogenheiten und Erwartungen in den Staaten ihres Ankommens:

„Man sagte uns, wir sollen vergessen; und das taten wir schneller, als es sich irgendjemand überhaupt vorstellen konnte. Auf ganz freundliche Weise wurde uns klargemacht, dass das neue Land unsere neue Heimat werden würde, und nach vier Wochen in Frankreich oder sechs Wochen in Amerika gaben wir vor, Franzosen bzw. Amerikaner zu sein. Die größten Optimisten unter uns gingen gewöhnlich sogar so weit, zu behaupten, sie hätten ihr gesamtes vorheriges Leben in einer Art unbewusstem Exil verbracht und erst von ihrem neuen Leben gelernt, was es bedeute, ein richtiges Zuhause zu haben“ (Arendt 2016 [1943]: 11).

Berlin. Besondere Welt

Berlin war für die meisten Teilnehmer*innen des Theaterkollektivs ein Sehnsuchtsort für ihr Ankommen. Während gewöhnlich eher pragmatische Erwartungen an die Großstadt eine Rolle spielen (Berufs- und Einkommenschancen



Abbildung 18: Theateraufführung FREIHEIT © syn:format, Simon Detel

cen, Nähe zu Familienmitgliedern, bessere Bedingungen für Start und Unterstützung) fanden sie als Theatermenschen ausdrucksstarke Worte, um ihr Lebensgefühl in Berlin auszudrücken:

„Berlin ist für mich – wenn man kann mit einem Wort beschreiben – ein Wunder. Niemand kann verstehen, warum. Du kannst nur spüren, ja“ (TN).

„Berlin ist für mich die ganze Welt. Eine kulturelle Stadt. Man merkt auch, dass Berlin vormittags anders ist als nachmittags oder abends“ (TN).

„Ich finde, Berlin ist eine andere Welt als Deutschland. Eine sehr schöne Stadt“ (TN).

Das Theaterkollektiv

Ein besonderer Lern- und Erfahrungsort für das Ankommen in Berlin war für die Mitforschenden das Theaterkol-

lektiv. In diesem selbst initiierten Projekt fanden sich seit 2016 Laienspielerinnen und -spieler, Ehrenamtliche und Professionelle zusammen und bauten unter dem Dach von syn:format e. V. eine längerfristige Perspektive auf.

Seither hat sich das Theaterkollektiv zu einem preisgekrönten Ensemble entwickelt, das bereits mehrere Produktionen in wechselnder Besetzung unter der künstlerischen Leitung von Magdalena Scharler erarbeitet hat.

Einige Teilnehmende sind von Anfang an dabei, andere haben sich vom Ensemble verabschiedet, wieder andere sind neu hinzugekommen. Nach ihrer Flucht aus Syrien und Irak haben sie im Theaterkollektiv so etwas wie eine künstlerische und persönliche Heimat gefunden.

Entstehung des deutsch-syrischen Theaterkollektivs

Das deutsch-syrische Theaterkollektiv entstand im Winter 2015/2016 in der Gemeinschaftsunterkunft Storkower Straße. Magdalena Scharler und eine Kollegin vom Michael Tschechow Studio Berlin, einer privaten Berufsfachschule für Schauspielerinnen und Schauspieler in Kreuzberg, gaben Deutschkurse und verknüpften diese



Abbildung 19: Gruppengespräch im Theaterkollektiv © syn:format, Simon Detel

Lernprozesse mit einem Workshop und kleinen Aufführungen. Das Interesse daran war groß. Einige der jungen Männer aus Syrien wollten der Ohnmacht des Wartens etwas entgegensetzen und in Dialog mit Berlinerinnen und Berlinern treten – die Idee des deutsch-syrischen Theaterkollektivs war geboren.

Der Verein syn:format

Der 2014 gegründete Verein syn:format bot den geeigneten Rahmen für die weitere Arbeit. Seit 2016 liegt der Schwerpunkt auf der Theaterarbeit von und mit Geflüchteten. Zu den 25 Mitgliedern des Vereins zählen Künstlerinnen und Künstler sowie junge Unternehmerinnen und Unternehmer.

Auf die Bühne gebracht

Als wichtigste Stücke wurden auf die Bühne gebracht und zahlreich besucht:

- Trilogie des Ankommens 2016 – 2019 (siehe 1 – 3 unten) sowie
- BREAKING (2019, Werkstattaufführung) und
- ALLES I was wir haben (2020) mit Schauspieler*innen deutscher und syrischer Herkunft.

1) LETTER TO THE WORLD (2016)

Die Idee zu LETTER TO THE WORLD entstand im Dezember 2015 auf Initiative von Geflüchteten in einer Notunterkunft in Berlin Prenzlauer Berg.

Acht junge Männer erzählten von ihrer Heimat, dem Krieg, ihrem Weg nach Deutschland sowie den Hoffnungen und

Abgründen, die sie begleiteten. Schonungslos und mutig eröffneten sie den Zuschauenden einen Einblick in ihre Welt, ihre Realität. Sie thematisierten ihre neue Identität als „Flüchtling“ in Europa und was diese Zäsur für ihr Leben bedeutet.

2) Deine Heimat. Meine Heimat. (2017)

In dem zweiten selbstentwickelten Theaterstück beschäftigten sich syrische Geflüchtete mit dem Thema *Heimat*. Sie ließen das Publikum teilhaben an ihren Verlusterfahrungen von Heimat und ihren Versuchen, hier ein neues Zuhause zu finden.

„Ich vermisse es, im Schatten unter dem Feigenbaum zu sitzen.“ – „Meine Heimat ist die Weinlaube. Die Heimat sind die Steine.“ – „Ich vermisse den Sommer, die Wärme, dass alles braun ist.“ – „Ich verspreche, dass ich mein Heimatland nie vergesse, ich werde immer über es schreiben!“

3) Freiheit (2019)

In diesem Stück reflektierten acht Protagonist*innen ihre aktuelle Lebenssituation und erzählten von äußeren und inneren Veränderungsprozessen, die sich mit dem Ankommen in Deutschland einstellen können – bei ihnen und den Personen in ihrem Umfeld.

„Es geht darum, wie ich mich von vielen Dingen befreien kann, die in meinem Leben so hart waren, dass ich sie nur noch zerbrechen wollte. Ich will zeigen, dass es weitergeht. Dass ich diesen Schmerz aushalten und in etwas Neues verwandeln kann“ (Schauspieler*in in FREIHEIT).

1. Preis beim FARBENBEKENNEN-Award 2018

In einem öffentlichkeitswirksamen Wettbewerbsverfahren und nach Bewertung der eingereichten Beiträge durch eine hochkarätig besetzte Jury wurden fünf herausragende Projekte ausgewählt. Per Online-Abstimmung wurde über die Sieger entschieden. Bei einer feierlichen Veranstaltung im Roten Rathaus am 2. Dezember 2018 überreichte der Regierende Bürgermeister Michael Müller den 1. Preis an syn:format und das Theaterkollektiv.

Die Jury begründete dies so:

„Das deutsch-syrische Theaterprojekt setzt sich über sprachliche und kulturelle Barrieren hinweg. Indem die ehrenamtlichen Schauspielerinnen und Schauspieler verschiedener Nationalitäten ihre Lebensgeschichte mit dem Publikum teilen, treten sie in einen bewegenden Dialog mit Berlinerinnen und Berlinern.“

Die Schauspielmethode nach Michael Tschechow

Um die Theaterarbeit mit Geflüchteten und deren Wirkkraft für die Beteiligten zu verstehen, ist ein Blick auf den methodischen Ansatz der im Projekt angewandten Schauspielmethode nach Michael Tschechow hilfreich.

Michael Tschechow

wurde 1891 in St. Petersburg als Sohn des Journalisten Aleksandr Pawlowitsch Tschechow, des älteren Bruders von Anton Tschechow, geboren. Er gilt als einer der größten Schauspieler des letzten Jahrhunderts – Stanislavsky nannte ihn seinen „brillantesten Schüler“ (zit. nach Gordon 2022 [1985]: 17). Rudolf Steiner und dessen Anthroposophie (vor allem Eurythmie und Sprachgestaltung) waren für Tschechow eine große Inspirationsquelle, gleichwohl politisch unerwünscht. 1928 emigrierte er deshalb aus der Sowjetunion. Die folgenden Jahre führten ihn durch Europa; er arbeitete in Wien, Berlin, Paris, Brüssel und Riga. Im Dezember 1938 zog er mit seinem „Cechov Studio“ nach Ridgefield bei New York. Er arbeitete in zahlreichen Filmen mit, war als Schauspiellehrer tätig und entwickelte seine Lehrmethoden weiter. Am 30. September 1955 starb er in Beverly Hills, Kalifornien.

Elemente seiner Lehrmethode

Aufgrund der von Tschechow (in Anlehnung an Sigmund Freud und Rudolf Steiner) beschriebenen drei Bewusstseinsebenen des alltäglichen „Ich“, des gestaltenden „Ich“ und des „Ich“ der Bühnenfigur können die Spielenden Distanz zu sich selbst einnehmen und einen Perspektivenwechsel vollziehen, z. B. sich in die Rolle des Publikums hineinversetzen. In aller Kürze fasste er seine Methode in drei Begriffen zusammen: Konzentration – Imagination – Verkörperung (vgl. Halpem 2012, Tschechow 2022 [1985]).

Konzentration

Durch Konzentrationsübungen wird das Denken zum bildhaften Erleben gesteigert, bis der Bühnencharakter vor dem inneren Auge der Spielenden erscheint. Dabei geht es nicht um eine intellektuelle Interpretation der Rolle, sondern um ein bildhaftes Schauen. Die durch Konzentration bildhaft aufgebaute Bühnenpersönlichkeit gewinnt ein Eigenleben und tritt in einen inneren Dialog mit der Schauspielerin oder dem Schauspieler, woraus sich die weitere Ausgestaltung der Rolle ergibt.

Imagination

Um die in der Imagination innerlich erlebbare Bühnenpersönlichkeit glaubhaft verkörpern zu können, hat Tschechow sogenannte psychologische Gebärden entwickelt. Sie sollen helfen, die Hindernisse der eigenen Bewegungsgewohnheiten zu überwinden und eine dem Bühnencharakter entsprechende Körperhaltung und -bewegung hervorzubringen. Im Unterschied zu Stanislavsky ging es ihm nicht um die Nutzbarmachung persönlich-biografischer Erfahrungen, sondern um das bewusste Erschließen von imaginativen Potenzialen: „Der Schauspieler irrt, wenn er glaubt, seine Rolle mittels persönlicher Gefühle darstellen zu können. Nicht immer macht er sich klar, dass seine Gefühle nur über ihn selbst etwas aussagen, niemals über seine Rolle. Nur durch Mitgefühl ist eine fremde Seele zu verstehen“ (Tschechow 1990: 125).

Verkörperung

Haben die Schauspielerinnen und Schauspieler die Rollenfigur in der Imagination erschaffen, so folgt nun die Verkörperung dieser Fantasiegestalt. Dieser Prozess vollzieht sich schrittweise, von einfachen Bewegungen über körperliche Ausdrücke und das Hinzunehmen der Sprache. Die Schauspielerinnen und Schauspieler nähern sich so schrittweise der imaginierten Figur an, indem sie diese nachahmen.

2 PERSPEKTIVWECHSEL als kooperativer und partizipativer Forschungs- und Begleitprozess

Beteiligte, Voraussetzungen, Rahmung

Die partnerschaftliche Zusammenarbeit des Forschungsvorhabens mit dem Praxisprojekt *Theater mit Geflüchteten* begann nach der Interessenbekundung und den ersten Gesprächen zu Kooperationsinteressen, Zielen und Forschungsfragen.

Kooperationspartnerinnen und -partner sowie Co-Forschende

Magdalena Scharler war als künstlerische Leiterin des Theaters und als Vorstandsmitglied von syn:format e.V. unsere Kooperationspartnerin mit co-forschenden Funktionen. Wir trafen gemeinsam Entscheidungen zu Forschungsfragen, Prozessen und methodischen Vorgehensweisen, blickten evaluierend auf die Theaterarbeit und suchten nach Möglichkeiten zur Verstetigung des Projekts in neuen Förderkontexten.

Als Co-Forscher wirkte Hares Alraad mit, der aus Syrien stammende Mitarbeiter im Forschungsverbund und Mitbegründer des Theaterkollektivs. Er führte vorbereitete Einzel- und Gruppengespräche und war ein wichtiger Partner aufgrund seiner Kenntnisse der Herkunfts- wie Ankunftswelten. Für die Gruppe war seine Doppelrolle allerdings manchmal irritierend und seine Funktion nicht immer deutlich abgrenzbar.

Auch kooperierten wir mit dem Filmteam *Globale Perspektiven GbR*, die im Rahmen der Filmproduktion Interviews durchführten.

Geschützter Raum, Vertrauen, Offenheit

Mit allen Beteiligten wurden vertrauensvolle und offene Beziehungen aufgebaut, persönliche und informelle Ge-

Das Praxisprojekt Theater mit Geflüchteten



Abbildung 20: Aus dem Theaterstück *HEIMAT* 2018
© syn:format, Simon Detel

Träger: syn:format e.V.

Ort: Berlin

Themenfeld: Kultur, Medien

Das Theater mit Geflüchteten:

Kurzprofil des Praxisprojekts

Das preisgekrönte deutsch-syrische Theaterprojekt bietet geflüchteten Theater- und Kulturinteressierten eine Plattform für kulturelle, gesellschaftliche und berufliche Teilhabe. Es wurde von zehn jungen Männern aus Syrien und Irak und zwei Theatermacherinnen in einer Berliner Gemeinschaftsunterkunft gegründet. Am Anfang stand der Wunsch, ihrer Geschichte und Erfahrungswelt eine Stimme zu verleihen und dafür Begegnungsräume für alle zu schaffen. Das ist ihnen gelungen. Unter dem Dach von syn:format e.V. sind sie inzwischen mit mehreren partizipativ entwickelten Stücken ins Berliner Rampenlicht getreten.

Kooperationsinteresse von syn:format e.V. mit dem Forschungsprojekt

- Welche Wirkungen hat das Theater für das *Ankommen* in Stadt und Gesellschaft?
- Wie entstehen Brücken in die Gesellschaft?
- Gibt es Möglichkeiten einer nachhaltigen Absicherung der Theaterarbeit?

sprache geführt. Dies drückte sich am respektvollen und wertschätzenden Umgang mit Perspektivenvielfalt und unterschiedlichen Interessen und Bedürfnissen sowie in der Akzeptanz von Mehrsprachigkeit aus. Der geschützte Raum und das Bemühen um angstfreie Reflexionen waren wichtige Elemente und auch im Praxisprojekt eine Selbstverständlichkeit.

Gemeinsame Sprache

Wie in den anderen Forschungsgruppen kam es darauf an, eine gemeinsame Sprache zu finden, wissenschaftlich-abstraktes Fachvokabular zu vermeiden und verständlich zu kommunizieren. Anlassbezogen, alltagssprachlich und projektorientiert wurde über Partizipation und Empowerment, Zusammenarbeit und Interviewfragen nachgedacht.

Die Sprachenvielfalt war Gewinn und Herausforderung zugleich. Dabei ging es nicht darum, sich sofort und immer in *deutscher* Sprache zu verständigen. Ziel war es, Gemeintes in seinen Nuancen möglichst gut ausdrücken und verstehen zu können. Der Wechsel in verschiedene Sprachen erwies sich dafür als Vorteil.

Als sozialwissenschaftlich Forschende waren wir von der sprachlichen Ausdruckstärke beeindruckt, mit der die Mitwirkenden des Theaterkollektivs ihre Gefühle von Verlust und Glück, ihre Ängste und Wünsche nicht nur auf der Bühne, sondern auch in unseren Gesprächen zum Ausdruck brachten. Während die wissenschaftliche Sprache mit ihrem abstrakten Vokabular ein hohes Maß an Distanz herstellt und nivellierend wirkt, ermöglichte ihre oft bildhafte und poetische Sprache eine empathischere Wahrnehmung und ein tieferes Verstehen von subjektiven Erfahrungen. Davon könnte sozialwissenschaftliche Forschung grundsätzlich lernen.

Prozess und Methoden

Unser Blick auf das *Theater mit Geflüchteten* umfasst den gesamten Zeitraum von der ersten Stückentwicklung (LETTER OF THE WORLD, 2016) bis zur letzten Aufführung des Stücks ALLES I WAS WIR HABEN im Oktober 2020. Da der Grundstein für die gemeinsame Forschung erst Anfang 2019 gelegt wurde, wurden die Erfahrungen der ersten Jahre durch Gespräche und Berichtsdokumente rekonstruiert. Mit dieser Rückschau lässt sich die Entwicklung von Sichtweisen und Eigeninitiativen sowie die Dynamik von Ankommensprozessen verdeutlichen.

Zugang zum Feld

Die im Projektaufruf dokumentierte Kooperationsbereitschaft der künstlerischen Projektleiterin erleichterte uns den Zugang zum Theaterkollektiv. Auch die flache Hierarchie und das Selbstverständnis von partizipativer Theaterarbeit trugen dazu bei. Zwar waren anfänglich alle Beteiligten unsicher, wie ein gemeinsamer Forschungsprozess mit einem Theaterkollektiv gestaltet werden könnte – doch ließen sie sich auf das Experiment ein.

Ziele, Forschungsfragen

In den ersten Gesprächen wurden Ziele gemeinsamen Forschens verabredet und Forschungsfragen aus mehreren Perspektiven zusammengeführt. Das professionelle Verständnis von der Theaterarbeit, die Bedeutung des Theaters für die Beteiligten und Fragen zu Nachhaltigkeit und Verstetigung rückten ins Blickfeld.

Sicht der Co-Forschenden und Teilnehmenden:

- Welche Gefühls- und Erfahrungswelten werden auf die Bühne gebracht, wie und warum?
- Was macht der Prozess des Stückentwickelns und das Öffentlichmachen ihrer Erfahrungen mit ihnen?
- Wie wirkt sich die Dynamik der Gruppe auf Theaterarbeit und Alltagsleben aus?

Künstlerisch-professionelle Sicht:

- Was bewirkt das Theater (Konzept, Umsetzung, soziale Dynamik) für das Ankommen und wie entstehen Brücken in die Gesellschaft?
- Welche Möglichkeiten einer nachhaltigen Absicherung der Theaterarbeit gibt es?

Projektübergreifende Forschungssicht:

- Welchen Beitrag leisten die Projekte zur Teilhabeförderung geflüchteter Menschen, wodurch wird dies ermöglicht?
- Worin besteht der Mehrwert kooperativen und partizipativen Forschens für Wissenschaft und Praxis?

Sammlung von qualitativen Daten und Phänomenen

Folgende Erhebungsmethoden wurden zur Beantwortung der Fragen von uns, den Co-Forschenden oder gemeinsam durchgeführt:

- *Teilnehmende Beobachtungen*: Offene und unstrukturierte Herangehensweisen betrafen Proben, Workshops und Theateraufführungen.

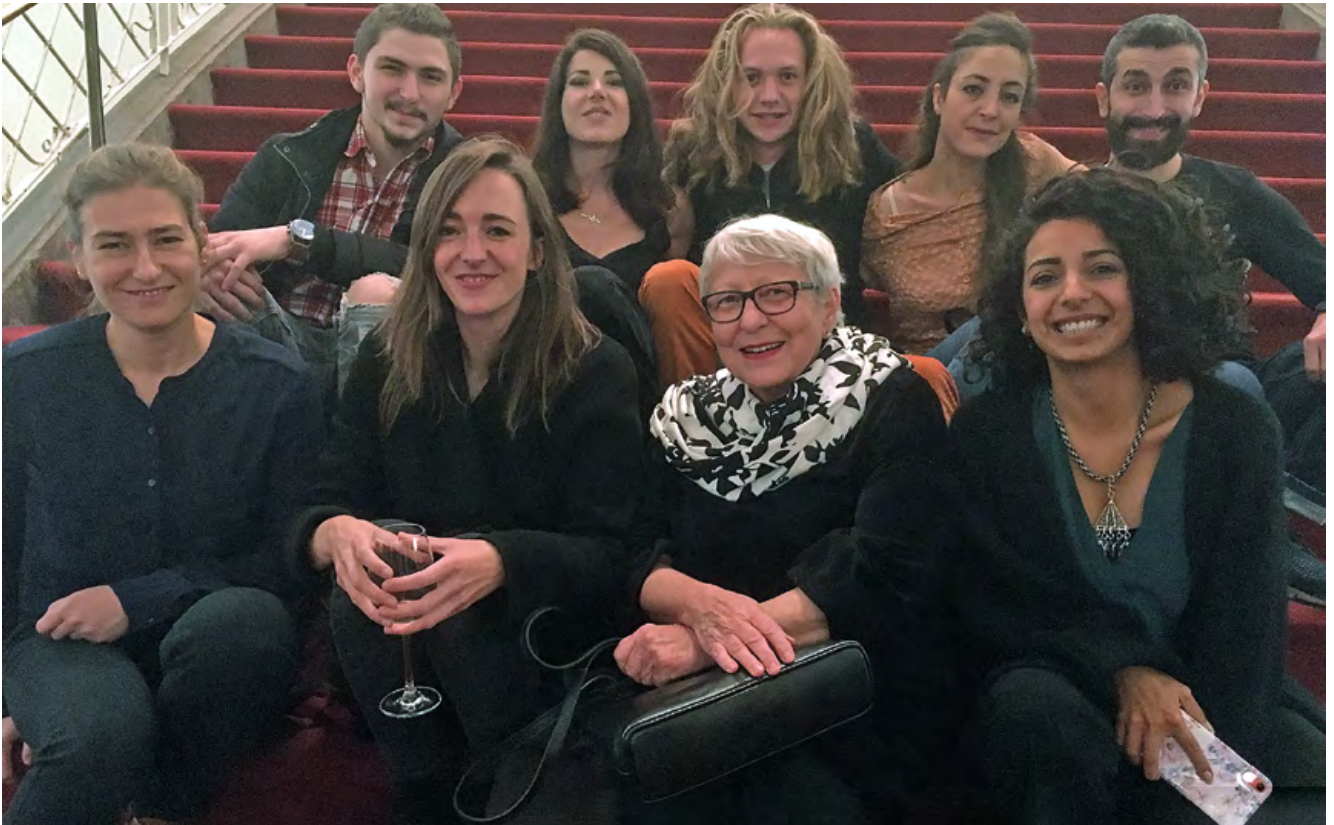


Abbildung 21: Schauspielerinnen und Schauspieler des Theaterkollektivs, Magdalena Scharler und Ingeborg Beer beim Besuch in der Komischen Oper Berlin © syn:format, Muhamad Nanaa

- *Einzel- und Gruppengespräche* fanden auf Grundlage von vorbereiteten Leitfragen durch den Co-Forscher und im Rahmen der filmischen Dokumentation statt. Etwa zehn Personen berichteten ausführlich von ihren Erfahrungen des Ankommens nach der Flucht und reflektierten über den gesellschaftlichen Brückencharakter des Theatermachens.
- *Offene und eher informelle Gespräche* spielten eine wichtige Rolle. Sie wurden meist in Feldnotizen festgehalten und erwiesen sich, im Unterschied zu leitfadengestützten Interviews, als eine hierarchieflache und unkomplizierte Kommunikationsform mit relativ hohem Informationswert.
- *Dokumentenauswertung*: Die Analyse der Berichte von syn:format zu den einzelnen Theaterstücken sowie von Presseberichten ermöglichte den Nachvollzug von Ankommensdynamiken und Außensichten.

Auswertungen, Interpretationen

Mittels *qualitativer Inhaltsanalysen* wurden Berichte und Gespräche durch die Verbundforscherin aufbereitet und mit den Co-Forschenden überprüft. Da die Erarbeitung eines neuen Theoriemodells nicht beabsichtigt war und

nur relativ wenige Co-Forschende und Teilnehmende involviert waren, erwiesen sich aufwendige Auswertungsverfahren als nicht erforderlich. Bei der Darstellung der Ergebnisse legten wir großen Wert auf Originalzitate. Deren zusammenfassende Betitelung und das Interpretieren von deren Sinnhaftigkeit schien uns angemessen, um die Innensichten der Beteiligten aufzeigen zu können.

Begleitung und Vernetzung

Als Verbundforschende konnten wir begleitende und kollaborative Impulse einbringen:

- Durch zusätzliche Workshops mit den neuen Teilnehmer*innen konnten im Praxisprojekt unterschiedliche Perspektiven zusammengebracht sowie sich abzeichnende Vorbehalte und Konflikte reflektiert werden.
- Wir stellten Kontakte zwischen syn:format e. V. und der Komischen Oper her, um einen Austausch mit dem dort tätigen Theaterpädagogen zu ermöglichen. Dieser lud die Projektbeteiligten zur Aufführung der Oper *Eugen Onegin* von Peter Tschaikowsky am 20. September 2019 in die Komische Oper ein. An den Kontakt kann immer wieder angeknüpft werden.

- Da das Kooperationsinteresse der Projektleiterin auch die Themen Nachhaltigkeit und Verstetigung der Theaterarbeit betraf, wurde sie bei der Akquisition und Beantragung von Fördermitteln für weitere Projekte beratend unterstützt.

Präsentation der Ergebnisse

Zwar hätten wir uns einen Austausch zwischen allen partizipativen Partnerprojekten gewünscht, doch war dies aufgrund der Einschränkungen während der Corona-Pandemie nicht möglich.

Das Theaterprojekt selbst dokumentierte fotografisch seine Workshops und Aufführungen. Im Rahmen des Forschungsprojekts entstand ein Film zur Theaterarbeit und den Innensichten der Beteiligten. Schließlich fasst dieser Bericht die inhaltlichen und prozessorientierten Ergebnisse zusammen.

Kontinuierliche und abschließende Reflexionen

Mit den Co-Forschenden fanden kontinuierliche und abschließende Gespräche zu den Forschungsfragen und Prozessfortschritten statt.

Bei einem abschließenden Gespräch mit Magdalena Scharler wurden unsere kontinuierlichen Reflexionen sowie die Unterstützung bei Fördermittelanträgen als Stärken der Zusammenarbeit zwischen Forschung und Praxis bewertet.

Gleichwohl hätte sie sich – und dies zu Recht – mehr Beachtung der Perspektiven der Frauen im Theaterprojekt gewünscht.

3 Innensichten: Das Theater als Ort vielfältigen Lernens und Teilhabens

In diesem Kapitel kommen die Schauspielerinnen und Schauspieler des Theaterkollektivs zu Wort, die in den Jahren 2016 bis zur letzten Produktion 2020 an den Auführungen mitwirkten. Während in der Start- und Anfangsphase ihre Auseinandersetzung mit Krieg und Flucht, ihre Empfindungen von Abschied, Verlorenheit und Hoffnung im Vordergrund standen, hat sich ihre Gedanken- und Ideenwelt in Laufe der Zeit verändert. Während der schmerzliche Blick zurück an Kraft verlor, haben ihre Perspektiven auf die gegenwärtige Welt an Bedeutung gewonnen. Die Zitate sprechen weitgehend für sich selbst. Soweit sie in die Anfänge des Theaterkollektivs zurückreichen, wurden sie (einschl. Übersetzung, kursiv) den Projektberichten von Magdalena Scharler entnommen. Die Innensichten der Beteiligten entstanden in Einzel- und Gruppengesprächen sowie im Rahmen der filmischen Dokumentation.

Krieg. Flucht. „Help us!“

Im ersten Theaterstück A LETTER TO THE WORLD 2016 standen für die Beteiligten der Verlust ihres Heimatlandes und ihrer Familie sowie ihr Aufbruch in ein neues Land im Mittelpunkt. Hier heißt es:

„My homeland, I’ve left you without saying goodbye, I didn’t know that the road of estrangement is without coming back. I even didn’t think that my absence will be that long. I miss you Syria.“

„Mein Heimatland, ich habe Dich verlassen, ohne mich zu verabschieden, ich wusste nicht, dass der Weg der Entfremdung ein Weg ohne Wiederkehr sein würde. Ich habe nicht einmal daran gedacht, dass meine Abwesenheit so lange dauern würde. Ich vermisse dich, Syrien.“

„I have only one remaining hour. And Syria is telling me: don’t leave me, with missiles as words. Nature was its hair and the dead were its tears...it’s time to say good-

bye...I traveled...I crossed countries and seas and miles. The only thing that joined me on the road was my life. This life that changed into just memories in one moment. I saw the people defeated broken and miserable.“

„Ich habe nur noch eine Stunde Zeit. Und Syrien sagt mir: Verlass mich nicht, mit Raketen als Worte. Die Natur war ihr Haar und die Toten waren ihre Tränen...es war Zeit, sich zu verabschieden...ich reiste, ... ich durchquerte Länder, Meere und Meilen. Das einzige, was mich auf der Straße begleitete, war mein Leben. Dieses Leben, das sich in einem Moment in bloße Erinnerungen verwandelte. Ich sah die Menschen gebrochen, besiegt und unglücklich.“

„Why the killing? Why the alienation? Why the displacement?“ „Warum das Töten? Warum die Entfremdung? Warum die Vertreibung?“

„Why is my family not here? Who will give me my homeland back? Help us!“ „Warum ist meine Familie nicht hier? Wer wird mir mein Heimatland zurückgeben? Helfen Sie uns!“

Hoffnung auf Liebe und Wertschätzung

In der ersten Phase des Ankommens in Berlin war den meisten Teilnehmenden die Erinnerung an zerstörte Städte, der Verlust ihres Familien- und Alltagslebens und das Erleben von Flucht sehr nah. Hier in Berlin hofften sie auf Liebe und Wertschätzung – und waren verstört von Metallstangen vor den Fenstern ihrer Unterkunft. In Vorbereitung eines Stücks entstand folgender Text:

„Mein Land wurde zerstört und nichts blieb, wie es vorher war. Unschuldige Menschen wurden getötet, Blut floss durch die Straßen, Familien wurden vernichtet, Kinder wurden zu Waisen und schliefen ohne Obdach. Also begannen wir, meilenweit zu laufen. Zu Land und zu Wasser, über Berge, durch Täler und Wälder. Es ist sehr gefährlich und nichts kann es beschreiben. Nur der Name: ‚Todesreise‘.“



Abbildung 22: Diskussion mit dem Publikum © syn:format, Simon Detel

Und es verschlug uns in euer Land. Das war mein Ziel, denn ich sah, dass Deutschland unserem Land am ähnlichsten ist, da es eine Erfahrung gemacht hat, die dem ähnlich ist, was wir gerade erleben. Denn wenn die Menschen einmal das Leben wollen, muss das Schicksal antworten und die Nacht wird verschwinden. Grenzen und Fesseln müssen zerbrochen werden und deshalb werde ich die Hoffnung des Lebens nicht verlieren. Eines Lebens, das mir das Herz gebrochen hat.

Und Gott wird mich am Ende entlohnen. Und ich werde nicht traurig darüber sein, dass ich Dinge verloren habe, die ich geliebt habe, oder die mich vollständig gemacht haben.

Die Bäume verlieren alle ihre Blätter im Herbst, doch sie bekommen neue und schönere im Frühling. Das Leben besteht nur aus Phasen, in denen wir leben.

Vielleicht werde ich hier das erreichen, wonach ich suche, vielleicht auch nicht. Aber wenn ich Liebe und Wertschätzung von Menschen wie euch erfahre, ist das kostbarer als alles andere. Und ich bestreite nicht, dass ich Demütigung, Selbsthass und Trauer in mir spüre, besonders in den Gebäuden, die für Flüchtlinge sind. Und wenn die Fenster in meinem Zimmer sich nicht öffnen lassen, weil dort Metallstangen sind. [...] Habt Ihr darauf eine Antwort?"

Ankommen aus einem hier unbekannten Land, in Verlorenheit

Das Theater mit Geflüchteten wird von den Beteiligten als Möglichkeitsraum angesehen, um sich einer Gesellschaft mitzuteilen, die ihr Herkunftsland nicht kennt.

Deutsche Kultur und Literatur weckten Interesse und spornen zu gemeinsamen Entdeckungen mit dem Publikum an.

„In diesem Projekt ist für mich, dass ich Gedanken, Ideen, die ich als verlorener Mensch habe, der aus einem Land gekommen ist, das unbekannt ist, niemand an das Land denkt, dass es das gibt, dass wir das laut sprechen und mit anderen teilen“ (TN).

„Ich muss mich selbst integrieren, alles selbst entdecken. Da hilft das Theater. Ich lerne über Schriftsteller, Kultur. Nach dem Krieg konnte ich mir selbst nicht vertrauen. Ich musste Mut haben, um mit den Menschen zu reden. Das Theater ist eine Welt, in der man seine Gedanken geben kann. Wir schauen dann gemeinsam mit dem Publikum“ (TN).

Das Theater ist ein besonderer Erfahrungsort

Das Theater hatte für die Mitwirkenden in allen Phasen einen hohen persönlichen Stellenwert. Es wurde als Brücke zwischen subjektiven Empfindungen und gesellschaftlicher Realität angesehen, als besonderer Ort und Weg für persönliche Entwicklung und „Selbst-Integration“.

„Die Beziehung zwischen dem Theater und meinem Leben ist sehr besonders, es ist wie ein Akt und Re-Akt. Ich handle von meinem Leben und nehme das ins Theater und was ich

im Theater mache, nehme ich in mein privates Leben. Das ist ein schönes Reagieren zwischen beiden, dem Leben und dem Theater. Es ist ein besonderer Ort“ (TN).

„In dem Projekt gibt es so viele Gedanken, über die ich nachdenke, Geschichten, die erzählt werden. Sie kommen von den Menschen selbst“ (TN).

„Man spürt in der Theaterarbeit: Du gibst von Dir und es hilft Dir. Du kannst deine Konzentration, deine Gefühle, deine Seele und dein Wissen geben und alle Teile, die du in dir drin hast. Du lernst, wie man das benutzen kann. Das entwickelt sich Schritt bei Schritt. Und du kannst dann auch spielen mit allem, was du in dir drin hast, deiner Konzentration, deinem Willen, mit allem“ (TN).

„Als ich neu in Berlin angekommen bin, traute ich mich nicht, rauszugehen und mich nicht mit anderen zu unterhalten. Ich hatte Angst, musste mich mit meinen Ängsten auseinandersetzen – die Bühne war eine gute Übung. Ich wurde mutiger, vor anderen zu stehen und zu reden, lernte auch Literatur und Kultur kennen“ (TN).

„Ich bin sensibler geworden durch das Theater, mehr zart. Wenn man spielt, muss man seine ganzen Emotionen nutzen, aktualisieren. Es gibt viele Gefühle in mir drin, wie bei einem Regenbogen, viele Farben. Jetzt lerne ich, wie kann ich mit diesem Gefühl spielen, oder mit einem anderen“ (TN).

Gemeinsamkeiten und Gemeinschaft

Das Ankommen in der deutschen Gesellschaft geht damit einher, das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft gedanklich auszubalancieren und die Sehnsucht nach Gemeinschaft neu zu verorten. Wie in anderen Projekten (siehe LYDIA oder Nachbarschaftsgarten Nauen) wurden Zusammenhalt und gelingende Gemeinschaft häufig mit einem idealen Bild von Familie in Verbindung gebracht: als soziale Nähe und verlässliche Stütze.

Gemeinschaftssinn und Zusammenhalt empfanden die Beteiligten als Produktivkraft für ihre individuelle Entwicklung und die gemeinsame Lösung von gesellschaftlichen Problemen – unabhängig von Herkunft:

„Die Theaterproben mit Magdalena und der Gruppe haben für mich eine neue Tür geöffnet. Das Projekt ist unser Baby und die Gruppe ist eine neue Familie für uns“ (TNin).

„Wir möchten als Geflüchtete den Deutschen zeigen, dass wir alle gemeinsam etwas Schönes machen können – egal was. Es gibt keine Grenzen, die Sprache, auch andere Probleme. Wir können das alles schaffen, aber nur gemeinsam, nur miteinander“ (TN).

Von „Glücklichkeit“ und dem Mut für Neues

Das Theaterspiel macht viele Mitwirkende glücklich, weil sie für sich und gemeinsam etwas schaffen, die deutsche Sprache lernen, der Gesellschaft etwas geben und dabei Erfolg haben können:

„Ich musste viel lernen als ich hier angekommen bin. Wenn man aus einem zerstörten Land kommt, ist auch die Seele zerstört. Ich wollte im Theater mal sehen, dass ich Mut habe, Ängste verliere, dass Dunkelheit in mir rauskommt. Ich habe auch die deutsche Kultur kennengelernt.“

„Ich habe eine glückliche Erinnerung, es gibt viele, aber eine besondere war nach der ersten Vorstellung im Stück *Freiheit*. Wir waren ganz frech und es war das erste Stück, in dem wir gemischt waren, die alten und die neuen. Nach Ende der Vorstellung war das Gefühl ganz besonderes. Ich habe Glücklichkeit bekommen.“

„Es gibt in jeder Arbeit gute und schlechte Sachen. Von Anfang bis jetzt macht es mich glücklich, dass wir was schaffen können. Jedes Mal, wenn ich an die Vergangenheit denke [...]. Als ich den ersten Text bekommen habe, es war für mich eine große Herausforderung. Jetzt sprech' ich auf Deutsch, spiele mit, gebe

meine Gefühle, spüre ich die Worte, fühle mich integriert mit dem Publikum, mit der Situation, der Sprache, das macht mich echt glücklich“ (TN).

„Ich spiele gerne mich selbst. In der Bühne ist vieles real. Ich spiele mit der Realität, *meiner* Realität auf der Bühne, ich zeige, wie *ich* sie sehen will und nicht, wie die *Realität* das will ...“ (TN).

„Es geht darum, wie ich mich von vielen Dingen befreien kann, die in meinem Leben so hart waren, dass ich sie nur noch zerbrechen wollte. Ich will zeigen, dass es weitergeht. Dass ich diesen Schmerz aushalten und in etwas Neues verwandeln kann“ (TNin).

Wie Vertrauen in die deutsche Sprache kommt

Das Erlernen der deutschen Sprache geschieht im Theaterkollektiv weniger als ein Erlernen von Vokabeln und Grammatikregeln, sondern als kommunikatives Verstehen von individuellen Gefühlen und sozialen Gegebenheiten, wobei mehrere Sprachen gesprochen werden können. Neugierde und Entdeckungsfreude erleichterten das Verstehen von Bedeutungen. Langsam entstand ein Gefühl für Nuancen – und dies schaffte Vertrauen:

„In der Schule (Sprachkurs, d. Verf.) wir lernen was, aber wir nutzen das nicht im Alltag. Die Informationen sind anders. Im Theater kann man miteinander in mehreren Sprachen Kontakt haben. Und das bringt mehr Vertrauen“ (TN).

„Ich verstehe auf Deutsch und ich muss auf Deutsch denken. Ich sage zum Beispiel: ‚alles gut‘. Da gibt es viele Worte dafür, z. B. ‚fein‘. [...] Wenn ich auf Deutsch rede, konnte ich durch das Theater ein bisschen Ahnung bekommen, was bedeutet das. Ich konnte mit dem Theater die Bedeutung verstehen und in diese Sprache vertrauen. Und auch, ist nicht einfach zu sprechen, aber wenn du verstehst, was bedeutet das, dann du sagst – die Angst langsam geht raus. Und das genau passiert mit mir“ (TN).

„Meine Texte waren am Anfang halb deutsch, halb arabisch. Es ist auch frei, du entscheidest dein Gefühl in diesem Moment. Ich kann das nur auf Arabisch sagen, dann mach ich das, mach weiter auf Deutsch. Was fühlst du bei den Worten? Die Muttersprache darf man auch auf der Bühne nicht vergessen. Im Spielen vertraue ich mehr, wenn ich auf Deutsch rede. Ich weiß nicht warum, aber versuche, diese Probleme nicht zu haben, aber alle sind verbunden miteinander. [...] Am Ende können wir mit Sprache einander verstehen. Alle Themen sind so klar“ (TN).

„Wenn ich z. B. was erzählen möchte, was genau in meinem Kopf ist, das sagen möchte, soll so oder so sein, das ärgert mich, dann bin ich verzweifelt, will nicht mehr darüber sprechen, nicht mehr wiederholen. Für alle anderen ist auch so, oder?“ (TN).

Stadtpolitische Anerkennung: Der FARBEN-BEKENNEN-Award

Die ehemalige Berliner Staatssekretärin für Bürgerschaftliches Engagement und Internationales Sawzan Chebli (2016–2021) hat 2017 den FARBENBEKENNEN-Award ins Leben gerufen. Er dient der öffentlichen Anerkennung von Geflüchteten, die sich aktiv in die Gesellschaft einbringen und einen Beitrag für ein weltoffenes und innovatives Berlin leisten.

An diesem Wettbewerb hat sich das Theaterkollektiv 2018 beteiligt. Aus über 70 Einreichungen wählte eine Jury, die von prominenten Persönlichkeiten aus Zivilgesellschaft, Politik, Kultur und Wirtschaft gebildet wurde, fünf Finalistinnen und Finalisten aus. Dann stimmten über 2.000 Menschen online über ihre Favoriten ab. Bei einer feierlichen Veranstaltung am 2. Dezember 2018 wurden im Roten Rathaus der Stadt drei Preise vergeben – den 1. Preis erhielt das Theaterprojekt. Die Freude darüber war groß und einer der Teilnehmer begründete sie so:

„Dass wir einen Preis gewonnen haben und die Gelegenheit bekommen haben, dass wir noch mal das Stück wiederholen, das fand ich sooo super. Dass wir irgendetwas der Gesellschaft gegeben haben, die fanden das sehr super, cool, gut und schön. Des-

halb haben wir die Chance bekommen, dass wir noch einmal spielen. Unsere Stimme hat etwas gebracht. Die Reaktion, die wir bekommen haben!“ (TN)

Neue Teilnehmer*innen treffen auf eine schon gewachsene Gruppe

So sehr dieser Preis als Bestätigung und Ansporn wirkte – die weitere Arbeit war auch davon geprägt, wieder Fördermittel zu akquirieren, neue Wege einzuschlagen, das Theaterkollektiv um neue Mitglieder zu erweitern. Damit einhergehende personelle Veränderungen wurden von der ursprünglichen Gruppe zwar prinzipiell gewünscht, gleichzeitig bahnten sich dadurch aber auch Brüche und Konflikte an. Der Grund schien darin zu liegen, dass sie über die anfängliche Thematisierung von Verlusten und Schmerzen bereits hinausgewachsen waren, nun lieber (auch) nach vorne denken und dazu ihre Ideen und Gedanken mit dem Publikum teilen wollten:

„Bei dem ersten und zweiten Projekt habe ich von Schmerzen erzählt. Für dieses Projekt ist die Grenze, dass keine Flucht mehr ist, dass neue Gedanken in die Gesellschaft gebracht werden, dass das ein Schritt nach vorne ist. [...] Für die neuen Teilnehmer ist sehr wichtig, dass wir eine andere Idee haben, dass wir größer geworden sind, dass wir neue Ideen in die Welt bringen, das ist wichtig“ (TN).

Die veränderte Diversität von neuen und alten Teilnehmer*innen ging auch mit persönlichen Konkurrenzen und Krisen einher. An einem Novemberabend 2019 sollte die finale Textfassung bei einer Probe erstmals gemeinsam gelesen und die fertigen Flyer und Plakate präsentiert werden. An diesem Abend erlitt eine Teilnehmerin einen Nervenzusammenbruch und sprach von Selbstmord. Ihre Krise wurde scheinbar dadurch ausgelöst, dass eine andere Teilnehmerin und nicht sie selbst auf dem Plakat zu sehen war.

Diese Erfahrungen erschütterten das Gemeinschaftsgefühl erheblich, gleichwohl schien die Gruppe daraus neue Kraft zu schöpfen:

„In Folge des Zusammenbruchs der Mitspielerinnen waren alle angeschlagen, klagten über Schlaflosigkeit, Panikattacken, Weinattacken, Depression. Jedoch wollten alle das Projekt

wie geplant fortsetzen, da Zusammenarbeit und Zusammenhalt in der Gruppe ihnen Kraft gaben“ (MS).

Gruppenzusammensetzung: herkunftshomogen oder -heterogen?

Fragen der Gruppenzusammensetzung begleiten das Theaterkollektiv schon lange. Sollen die Theaterstücke allein von Personen mit Fluchtgeschichte oder gemeinsam mit Deutschen erarbeitet werden?

Auf diese Frage gab es in unseren Gesprächen mit den Co-Forschenden und im Theaterkollektiv keine einfachen und eindeutigen Antworten:

„Wir haben einige Gemeinsamkeiten in der Gruppe – das ist die Fluchtgeschichte, der Krieg und so. Das hilft natürlich zu mehr Kontakt. Wir sind trotzdem sehr unterschiedlich in der Gruppe, in der Mentalität, woher man kommt. Es macht viele Schwierigkeiten, richtigen Kontakt zu machen. Schaffen wir das? Wir haben auch parallel viele gemeinsame Sachen. Ich habe schon ein Theaterstück gemacht mit Schauspielern, die keine Flüchtlinge sind. Die Schwierigkeit war genau doppelt, wenn ich kann das sagen. Weil wir sprechen Deutsch nicht als die Muttersprache und ich habe viel Willen gebraucht, ich kann das schaffen, aber es war schwerer als jetzt in unserer Gruppe“ (TN).

„Mit all der Unterschiedlichkeit zwischen Geflüchtete und nicht Geflüchtete, Deutsche und andere, in dieser Situation du musst deine Energie, deine Konzentration doppelt und dreifach mit dir selbst intensiv in deinem Kopf haben, viele unterschiedliche Sachen verstehen. Das ist möglich mit der Zeit, später, dass man das machen kann. Aber ich glaube, wir brauchen auch noch einige Sachen zu einer richtig guten Qualität finden, wenn wir mit anderen arbeiten. Aber wir sind auf dem Weg jetzt, wir werden diesen Punkt auch erreichen“ (TN).

„Ich hab’ gehört, es sei langweilig, alle Geflüchtete machen das gleiche. Aber ich sage: Wir führen die Aspekte zusammen. Das meine ich. Wir sind verbunden mit unserer näheren Vergangenheit, mit Flucht, aber auch Bleiben, Weitergehen“ (TNin).

„Vor der letzten Premiere war viel Stress, manche von uns, die viel Stress haben, Kopfschmerzen, machen Probleme. [...] Ich verteile gute Atmosphäre, dass wir etwas Schönes machen. [...] Möchte das Negative zum Positiven verteilen“ (TN).

„Ich fühle mich hier sehr wohl. Ich denke, beide Seiten passen zusammen, ich mit der Gruppe und die Gruppe mit mir“ (TN).

„Am besten wäre, wenn auch Deutsche kommen. Wir tun, was wir können“ (TN).

Heimat und Familie bleiben immer präsent

Die politischen, kriegerischen und zerstörerischen Zustände in Syrien fügen den Teilnehmenden weiterhin große Schmerzen zu. Eine Teilnehmerin spricht bei ihren Gedanken an Syrien vom „schwarzen Loch“:

„Wir erleben als Syrer zurzeit große Enttäuschungen. Ich habe manchmal wirklich wenig Kraft und Hoffnung. In dem Theaterstück spreche ich deshalb über ein schwarzes Loch. Damit meine ich genau diesen Schmerz, der plötzlich kommt, wenn ich an das denke, was gerade in Syrien passiert“ (TNin).

Weil die Familie zuhause sich meist nicht vorstellen kann, wie Tochter oder Sohn in Berlin zurechtkommen und warum das Theater für sie wichtig ist, konnte der im Forschungsprojekt entstandene kleine Film Eindrücke auch in die Heimat vermitteln:

„Mama kann gucken auf Video. Ich freue mich, wenn sie das sieht. Ich hab’ ihr gesagt, ich bin auf der Suche, nicht nach Gott, aber nach Energie von Gott. [...] Sie schickt mir einen Satz.“ (TNin).

Beispielhafte Zukunftswünsche

In unseren Gesprächen spielten die persönlichen Zukunftswünsche der Teilnehmenden keine sehr große Rolle. Die nächsten Schritte lagen ihnen meist näher als weit entfernte Perspektiven. Ungewissheit schwingt ebenso mit wie ihre enge Verbundenheit mit den Theatererfahrungen:

„Niemand bleibt, wer er ist. Vielleicht bin ich in einem Jahr nicht mehr da, reise. Kein großes Denken nach Morgen. O.k. Es ist das Aktuelle, die Gegenwart, das genügt“ (TNin).

„In zwei Jahren will ich gerne zu Tropical Island gehen. Aber ich hoffe, es wird das, in mir versteckt, dass ich das erreiche. Ich will Theater machen, das erreichen, was in mir drin ist. In zwei Jahren will ich noch viel besser als Schauspieler werden“ (TN).

„Ich mach mal was zwischen Theater und Architektur. Vielleicht was mit Bühnenbild. Aber am Ende? Jetzt mache ich die B2-Prüfung. Vieles ist möglich ... es ist aber auch ein falsches Signal, wenn du das fühlst“ (TNin).

„Ich will Schauspiel studieren. Da geht es um aktuelle Themen, über die man sprechen kann, über Psychologie, Politik. [...] Das kann ich nicht alles studieren, aber im Theater kann ich das alles lernen“ (TN).

„Mein Wunsch: dass ich die Stimme von den Menschen, die schon die Welt vergessen hat, dass wir die auf die Bühne bringen. Obdachlose. Das sind Menschen, sie sind da. Das müssen wir auf die Bühne bringen“ (TN).

„Zukunft? Jeder wird seinen Weg gehen, wenn er ein Ziel hat. Was wird meine neue Identität sein? Ich möchte sichtbar sein, Freunde haben, nicht umsonst auf das Handy schauen, ob mich jemand anruft. Das ist die Zukunft. Ich werde allein fliegen“ (TNin).

4 Professionelle Sicht: „Das Theater mit Geflüchteten ist komplex, anspruchsvoll und wirksam“

Nach den Innensichten der Schauspieler*innen des Theaterkollektivs gibt dieses Kapitel die professionelle Perspektive der künstlerischen Leiterin Magdalena Scharler (MS) wieder.

Hoher künstlerischer und methodischer Anspruch

Sie folgt in ihrer Theaterarbeit mit Geflüchteten weniger einem theaterpädagogischen als einem künstlerisch-ästhetischen Anspruch mit empowernder Wirkkraft für die Beteiligten:

„Zum einen geht es um ein anspruchsvolles Theater, das diverse kulturelle Perspektiven erleb- und diskutierbar macht. Zum anderen folgt es dem innovativen Prozessverständnis einer partizipativen Stückentwicklung, die nur aus der Innenwelt und den Impulsen aller Beteiligten entstehen kann“ (MS).

Die schon eingangs beschriebene Schauspielmethode nach Michael Tschechow macht dies aus ihrer Sicht möglich:

„Das Ich und die eigenen Erfahrungen werden in ihrer Einzigartigkeit und ihrem Wert erfahrbar. Durch den künstlerischen Ausdruck wird komplexes inneres Erleben über sprachliche und kulturelle Barrieren hinweg mitteilbar. Grundlage der Umsetzung ist das Training nach der Schauspielmethode von Michael Tschechow, das in psycho-physischen Übungen das Denken, Fühlen und Wollen in eine Balance bringt, von Blockaden befreit, die Konzentration stärkt und das kreative Potenzial freilegt“ (MS).

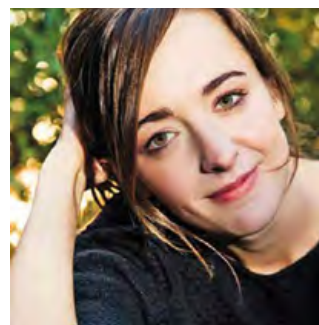


Abbildung 23: Magdalena Scharler © syn:format, Patrick Warnsganz

Das Theaterkollektiv ist ein geschützter Raum

Diese Prozesse fanden in einem geschützten Raum statt, einem Raum des Miteinanders und des Vertrauens, des freien Sich-Äußern-Könnens und gegenseitiger Unterstützung:

„Im Projekt wurde deutlich, wie sehr ein geschützter Raum, in dem man sprechen und zunehmend frei seine Meinung äußern und auch streiten kann, geschätzt und gebraucht wird“. „Die Art und Weise, mit der die Einzelnen versuchen, die aus ihrem Geflüchtetsein resultierenden Herausforderungen und Bruchpunkte zu bewältigen und zu reflektieren, war und ist natürlich sehr unterschiedlich. Dies sorgte für ebenso viel Konfliktstoff wie für Momente der Inspiration und gegenseitiger Ermutigung. Besonders unter den Frauen gab es viel Solidarität und Sensibilität im Umgang miteinander. Es entstanden Vertrauensverhältnisse, die über das Projekt hinaus bestehen“ (MS).

Selbstwirksamkeit erweitert Handlungsspielräume. Gleiche Augenhöhe?

Für Magdalena Scharler spielen die Begriffe Selbstwirksamkeit und Empowerment eine wichtige Rolle. Gleichwohl stellt sie das Bild von gleicher Augenhöhe in Frage und fasst die Wirksamkeit der Theaterarbeit mit Geflüchteten so zusammen:

„Das Projekt erweitert die Handlungsspielräume der Teilnehmer*innen, es stärkt ihr Selbstbewusstsein und ihre Sprachkenntnisse, schafft neue soziale Kontakte. Vor allem aber erfahren sie sich als wertgeschätzten und mitgestaltenden Teil dieser Gesellschaft.“

Ihr kommt es darauf an, dass die Teilnehmenden die Erfahrung von Selbstwirksamkeit machen können, dass sie daran glauben, mit ihren Fähigkeiten etwas bewirken und auch außerhalb des Theaters etwas erreichen zu können.

Das Bild von gleicher Augenhöhe dagegen drückt für sie eine reale Hierarchie zwischen den Beteiligten aus – „sonst wäre es nicht erforderlich, an dieser Haltung zu arbeiten“. Auch könnte die Rede von „gleicher Augenhöhe“ von den Teilnehmenden als herablassende Geste interpretiert werden.

Wirksamkeit über das Theater hinaus

Bereits nach dem ersten Theaterstück LETTER TO THE WORLD (2016) wurden über die eigentliche Theaterarbeit hinausreichende Möglichkeitsräume des Teilhabens bilanziert. Magdalena Scharler nennt dafür Beispiele, die sie in einem Projektbericht aus der Anfangsphase dokumentiert hat:

- Der 23-jährige M., der immer zum Film wollte, macht jetzt seit Ende April ein Praktikum als Kameraassistent beim Dreh der Serie „Babylon Berlin“, Regie: Tom Tykwer. Es hätte auch ein bezahlter Job sein können, war von Seiten der Behörden aber nicht möglich.
- Der 13-jährige M. hat sich in der Theater-AG seiner Schule angemeldet und hatte bereits Vorstellungen mit seinem neuen Stück. Außerdem hat er aufgrund seiner Teilnahme an LETTER TO THE WORLD eine Rolle in einem Film des Kinderladens Aladdin in Kreuzberg bekommen, der im Sommer im Moviemento Kino Premiere hatte.
- Der 20-jährige A. beginnt gerade auf Englisch sein Online-Studium an der Kiron University, bis seine deutschen Sprachkenntnisse ausreichen, um hier studieren zu können und um den langwierigen bürokratischen Prozess sinnvoll zu nutzen. Im Deutschkurs konnte er zwei Stufen überspringen und auf dem B1-Level starten.
- Der 21-jährige B. aus dem Irak hat ebenfalls an dem Film „Parole: Pek Tek“ des Kinderladens Aladdin mitgewirkt. Er hat nicht nur gespielt, sondern war auch Regie- und Produktionsassistent.

5 Zusammenfassende Ergebnisse und Verschränkung von Perspektiven

Teilhabe als Praxisrealität und Forschungsziel

Das Theater mit Geflüchteten *ist* teilhabewirksam ...

Die Theaterarbeit mit Geflüchteten adressiert nicht an *Betroffene* oder *vulnerable Personen*. Vielmehr sind die Beteiligten als Expertinnen und Experten ihrer Erfahrungs- und Lebenswelten die prozesshaften Mitgestalterinnen und Mitgestalter von ergebnisoffenen Gemeinschaftsproduktionen – von der Planung und Stückentwicklung bis hin zur öffentlichen Präsentation auf der Bühne.

Die Teilnehmer*innen interpretieren und performen keine vorgegebenen Themen und Texte. Sie stellen *Eigenes* vor, bringen ihre Befindlichkeiten, Erfahrungen und Sichtweisen ein, experimentieren mit ihren Visionen und Möglichkeiten und theatralisieren diese mit professioneller Unterstützung. Dieses Theater *ist* ein Theater des Teilhabens.

... und schafft Zugänge zu *sozialem Kapital*

Gewollt und ungewollt fördert dieses Theater den Aufbau von sozialem Kapital für die Beteiligten. Pierre Bourdieu (1983), James Coleman (1990) und Robert Putnam (2000) beschreiben mit diesem Begriff auf unterschiedliche Weise den Wert von sozialen Beziehungen und vertrauensvollem Handeln in Netzwerken, die für das individuelle Fortkommen hilfreich sein können.

Durch die Flucht kommt es beim Ankommen in der neuen Gesellschaft, so Narjis Chaouch und Yvonne Pajonk, zum „Zurücksetzen des Sozialkapitals auf ‚Null‘“ (2019: 22). Beziehungen und Kontakte zu Personen, Gruppen und Institutionen müssen erst neu aufgebaut werden.

Das Theaterprojekt erwies sich dafür als Möglichkeitsraum. Es bot Einblicke in andere Milieus und schuf vielfäl-

tige Zugänge zu sozialem Kapital. Es entstanden Brücken in Jobs und Arbeitswelt. Und es wurden Netzwerkknoten geknüpft, die die Menschen in ihren Lebenswelten kaum hätten knüpfen können. Allein bei der Preisverleihung des *Farbenbekennen Award 2018* konnten sie ihren Erfolg mit einflussreichen Personen aus der Bundes- und Stadtpolitik sowie der Theater- und Filmwelt teilen. Sie lernten Politiker*innen und Künstler*innen, Parteien- und Medienvertreter*innen kennen und waren für Interviews oder informelle Gespräche gefragt. Im Forschungskontext schuf der Besuch der Komischen Oper eine Brücke in die etablierte Berliner Kulturwelt.

Auch wenn viele dieser Beziehungen flüchtig geblieben sein mögen, so haben sie doch die individuellen Lern- und Erfahrungshorizonte erweitert, Selbstvertrauen und Zugehörigkeitsgefühl gestärkt.

Selbstwirksamkeit und Empowerment

Die Erweiterung der Handlungsspielräume für die Mitwirkenden kann als besondere Wirkkraft der Theaterarbeit angesehen werden. Vor allem Magdalena Scharler hat darauf hingewiesen, dass die Erfahrungen von *Selbstwirksamkeit* für die Beteiligten zentral sind.

Diese selbst haben mit anderen Worten bestätigt, dass ihnen ihre individuellen und kollektiven Selbstwirksamkeits- und Empowermenterfahrungen nicht nur im Theater, sondern auch im alltäglichen und beruflichen Leben weiterhelfen. Bei vielen ist die Überzeugung gewachsen, dass sie nun über mehr Fähigkeiten und Selbstvertrauen verfügen und dadurch schwierige Herausforderungen besser meistern können. Sie erfuhren das Theater als Lern- und Experimentierfeld und nahmen strukturelle Rahmungen bewusster und vor allem als veränderbar wahr.

Schon mit Gründung des Theaterkollektivs haben sie mit der politisch gängigen und auch in der Theaterszene häufig konstruierten Sozialfigur des defizitorientierten, traumatisierten und hilflosen Flüchtlings gebrochen, sich selbst eine Bühne geschaffen und diese über Jahre hinweg gemeinsam bespielt.

Spracherwerb und Kompetenzgewinne

In den Gesprächen betonten die Beteiligten häufig, dass sie beim Erwerb der deutschen Sprache große Fortschritte erzielten. Ihre Ängste im Umgang mit der neuen Sprache haben sie mehr und mehr verloren. Sie lernten die Bedeutung von mehrdeutigen Wörtern und umgangssprachlichen Sätzen in komplexen Zusammenhängen kennen und erlebten die Mehrsprachigkeit in der Gruppe als Normalität und kommunikative Stärke. Sprachkurse und andere Bildungsangebote könnten von den Erfahrungen der Theaterarbeit lernen.

Über die sprachlichen Kenntnisse hinaus wurden weitere *Kompetenzen* hinzugewonnen. Interessierte Teilnehmer*innen wurden in Konzeption und Antragsstellung sowie in administrative und organisatorische Produktionsabläufe einbezogen. Das schuf Transparenz für die strukturellen und finanziellen Rahmenbedingungen in projektorientierten künstlerischen Kontexten, die ihnen bis dahin fremd waren.

Persönliches ist auch politisch

Publikum und Öffentlichkeit waren und sind die Adressaten der Theaterstücke – gleichzeitig sahen die Schauspieler*innen sie als Dialogpartner*innen an. Ihre Beiträge dienten nicht allein der subjektiven Selbstdarstellung von schwierigen persönlichen Lebensereignissen, von Hoffnungen und Träumen nach der Flucht. Sie verstanden ihre Erzählungen auch als künstlerisch vermittelte politische Botschaften: Sie wollten das Publikum zum politischen Mit- und Weiterdenken anregen, zur Beschäftigung mit Syrien und anderen Herkunftsländern, zum gemeinsamen Handeln für eine bessere Zukunft, eine friedvollere und nachhaltigere Welt.

Zur Ambivalenz von Nähe und Distanz

Das kontinuierliche Ausloten von Nähe und Distanz erwies sich als erforderlich und schwierig zugleich. Viele empfanden das Theaterkollektiv nicht nur als physischen und persönlichen Schutzraum für ein gemeinsames Ziel, sondern auch als familienähnliches und verlässliches Beziehungsgeflecht. Selbst in der konfliktreichen Annähe-

rung von alten und neuen Mitgliedern schien das Familienideal im Sinne von Zugehörigkeit und Zusammenhalt mitzuschwingen.

Aus unserer Sicht hätten sich Krisen durch Beratung und Supervision vielleicht besser und schneller erkennen lassen. Aus Sicht der künstlerischen Leitung hätte dies aber auch den freien Charakter der Theaterarbeit eingeschränkt:

„Heute sehen wir in dem Potenzial des Projektes – die freie Zusammenarbeit über die gemeinsam definierten neuralgischen Themen – auch seine größte Gefahr. Die Mitarbeit eines Psychologen oder Mediators hätte die Krise vermutlich verhindert. Gleichzeitig würde die Arbeit so viel ihres freien Charakters, ihrer Authentizität und damit ihrer Anziehungskraft verlieren“ (MS).

Mehrwert für Forschung und Praxis

Partizipative Theaterarbeit und partizipatives Forschen

Wir haben das *Theater mit Geflüchteten* als ein Projekt kennen und verstehen gelernt, das durch partnerschaftliches Sammeln und Interpretieren von Daten und Phänomenen, die Durchführung von Recherchen sowie kollektiven Reflexions- und Gestaltungsprozessen eine große Nähe zur partizipativen Forschung aufweist.

Gleichwohl sind wir nicht sicher, ob das Praxisprojekt auch als „Forschung zur performativen und szenischen Sozialforschung“ (Wrentschur 2019: 85) verstanden werden sollte, wie Michael Wrentschur das *Forumtheater* als interaktive Theaterform des *Theaters der Unterdrückten* beschreibt, als „aufführungsorientierte Sozialwissenschaft“ (ebd.: 99), die unter einem Wissenschaftsdach unterzubringen wäre.

Die Perspektiven geflüchteter Menschen erweitern und vertiefen das Wissensspektrum

In den Gesprächen und Workshops, Interviews und Stückentwicklungen wurde ein Wissen generiert, das in herkömmlichen und vor allem quantitativen Forschungsprozessen nicht gewonnen werden kann. Die Innenperspektiven zum Ankommen nach der Flucht, zum Erlernen der deutschen Sprache oder zu subjektiven Erwartungen an Zugehörigkeit waren von hoher Authentizität und Anschaulichkeit geprägt. Neues Wissen wurde nicht

im Verhältnis zu operationalisierten wissenschaftlichen Hypothesen erarbeitet, sondern weitgehend nach eigener Logik der Beteiligten in einem flexiblen Zeitrhythmus.

Sprachlich-kommunikative und teilnehmend-beobachtende Methoden ermöglichten einen wissenschaftlichen Mehrwert, der mit herkömmlichen Forschungsansätzen nicht zu erreichen gewesen wäre. Allein die bildhafte sprachliche Ausdrucksstärke unserer Partner*innen hat uns davon überzeugt, dass das in Kommunikationsprozessen generierte Wissen an inhaltlicher Tiefe, Differenziertheit und Fundiertheit gewinnen und das wissenschaftliche Verstehen bereichern kann.

Allerdings fiel es uns manchmal schwer, die subjektive Prekarität und Fragilität ihrer Erfahrungswelten so zu deuten, wie sie gemeint waren. Vor allem in der Anfangsphase haben wir manche Aussagen als dramaturgische Elemente der Theaterarbeit missverstanden („Ich bin ein Nichts“, „Ich spreche über ein schwarzes Loch“).

Gemeinsame Reflexionen ermöglichen Prüf- und Lernprozesse

Die Reflexion ist „anstelle von nicht realisierbarer Objektivität eine Kerneigenschaft“ (Becker et al. 2021: 193) partizipativen Forschens. Sie prägte auch das Zusammenwirken von Praxis- und Forschungsprojekt. Dabei standen kontinuierliche Reflexionen zu Aussagen und Prozessen wie die Überprüfung eingeübter Selbstverständlichkeiten oder die Beziehungen zwischen den Beteiligten im Blickfeld.

Bei unserer Schlussauswertung hob die Co-Forscherin hervor, dass die gemeinsamen Reflexionen als Gütekriterium unserer partnerschaftlichen Zusammenarbeit gesehen werden können. Manch kritisches Feedback, vor allem hinsichtlich unserer Vernachlässigung der Genderperspektive, ließen sich nicht mehr korrigieren und mussten unsererseits als Lerneffekt verbucht werden.

Das Forschungsprojekt ermöglichte vielfältige Lernanlässe und Lernerfahrungen – zum Verhältnis von Theater und Forschung, zu den Erfahrungswelten der Beteiligten, über kooperative und partizipative Prozesse im künstlerisch-kulturellen Milieu. Der in Verbundforschung und Theaterpraxis beteiligte Co-Forscher betonte die Lernprozesse im Forschungsprojekt und fasste sie in einem Satz zusammen: „PERSPEKTIVWECHSEL kann Horizont erweitern.“

Einschränkungen und Hemmnisse

Pandemiebedingte Schranken

Der Kommunikations- und Dialogcharakter partizipativer Forschung hat ein tieferes Verständnis zum Ankommen nach der Flucht ermöglicht. Neben Rückfragen zu sensiblen Themen haben gemeinsame Deutungen und Interpretationen dazu beigetragen. Gleichwohl war ein Grundsatz partizipativer Forschung – dass sie die „Kontrolle an diejenigen, über oder eben *mit* denen sie forschen will, [übergibt]“ (Flick & Herold 2021: 11), nur teilweise einlösbar: Die Beschäftigung mit dieser Projekt-Dokumentation und Gespräche darüber blieben auf wenige Co-Forschende beschränkt.

Förderbedingungen geben ein enges Korsett vor

Abschließend sei hervorgehoben, dass sich das Spannungsfeld von Prozessphasen, Ergebnisqualitäten und Förderzielen als riskant erwies. Dies gilt in ähnlicher Weise für alle Praxisprojekte. Denn Förderprogramme sind auf Innovation und nicht auf Kontinuität oder längerfristige Prozesse angelegt, erfordern neue inhaltliche und methodische Ideen oder relativieren personelle Konstellationen im Abgleich mit Außensichten.

Auch wenn Förderer grundsätzlich Verständnis für dieses Spannungsverhältnis zeigen mögen, so haben die enge zeitliche Taktung und die eingeforderten Innovationsversprechen das Theaterprojekt auch überfordert. Die Erweiterung der gewachsenen Gruppe um neue Teilnehmer*innen wirkte stressfördernd und erforderte ein hohes Maß an professioneller Sensibilität und zeitlicher Zuwendung.

„Innovatitis“ und „Projektitis“ erschweren Kontinuität und Nachhaltigkeit

Wie andere Partnerprojekte haben wir den Verein syn:format bei seiner Suche nach erfolgreichen Anschlussförderungen unterstützt. Doch für eine nachhaltige Ergebnissicherung oder gar Weiterentwicklung guter Praxis in Richtung inklusiver Teilhabeförderung wären deutlich andere Finanzierungsstrukturen erforderlich: mit längeren Laufzeiten, der Ermöglichung von Stabilisierungs- und nicht nur von Innovationsprozessen sowie zur infrastrukturellen Absicherung von Trägern (z. B. Raummieten, Öffentlichkeitsarbeit, Personalkosten für Management, Digitalisierung etc.).



Abbildung 24: Flyer zur Abstimmung #Farben bekennen Award 2018 © syn:format, Emilia Schüle

Vor allem wären strategische und perspektivische Umorientierungen in den Verwaltungsressorts und Regelbetrieben erforderlich, die sich der Normalität des Themas Flucht und Migration ressortübergreifend und sozialräumlich stellen.

Mark Terkessidis (2017: 38 ff.) schlägt für die postmigrantische Gesellschaft anstelle von unüberschaubaren Sonderprogrammen und Sonderleistungen für einzelne Gruppen so genannte *Vielheitspläne* vor, „die sich an den unterschiedlichen Voraussetzungen Hintergründen und Referenzrahmen aller Individuen orientieren“ (ebd.: 9). Auch wenn eine solche Umorientierung kaum absehbar ist – der Abschied von „Innovatitis“ und „Projektitis“ sowie eine längerfristige Einbindung und Übertragung von erfolgreichen Projekten in sozialräumliche Strategien und Kooperationen sollte nicht länger Zukunftsmusik bleiben.

LITERATURVERZEICHNIS

Arendt, H. (2016 [1943]): Wir Flüchtlinge. Mit einem Essay von Thomas Meyer. 10. Auflage Ditzingen.

Becker, A., Becker, C., Costagli, S., Herget, J. & Wehrle, F. (2021): Dynamiken der Nähe und Distanz in der partizipativen Forschung – Partizipation trotz instrumenteller Nähe? In: Flick, S. & Herold, A. (Hrsg.): Zur Kritik der partizipativen Forschung. Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie. Weinheim, Basel: 185-204.

Bergold, J. (2013): Partizipative Forschung und Forschungsstrategien. eNewsletter Wegweiser Bürgergesellschaft 08/2013. https://www.buergergesellschaft.de/fileadmin/pdf/gastbeitrag_bergold_130510.pdf. Letzter Zugriff: 15.11.2022.

Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt. Göttingen: 183-198.

Chaouch, N. & Pajonk, Y. (2019): Die Rolle von Sozialkapital im Integrationsprozess von Menschen mit Fluchterfahrung. Vortrag beim Workshop „Integration von Flüchtlingen in NRW“ am 23.01.2019, Ruhr-Universität Bochum. https://www.sowi.ruhr-uni-bochum.de/mam/content/sozomm/rolle_von_sozialkapital_im_integrationsprozess.pdf. Letzter Zugriff: 15.06.2023.

Coleman, J. (1990): Foundations of Social Theory. Cambridge.

Flick, S. & Herold, A. (2021): Zur Kritik der partizipativen Forschung. Eine Einleitung. In: dies. (Hrsg.): Zur Kritik der partizipativen Forschung. Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie. Weinheim Basel: 7-16.

Gordon, M. (2022 [1985]): Einleitung. In: Tschechow, M.: Lektionen für den professionellen Schauspieler. Berlin: 13-32. <https://www.alexander-verlag.com/images/verlag/medien/511-9783895815867-lp.pdf>

Halpern, N. (2012): Michael Tschechow. Eine Schauspielermethode für die Theaterpädagogische Praxis. https://www.theaterwerkstatt-heidelberg.de/wp-content/uploads/2016/09/TP12-2_Nina_Halpern_Abschlussarbeit.Pdf. Letzter Zugriff: 15.06.2023.

Putnam, R. D. (2000): Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community. New York.

Terkessidis, M. (2017): Nach der Flucht. Neue Ideen für die Einwanderungsgesellschaft. Ditzingen.

Trojanow, I. (2017): Nach der Flucht. Frankfurt am Main. 2. Auflage.

Tschechow, M. (1990): Die Kunst des Schauspielers. Moskauer Ausgabe. Stuttgart:125. https://anthrowiki.at/Michael_Tschechow. Letzter Zugriff: 15.06.2023.

Wrentschur, M. (2019): Forumtheater als Werkzeug szenisch-partizipativer Forschung in der Sozialen Arbeit. Verfahrensweisen, Projektbeispiele und methodische Reflexionen. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Sonderheft 21, Innsbruck: 83-102.

Hinweise zum Weiterlesen

Heineke, J. (2019): Sorge um das Offene. Verhandlungen von Vielfalt im und durch Theater. Berlin.

Kup, J. (2019): Das Theater der Teilhabe: Zum Diskurs um Partizipation in der zeitgenössischen Theaterpädagogik. Berlin, Milow, Strassburg.

Ziems, T. & Schnur, O. (2019): Auf Augenhöhe. Basics partizipativer Forschung. Literatur-Review und eine Verortung des vhw. In: vhw werkSTADT, Nummer 33, November 2019. https://www.vhw.de/fileadmin/user_upload/08_publicationen/werkSTADT/PDF/vhw_WerkSTADT_Partizipative_Forschung_Nr_33_2019.pdf. Letzter Zugriff: 15.06.2023.

2

Kiezpatenschaften für Flüchtlingskinder. Berlin



© WIR GESTALTEN e.V., Anna-Julie und Paula-Lucia Rosenheimer

Träger des Praxisprojekts Kiezpatenschaften

WIR GESTALTEN e.V.
Müllerstraße 14a
13353 Berlin

Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL, Projektbericht

Ulrike Milstrey, Forschungsverbund

Kooperationspartnerschaften

Dr. Kerstin Falk, WIR GESTALTEN e.V.
Anja Pietsch, Socialvisions e.V.

1 Ankommen nach der Flucht – Patenschaften als Brücken in die Gesellschaft

Ankommen erfordert Resilienz

Nach einer Flucht in Deutschland anzukommen, ist für Kinder und Jugendliche mit großen Herausforderungen und Neuorientierung verbunden: Das Erlernen der deutschen Sprache, der Umgang mit Verständigungsschwierigkeiten, das Knüpfen von neuen Kontakten, die Neuorientierung in Schul- und Ausbildungssystem, die Gewöhnung an veränderte Regeln und Gepflogenheiten in Alltag und im gesellschaftlichen Zusammenleben sowie die Suche nach persönlichen Entwicklungsperspektiven führen zu einem großen Anpassungsdruck auf vielen Ebenen, zu Veränderungen der Selbstwahrnehmung und der eigenen Rolle in der Familie, zu Verunsicherungen und manchmal gar Orientierungslosigkeit.

Hinzu kommen Unsicherheiten in Bezug auf die eigene Lebenssituation. Das Ankommen findet meist unter schwierigen Rahmenbedingungen statt: Ein ungeklärter Aufenthaltsstatus, beengte Wohnsituationen, die Belastung der Eltern durch die Herausforderungen des Ankommens, aber auch eigene Diskriminierungserfahrungen fordern den Kindern und Jugendlichen viel ab. Zugleich bedeutet Ankommen aber auch die Hoffnung auf eine sichere Zukunft mit privaten und beruflichen Perspektiven.

Individuelle und strukturelle Voraussetzungen beeinflussen Teilhabechancen

Kinder und Jugendliche mit Fluchterfahrung sind eine sehr heterogene Gruppe. Sie unterscheiden sich im Hinblick auf die Fluchtgeschichten, Erfahrungen in Herkunftsländern, auch ihre sozialen und familiären Hintergründe und aktuellen Lebenssituationen sind vielfältig. Gleiches gilt für ihre Interessen, Erwartungen und Zukunftswünsche, ihre Bildungserfahrungen, sozialen Prägungen und die Unterstützungsstrukturen in Familie und Gesellschaft.

Diese unterschiedlichen Voraussetzungen und Möglichkeiten haben großen Einfluss auf ihre individuellen Entwicklungsmöglichkeiten und Teilhabechancen.

Gleichzeitig sind ihre Zugänge zur gesellschaftlichen Teilhabe strukturell eingeschränkt: Wege in die Schule und zum Spracherwerb führen zunächst durch enge institutionelle und rechtliche Rahmensetzungen, hier bleibt häufig wenig Spielraum für Individualität und die Förderung spezifischer Fähigkeiten. Zugleich sind ihnen (und ihren Familien) die Zugänge und mögliche (Aus-)bildungswege oft nicht bekannt.

Patenschaften als Brücken in die Gesellschaft

Die individuelle Unterstützung und Beratung durch externe Organisationen, Vereine oder Initiativen sind deshalb von hohem Wert für die Teilhabeförderung – sie bauen Brücken in den sozialen Nahraum, den Stadtteil und darüber hinaus.

Einen besonderen Beitrag können Mentoring- oder Patenschaftsprojekte leisten. Ihnen kommt „eine besondere Bedeutung in der niedrigschwelligen Integrationsbegleitung und -förderung von Zugewanderten zu, insbesondere wenn es um die Wahrnehmung von Bildungs- und Teilhabechancen geht“ (Gesemann et al. 2020a: 1). Sie orientieren sich an den individuell unterschiedlichen Bedarfen der Mentees und vermitteln Unterstützung, zumeist im Eins-zu-Eins-Prinzip.

In der Forschung werden Patenschaften Wirkungen auf verschiedenen Ebenen zugesprochen: Auf der kognitiv-kulturellen Ebene (Denken), der sozial-strukturellen Ebene (Handeln) sowie der seelisch-emotionalen Ebene (Fühlen).



Abbildung 25: Patendandems bei der Bildauswahl und -interpretation © WIR GESTALTEN e. V., Ulrike Miltrey

Die ersten beiden Ebenen beziehen sich vor allem auf die Bereiche Integration (Sozialkontakte, Spracherwerb, Schulerfolg), Toleranzentwicklung (Wertschätzung kulturelle Vielfalt) und die Persönlichkeitsentwicklung (Erweiterung von Selbstvertrauen und Erfahrungshorizonten) (vgl. Han-Broich 2012) und werden in Wirkungsanalysen von Patenschafts- oder Mentoringprogrammen häufig beschrieben (vgl. DESI-IfS 2020; Schulz & Sauerborn 2019). Die dritte Ebene betont insbesondere den „entscheidenden, seelisch-emotional vorbereitenden ersten Schritt zur kognitiv-kulturellen und sozial-strukturellen Integration“ (Han-Broich 2015), wozu ehrenamtliche Patenschaften beitragen können.

Differenzierte Einblicke in Lebenswelten

Aber was heißt das konkret? Wie werden Patenschaften im Alltag gelebt, wie zeigen sich diese Wirkungen individuell? Forschung und Evaluationen geben bislang kaum Antworten auf diese Fragen, basieren sie doch häufig auf fragebogengestützten Erhebungen, die keine differenzierten Einblicke zulassen.

Im Verbundprojekt PERSPEKTIVWECHSEL haben wir deshalb gemeinsam mit den Patenschaften des Vereins WIR GESTALTEN e. V. zu den Ankommens- und Alltagserfahrungen von geflüchteten Kindern und Jugendlichen in Berlin

geforscht und untersucht, inwiefern die Patenschaften das Ankommen in Nachbarschaft und Kiez erleichtern. Dazu wurden Aspekte des wechselseitigen interkulturellen Lernens und der unterstützenden sowie motivierenden Funktion von Patenschaften in den Blick genommen.

Unterbrochen wurde unsere Zusammenarbeit durch die Corona-Pandemie im Frühjahr 2020. In der ersten Phase waren generell viele Patenschaften durch Kontaktbeschränkungen stark betroffen (vgl. Gesemann et al. 2020b: 3 ff.). Gleichzeitig haben sich Patenschaften aber auch als stabilisierender Faktor in der Krise herausgestellt, insbesondere dann, wenn sie schon über eine längere Zeit gefestigt waren (vgl. ebd. sowie Beer et al. 2020: 7). Die Patenschaften des Vereins sind größtenteils gut durch die erste Phase der Pandemie gekommen. Und trotz widriger Rahmenbedingungen ist es gelungen, die gemeinsame Arbeit mit einer Ausstellung zu einem schönen und sichtbaren Abschluss zu bringen.

Im Folgenden werden die Akteurskonstellationen, der gemeinsame Forschungsprozess sowie die Ergebnisse der partizipativen Zusammenarbeit ausführlich beschrieben.

2 Das Projekt: Kiezpatenschaften für Flüchtlingskinder

Der Verein

Der sozial-diakonische Verein WIR GESTALTEN e. V. wurde im Frühjahr 2006 gegründet, um die Stadtteilarbeit der Baptistenkirche-Wedding institutionell und personell zu unterstützen. Während sich zunächst vor allem Gemeindeglieder in der Nachhilfe für Kinder und Jugendliche aus dem Kiez engagierten, konnten mit der Vereinsgründung auch Mitarbeiter*innen und Ehrenamtliche aus der Nachbarschaft gewonnen werden. Unter dem Motto des Religionsphilosophen Martin Buber „Der einzige Weg zum Lernen ist die Begegnung“ (Buber, zit. nach Wir gestalten e. V.) sind seither verschiedene Projekte im Bereich der Kinder-, Jugend- und Familienarbeit umgesetzt worden.

Das Projekt „Kiezpatenschaften für Flüchtlingskinder“

Der Verein engagiert sich seit 2015 verstärkt in der Flüchtlingsarbeit. Von Februar 2016 bis Dezember 2020 förderte die Aktion Mensch mit dem Projekt „Kiezpatenschaften für Flüchtlingskinder“ die Patenschaftsvermittlung zwischen Berliner*innen und geflüchteten Kindern und Jugendlichen bis zum Alter von 27 Jahren. Im Rahmen des Projektes werden zudem Ehrenamtliche mit und ohne Migrationshintergrund qualifiziert, darunter auch einige der langjährigen libanesisch-palästinensischen Kiezcafébesucherinnen, als Begleiterinnen und Sprachmittlerinnen.

Projektziele

Die Kinder und Jugendlichen werden durch ehrenamtlich Engagierte dabei unterstützt, am sozialen Leben im Kiez teilzuhaben. Mittels Patenschaften werden Begegnungsmöglichkeiten zwischen Menschen unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher Herkunft und mit unterschiedlichen Lebensentwürfen geschaffen.

Das Praxis-Projekt im Überblick

Träger: WIR GESTALTEN e. V.

Start: 01.02.2016

Ende: 31.12.2020

Förderung

- Aktion Mensch
- Programm „1zu1 für Flüchtlingskinder“ der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie

Künftige Förderung

- Programm „1zu1 für Flüchtlingskinder“ der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie

Zielsetzungen sind die Erhöhung der Teilhabechancen und Selbstwirksamkeit von Kindern und deren Eltern mit Fluchthintergrund sowie die Schaffung motivierender Rahmenbedingungen für ehrenamtliches Engagement. Es geht darum, geflüchtete Kinder und Jugendliche „durch Patenschaften in ihrer persönlichen Entwicklung zu unterstützen, daran zu arbeiten, dass jemand resilient und selbstbewusst ist, sich selbst Unterstützung suchen kann“ (Projektleiterin).

Umsetzung der Patenschaften

Nachdem das Kind bzw. der/die Jugendliche mit dem/der Ehrenamtlichen durch den Verein WIR GESTALTEN e. V. miteinander bekannt gemacht wurde, treffen sich die Tandems ca. einmal wöchentlich und gestalten gemeinsam ihre Freizeit. Für beide Seiten geht es darum, der/dem jeweiligen Tandempartner*in Einblicke in die eigenen lebensweltlichen Erfahrungen und kulturellen Besonder-

heiten zu ermöglichen, gemeinsam neue Erfahrungen im Sozialraum zu teilen und darüber eigene Perspektiven und Standpunkte zu verschieben.

In der Praxis heißt dies, dass sie miteinander ihre Nachbarschaften in Berlin erkunden und durch gemeinsame Freizeitaktivitäten neue Interessen und Fähigkeiten an sich selbst und am anderen entdecken. Teilweise unterstützen die Pat*innen auch bei kleineren Alltagsproblemen, schulischen oder familiären Herausforderungen. Damit das Kennenlernen leichter fällt und Probleme in der Familie oder Patenschaft aufgefangen werden können, werden die Patenschaften eng vom Verein WIR GESTALTEN e.V. durch Schulungen und direkte Ansprache begleitet.

Das Patenschaftsprojekt wird stark nachgefragt, sowohl von geflüchteten Familien als auch von Ehrenamtlichen. Die Vermittlung und Begleitung von Patenschaften durch den Verein beinhalten:

- das Führen von Einzel- und Kennenlernetgesprächen, Beratung während der Patenschaft, Abschlussgespräche;
- begleitende Workshops: obligatorisch zum Einstieg in eine Patenschaft und als ergänzende Angebote
- die Organisation gemeinsamer Feste und Ausflüge für die Patentandems.

Das Projekt ist Mitglied im Berliner Netzwerk für Kinderpatenschaften e.V. (KIPA), das mit verbindlichen Qualitätsstandards arbeitet. Das Netzwerk kooperiert bei der Beantragung von Fördermitteln, stimmt sich ab in Fragen der Zusammenarbeit und Interessenvertretung gegenüber der Berliner Verwaltung und organisiert die Vernetzung und den Austausch der Mitgliedsprojekte untereinander.

Was wurde mit dem Patenschaftsprojekt erreicht?

Im Förderzeitraum durch die Aktion Mensch (02.2016-01.2021) konnten 130 Patenschaften vermittelt und begleitet werden. Einige Patenschaften sind in Freundschaften übergegangen und haben auch Auslandssemester oder andere veränderte Lebenssituationen der Ehrenamtlichen überstanden. Von den seit 2018 vermittelten Patenschaften bestehen noch elf fort, aus dem Jahr 2019 noch 22. Nicht nur die Patenkinder und -jugendlichen haben von der Beziehung profitiert, was sich an ihrer Offenheit, ihrem größeren Ideenreichtum zur Freizeitgestaltung, verbesserten Sprachkenntnissen und gesteigerter Teilhabe am öffentlichen Leben zeigt. Auch die Ehrenamtlichen haben Einblicke in andere Lebensverhältnisse bekommen,



Abbildung 26: Beim Kennenlernen des Stadtteils © WIR GESTALTEN e.V.



Abbildung 27: Besuch einer Patin mit Patenkind im Zoologischen Garten © WIR GESTALTEN e.V.

ihre Vorstellungen vom Leben der Geflüchteten revidiert, einige Unterschiede aushalten oder akzeptieren gelernt, andere dankend angenommen.

Wie geht es weiter?

Die Förderung der Patenschaftsvermittlung durch die Aktion Mensch endet im Januar 2021. Da Projektförderung bedeutet, entweder neue Zielgruppen erschließen oder den Schwerpunkt auf neue Inhalte setzen zu müssen, wird es keine weitere Anschlussförderung für das Patenschaftsprojekt geben. Im Jahr 2021 können nur noch 15 weitere Patenschaften über das Landesprogramm Flüchtlingspatenschaften der Berliner Senatsverwaltung neu vermittelt und zusammen mit den bestehenden aus den beiden vorherigen Jahren begleitet werden. Eine Finanzierung des Patenschaftsprogramms über das Jahr 2021 hinaus ist noch nicht gesichert.

3 Kooperativ und partizipativ forschen mit WIR GESTALTEN e.V.

Kooperationsinteresse des Vereins

Die Zusammenarbeit im Verbundprojekt Perspektivwechsel wurde vom Verein WIR GESTALTEN e.V. mit verschiedenen Erwartungen verknüpft: Möglichkeiten zur Reflexion der eigenen Arbeit, Stärkung der Beziehungsqualitäten der Patenschaften, Eruiierung zusätzlicher Unterstützungsbedarfe für Kinder und Jugendliche mit Fluchterfahrung als auch für Ehrenamtliche sowie die Evaluierung und Weiterentwicklung des Patenschaftsprojektes, auch im Hinblick auf die Sicherung der Finanzierung von Folgeprojekten ab 2021.

Zum Projektbeginn stellten die Projektleiterinnen folgende Fragen: Was bedeutet Teilhabe ganz praktisch im Projekt, inwieweit tragen Patenschaften ganz konkret zu mehr Teilhabe bei? Was stärkt Beziehungsqualitäten der Patenschaften? Gibt es zusätzliche Unterstützungsbedarfe für Kinder und Jugendliche mit Fluchterfahrung sowie für Ehrenamtliche?

Die Idee

Nach zwei Auftaktgesprächen, Besuchen beim Kiezcafé sowie Teilnahme an mehreren Workshops des Vereins hat WIR GESTALTEN e.V. erste Kontakte zwischen den Mitarbeiter*innen des PERSPEKTIVWECHSELS mit Patentandems vermittelt. Parallel wurde gemeinsam mit dem Verein die konkrete Projektidee entwickelt: die Durchführung eines partizipativen Fotoprojektes (Photovoice) mit Flüchtlingspatenschaften. Im Rahmen des Projektes sollte gemeinsam dazu geforscht werden, was den Kindern und

Jugendlichen das Ankommen in Berlin bzw. Deutschland, gesellschaftliche Teilhabe und persönliche Weiterentwicklung erleichtert oder erschwert.

Fragen und Umsetzungsprozess

Die Kinder und Jugendlichen sowie ihre Patinnen erarbeiteten gemeinsam mit der Verbundforscherin konkrete Schwerpunktthemen aus ihrer Alltagswelt und fotografierten zu diesen. Anhand der Fotos beschrieben sie individuelle Ankommens- und Alltagserfahrungen in Berlin: in ihrer Nachbarschaft, ihrer Schule und mit ihren Pat*innen. Sie gaben Einblicke in die Fragen, die sie beschäftigen, in ihre Ideen und Wünsche für die Zukunft, in die Rolle, die dabei die Patenschaften spielen (siehe Kap. 4).

Die Co-Forscher*innen

Aktiv beteiligt haben sich sieben Patentandems, die durch den Verein WIR GESTALTEN e.V. in Berlin-Wedding begleitet werden. Die Kinder und Jugendlichen (6–20 Jahre) sind vor allem syrischer und syrisch-palästinensischer Herkunft und haben unterschiedliche soziale und kulturelle Hintergründe und Fluchtbiografien.

Die Workshops und die Ausstellung wurden in Kooperation mit dem Berliner Verein Social Visions e.V. – Photography for social change umgesetzt.

Ergebnisse der Zusammenarbeit

Projektleiter*innen, Patinnen, Mentees und Forscherinnen haben im Projektverlauf gemeinsam Wissen und Erfahrungen gesammelt im Hinblick auf

- Qualität und Funktion der Patenschaftsbeziehungen,
- Prozesse des Ankommens und der Integration in Schule und Nachbarschaft,
- Empowerment durch partizipatives Forschen und innovative Methoden.



Abbildung 28: Patentandem beim Rollentausch © WIR GESTALTEN e. V., Franziska Seise

Auf Basis der Ergebnisse wurde kooperativ eine öffentliche Ausstellung erarbeitet (siehe Kap. 6).

Zeitraum

Zwischen Oktober 2019 und Februar 2020 wurden insgesamt sieben Workshops durchgeführt. Anschließend erfolgte kooperativ die Erarbeitung einer Instagram-Seite (https://www.instagram.com/einblick_patenschaften/; online seit Juni 2020) und einer Ausstellung. Die Ausstellung wurde am 30. September 2020 in der Schillerbibliothek Wedding mit einer öffentlichen Vernissage eröffnet und war dort sechs Wochen zu besichtigen (bis 9. November 2020).

4 Analyse des Forschungsprozesses

4.1 Analytische Grundlagen

Die folgende Analyse des Forschungsprozesses orientiert sich am Forschungsprozessmodell nach von Köppen et al. 2020 (Abb. 4), das einen analytischen Rahmen bietet, um die Abläufe, Erfordernisse und Herausforderungen des partizipativen Forschens in einem Zyklus zu reflektieren. Von Köppen et al. haben in ihrer Übersicht die wesentlichen Elemente und Prozesse eines partizipativen Forschungsprojektes zusammengefasst.

Zunächst wird ausführlich dargestellt, wie es gelungen ist, im Projekt mit den Patenschaften einen sicheren Raum zum gemeinsamen Forschen zu schaffen: der Zugang zum Feld (siehe 4.3), die Entwicklung eines gemeinsamen Problemverständnisses (siehe 4.4), Methoden der Datenerhebung (siehe 4.5) und Vorgehen bei der Datenauswertung (siehe 4.6). Inhaltliche Ergebnisse werden ausführlich in den Kapiteln 6 und 7 dargestellt. Der Reflexion des Forschungsprozesses als wesentlicher Metaebene partizipativen Forschens ist das abschließende Kapitel 8 gewidmet.

4.2 Partizipatives Forschen braucht einen sicheren Raum

Der sichere Raum wird als Kern bzw. Grundvoraussetzung für das partizipative Forschen beschrieben. Das gemeinsame Arbeiten braucht ein hohes Maß an Offenheit und Vertrauen, um gemeinsam Entscheidungen zu treffen, Bedürfnisse und eigene Anliegen formulieren zu können, aber auch um Konflikte und Machtfragen zu verhandeln. Dieser geschützte Raum muss im Prozessverlauf immer wieder hergestellt und gefestigt werden. Dazu gehören mehrere Aspekte.

Schaffen von vertrauensvollen Beziehungen

Der Aufbau einer von Vertrauen und gegenseitiger Offenheit geprägten Beziehung erwies sich im Patenschaftsprojekt als kontinuierliche Aufgabe.

Ein wesentlicher Aspekt war dabei, grundsätzlich viel Zeit für informelle Gespräche am Rande der Gruppentreffen einzuplanen – das bot den Raum, um aktuelle Themen und Erlebnisse zu besprechen, intensiveres Kennenlernen zu ermöglichen, Vertrauen zueinander zu stärken und zu erneuern.

Über den gesamten Forschungsprozess blieb die enge Einbindung der Patinnen und Projektleiterinnen als wichtige Vertrauenspersonen der Kinder und Jugendlichen ein zentraler Aspekt. Die Patinnen ermöglichten durch ihre aktive Begleitung und Mitarbeit das vertrauensvolle Miteinander der Gruppe – motivierten und unterstützten die Kinder und Jugendlichen bei der Umsetzung der Arbeitsschritte, ermunterten während der Gesprächsrunden dazu, das Wort zu ergreifen und die eigene Perspektive einzubringen. Nicht zuletzt sorgten sie auch für das Einhalten der Verabredungen und waren Brücken in die Familien hinein, um Fragen der Projektteilnahme und Persönlichkeitsrechte bzw. des Datenschutzes zu klären.

Hilfreich für eine vertrauensvolle Atmosphäre war auch die Möglichkeit, die vertrauten Räumlichkeiten des Vereins zu nutzen. Bei jedem Treffen sorgte die Verbundforscherin mit Snacks und Getränken für eine einladende Willkommensatmosphäre. Beim ersten Zusammentreffen als Gruppe wurde ein Großteil der Zeit fürs spielerische Kennenlernen eingeplant.

Als vorteilhaft für das Führen offener Gespräche erwies sich die zwischenzeitliche Teilung der Gruppe in Kinder

METAEBENE R

Reflexion des Prozesses

- Institutionellen Kontext berücksichtigen
- Empowerment- und Transformationsprozess reflektieren
- Impact evaluieren
- Konsequenzen für die Praxis ableiten

KERN S

Herstellung eines sicheren Raumes

- Vertrauen herstellen und Beziehungen aufbauen
- Bedürfnisse wahrnehmen, anerkennen und berücksichtigen
- gemeinsame Sprache finden
- Rollen und Rollenverhältnisse reflektieren
- Interessen aushandeln
- Perspektivenveränderung trainieren

ELEMENT Z

Zugang zur vulnerablen Gruppe

- Schutzbedürftigkeit reflektieren
- Gatekeeper finden
- Attraktive Projektidee finden und vorstellen
- Projektziele an Zugangsmöglichkeiten anpassen und vorbereiten

ELEMENT D

Darstellung der Ergebnisse

- Lebensweltliche und akademische Publikationsstrategien entwickeln
- Geeignete Formate finden

ELEMENT P

Entwicklung des Problemverständnisses

- Eine Routinehandlung unterbrechen
- Sich für ein Forschungsprojekt entscheiden
- Fragen stellen und gemeinsamen Konsens über die Forschungsfrage(n) finden

ELEMENT E

Erhebung von Daten

- Geeignete Methode für die Fragestellung finden
- Methode an Bedürfnisse und Kompetenzen der Forschungsgruppe anpassen
- Methoden trainieren
- Daten sammeln

ELEMENT A

Auswertung von Daten

- Daten aufbereiten
- Daten interpretieren
- Interpretationen diskutieren

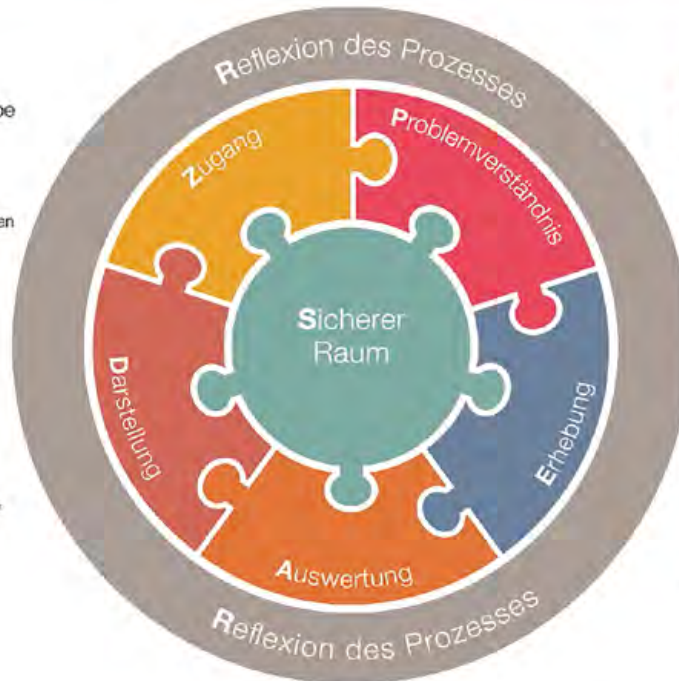


Abbildung 29: Prozessmodell partizipativen Forschens nach von Köppen et al. 2020 (© ebd.: 30)

und Jugendliche. Dadurch war ein intensiverer (und ungestörter) Austausch in kleineren Gruppen möglich. Dies erleichterte auch das Formulieren von individuellen Bedürfnissen.

Interessen miteinander aushandeln

Vertrauensbildend wirkte, dass wechselseitige Interessen immer wieder verhandelt wurden. Dazu gehörten insbesondere Fragen der Anonymitätswahrung und damit verbundene Ängste und Sorgen. Für die Kinder und Jugendlichen war es besonders bei der Veröffentlichung von Fotos auf einer gemeinsamen Instagram-Seite relevant, dass ihre Persönlichkeitsrechte berücksichtigt werden („Ich möchte nicht mein Gesicht zeigen“, „Ich möchte nicht, dass mein Name genannt wird“, „Die Leute in meiner Schule lachen über mich, wenn sie das sehen.“). Dies

wurde im Verlauf des Workshops wiederholt besprochen, mögliche Vorgehensweisen diskutiert.

Die Auswahl der Fotos für Ausstellung und Instagram erfolgte unter Berücksichtigung dieser Bedenken in einem mehrstufigen Prozess, um Persönlichkeitsrechte sicherzustellen. Manchmal wurden zuvor erteilte Freigaben für Bilder im Prozessverlauf auch zurückgezogen.

Hier zeigte sich ein Vorteil der Photovoice-Methode in der Arbeit mit besonders vulnerablen Gruppen: Die Kinder und Jugendlichen behielten die Hoheit über ihre Bilder; Informationen waren nur soweit zugänglich, wie die Urheber*innen es jeweils zulassen wollten. Sie wählten zunächst gemeinsam mit den Patinnen aus, welche Fotos überhaupt der Gruppe gezeigt werden und entschieden selbst, was sie dazu in der Gruppe preisgeben wollten.

Motivierend war, dass die Co-Forscher*innen gemeinsam über ihre thematischen Fokusse beim Fotografieren entscheiden konnten. Die eigenen Interessen und Fragestellungen standen jeweils im Mittelpunkt. Inhaltliche Schwerpunkte wurden entsprechend auf die Themen Schule, Spracherwerb und die Patenschaftsbeziehung gelegt. Wichtig war daher, bei Workshopplanung und -durchführung offen und flexibel zu bleiben für Veränderungen im Ablauf.

In der gewählten Projektkonstellation spielten jedoch nicht nur die Interessen der Kinder und Jugendlichen eine Rolle. Auch die Patinnen und eine Projektleiterin agierten als Co-Forscherinnen. Der Projektablauf wurde deshalb iterativ und gemeinsam von Projektleiterin, einer Patin, einer Verbundforscherin und der Photovoice-Expertin geplant. So entstand der Orientierungsrahmen für die Projektziele. Dieser wurde im Projektverlauf angepasst anhand der gemeinsamen Erfahrungsschritte mit dem partizipativen Forschen.

Nicht zuletzt war es entscheidend für den Projekterfolg, die zeitlich eingeschränkten Möglichkeiten der ehrenamtlichen Patinnen bei den Planungen zu berücksichtigen. Termine wurden deshalb gemeinsam geplant, um allen die kontinuierliche Teilnahme und das „Dabeibleiben“ am Projekt zu ermöglichen. Teilweise wurden Termine auch doppelt angeboten, um allen Patentandems gerecht zu werden. In dieser Hinsicht erfordert partizipatives Forschen ein außerordentlich umfangreiches Zeitbudget, das den Förderrahmen qualitativer Forschungsprojekte häufig sprengt.

Wahrnehmung und Anerkennung der Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen mit Fluchtbioografie

Um sicherzustellen, dass die Bedürfnisse der Mentees im Projekt umfassend berücksichtigt werden, führten die Projektleiterinnen und einzelne Patinnen nach jedem Gruppentermin sowie zwischen den Treffen Auswertungs- und Reflexionsgespräche. Dies beinhaltete auch die Auseinandersetzung mit Fragen der interkulturellen Kommunikation und die Reflexion des eigenen Kommunikationsverhaltens.

Die Kinder und Jugendlichen formulierten ihre eigenen Bedürfnisse immer wieder. Die Zusammenarbeit richteten sie dabei sowohl inhaltlich als auch methodisch entsprechend aus. Sie entschieden mit ihren Patinnen, was, wo und wann sie fotografierten, welche Fotos gezeigt und was in den Begleittexten zur Ausstellung berichtet wird.

Besonders relevant war der Aspekt, dass die Kinder und Jugendlichen Kritik am Label „Geflüchtete“ formulierten. Wenngleich fluchtbezogene Aspekte, wie bspw. das Lernen in Willkommensklassen oder Ausgrenzungserfahrungen aufgrund der Herkunft immer wieder thematisiert werden, wollten sie nicht auf ihre Fluchtgeschichte reduziert werden. Entsprechend wurde dieser Aspekt in der Ausstellungserarbeitung nur sehr zurückhaltend betont.

Gemeinsame Sprache

Partizipative Zusammenarbeit bedarf einer gemeinsamen Sprache, um verstehen zu können – aber auch, um verstanden zu werden. Unterschiedliche Sprachkenntnisse machen dies zur besonderen Herausforderung. Insgesamt bot die Methode Photovoice eine gute Möglichkeit, trotz Sprachbarrieren in Kommunikation miteinander zu treten.

Hilfreich war aber auch, dass alle beteiligten Patentandems bereits eine gemeinsame Ebene der Verständigung in ihrer Beziehung gefunden hatten und aufmerksam dafür waren, wenn Inhalte oder einzelne Worte nicht verstanden wurden. Auch zwischen den einzelnen Treffen konnten Fragen noch einmal von den Tandems (nach-)besprochen werden.

In den Workshops wurden zentrale Begrifflichkeiten und Fragen der Zusammenarbeit besprochen (z.B. Was ist Forschung? Was wollen wir herausfinden? Wie können wir das umsetzen?). Auch in Bezug auf Zwischenergebnisse wurde durch wiederholte Rückfragen geprüft, ob ein gemeinsames Verständnis vorhanden ist, ob Aussagen richtig verstanden oder interpretiert wurden. Hilfreich für die Reflexion in der Gruppe war der Einsatz von selbst erstellten Bildmaterialien zur Veranschaulichung von Begrifflichkeiten und Zwischenergebnissen.

Rollen und Rollenverhältnisse

Spannend war die Veränderung der Rollenverständnisse im Zeitverlauf. Viele Co-Forschende entwickelten nach anfänglicher Passivität zunehmend eigene Ideen und brachten Vorschläge für das weitere Vorgehen ein.

Dazu war es notwendig, immer wieder daran zu erinnern, dass die Patentandems als Co-Forscher*innen aktiv sind sowie erfahrbar zu machen, dass das spezifische Wissen der Kinder und Jugendlichen als Expert*innen-Wissen verstanden und wertgeschätzt wird.

Dazu brauchte es vor allem anfangs immer wieder Ermutigung der Co-Forscherinnen (z.B. durch Rückfragen),

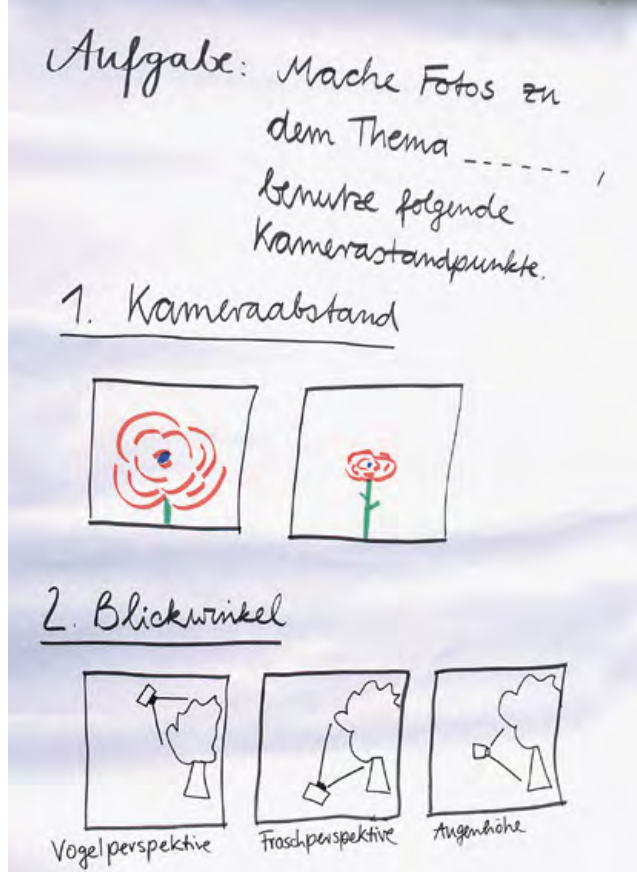


Abbildung 30: Professionelle Hinweise für die Patentandems
© WIR GESTALTEN e. V., Ulrike Miltrey

sich in die Gespräche einzubringen, z. B. während des gemeinsamen Anschauens der Fotos oder der Bewertung von Zwischenergebnissen.

Im Projektverlauf entwickelte sich aber eine zunehmende Dynamik, die Patentandems übernahmen Verantwortung für die konkrete Umsetzung der Fotoaufgaben, setzten eigene Schwerpunkte bei der Auswahl der Themen und Fotomotive.

Perspektivenveränderung trainieren

Das gemeinsame Forschen bot allen Beteiligten die Möglichkeit, sich in der Fähigkeit zu üben, auch andere Perspektiven einzunehmen. Allein die Methode Photovoice hilft, dies durch das Wechseln fotografischer Perspektiven zu trainieren (siehe Abb. 2), indem sie dazu herausfordert, immer wieder zu überlegen: Was will ich zeigen?

Den Perspektivwechsel ermöglichten insbesondere die Gruppengespräche. Hier wurden unterschiedliche Wahrnehmungen und Erfahrungen diskutiert, z. B. bezogen auf das Thema Schule: Wie wird das Agieren von Lehrer*innen eingeschätzt? Engagieren sie sich für die Schüler*innen oder ist ihnen deren Lernerfolg egal? Von welcher Seite (Schüler*innen oder Lehrer*innen) werden Konflikte angefasst? Besprochen wurden ebenso die Herausforderungen mit dem Spracherwerb und Diskriminierungserfahrungen.



Abbildung 31: „Identitätssonne“, eine häufig in der (interkulturellen) Jugendarbeit verwendete Methode zur Bestimmung der wichtigsten Lebensbereiche © WIR GESTALTEN e. V., Ulrike Miltrey

Die Kinder und Jugendlichen tauschten sich über den Umgang mit Konflikten und Problemen aus. An wen kann ich mich wenden? Wer könnte mich unterstützen? Wie hast du das gelöst, was sind deine Erfahrungen?

Im späteren Verlauf war es die gemeinsame Interpretation und Zusammenstellung der Ergebnisse, die allen noch mal ein tieferes Verständnis für die unterschiedlichen Perspektiven ermöglicht hat.

4.3 Zugang zum Feld

Gerade beim Forschen mit vulnerablen Gruppen ist der Zugang zum Feld ein besonders herausfordernder Schritt im Forschungsprozess. Auch hier war die Zusammenführung einer Gruppe für das Forschungsprojekt zeitlich außerordentlich aufwendig. Erst nach mehreren Monaten der Vorbereitung war die Gruppe arbeitsfähig.

Hilfreich war die Möglichkeit, über Vertrauenspersonen Kontakt aufzunehmen. Als Gatekeeperinnen zu den Kindern und Jugendlichen fungierten die Projektleiterinnen und ehrenamtlichen Patinnen. Der erste Zugang erfolgte deshalb über Besuche des Kiezcafés und von Workshops des Vereins (u. a. einen Einführungsworkshop für neue Patenschaften). Auf diesem Wege lernten wir auch Arbeitsstrukturen und -methoden kennen.



Abbildung 32: Fotostudie mit Herbstblatt © WIR GESTALTEN e. V.

Die Patentandems treffen sich in der Regel nur zu zweit und kennen sich nur vereinzelt untereinander. Daher musste zunächst eine interessierte Patenschaftsgruppe gesucht werden. Die Ansprache und Einladung erfolgte im ersten Schritt durch die Projektleiterinnen. Wenn durch die Patinnen oder Patentandems grundlegendes Interesse an einer Teilnahme signalisiert wurde, fand anschließend die erste Kontaktaufnahme der Verbundforscherin durch E-Mails und Telefonate statt, danach folgten individuelle Kennenlernetreffen. Vor dem ersten Termin wurde für die Patentandems und Eltern ein Informationsblatt zum Projekt erstellt sowie eine Einwilligungserklärung zur Teilnahme, die von den Eltern der minderjährigen Patenkin-der unterschrieben werden musste. Hierbei unterstützte der Verein.

Attraktiv war die Teilnahme für die Patentandems, da der Photovoice-Workshop eine Möglichkeit der gemeinsamen Freizeitgestaltung bot, vor allem durch das gemeinsame Fotografieren zwischen den Workshops und das Erlernen von Fototechniken. Aber auch die Möglichkeit, andere Patentandems kennenzulernen und sich mit ihnen auszutauschen, wurde wertgeschätzt.

4.4 Entwicklung eines gemeinsamen Problemverständnisses

Die grundsätzliche Entscheidung für die Durchführung des Projektes wurde durch die Projektleiterinnen des Vereins und das Team des PERSPEKTIVWECHSELS getroffen. Der Verein hatte sich auf den Projektauftrag beworben. Antrieb war der eigene Reflexionsbedarf über die Praxis der Patenschaften. Als Forschungsinteresse formulierten die Projektleiterinnen folgende Punkte: Was bedeutet Teilhabe ganz praktisch im Projekt? Inwieweit tragen Patenschaften zu mehr Teilhabe bei? Was stärkt Beziehungsqualitäten der Patenschaften? Gibt es zusätzliche Unterstützungsbedarfe für Kinder und Jugendliche mit Fluchterfahrung als auch für Ehrenamtliche?

Mit den Co-Forscher*innen erfolgte eine spielerische Annäherung an diese Fragen, um das gemeinsame Forschungsinteresse herauszuarbeiten. Diese führte über Gespräche zu den Patenschaften anhand von selbst ausgewählten Fotos, später über die Bestimmung und Bewertung von wichtigen Lebensbereichen, welche die individuellen Teilhabemöglichkeiten beeinflussen (Familie, Freunde, Schule, Nachbarschaft, Wohnung, Freizeit, Ämter/Ärzt*innen) (siehe Abb. 3) sowie die gemeinsame Reflexion über die Bewertungen.

Dies führte zu einer gemeinsamen Annäherung an die Probleme und Herausforderungen, mit denen sich die Kinder und Jugendlichen konkret in der Praxis auseinandersetzen (müssen). Die Altersheterogenität der Gruppe erschwerte es, sich diskursiv darauf zu einigen, nur ein spezifisches Thema zu bearbeiten. Die Patentandems haben eigeninitiativ ihren individuellen Fokus gesetzt – je nachdem, welche Fragen für sie besonders relevant waren.

Schwerpunkte lagen auf Fragen zur schulischen Bildung, dem Spracherwerb sowie zur Teilhabeförderung durch die gemeinsam verbrachte Zeit. Von allen wurden aber letztendlich die Herausforderungen des Ankommens sowie Teilhabemöglichkeiten und -barrieren aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet. Die Photovoice-Methode unterstützte diese Offenheit.

4.5 Erhebung von Daten

Die Datenerhebung ist eng mit der Auswahl einer geeigneten Forschungsmethode verknüpft. Hier wurde die Forschungsmethode Photovoice vorab kooperativ von den Projektleiterinnen und Verbundforscherinnen bestimmt und nicht partizipativ durch die Gruppe. Beratend wurde eine Fotografin hinzugezogen, die Erfahrung in der Durch-

führung internationaler Photovoice-Projekte mit geflüchteten Jugendlichen hat. Gemeinsam wurde zunächst eine grobe Projektidee erarbeitet.

Der Photovoice-Prozess wurde dann als iteratives Verfahren angelegt, in dem sich Phasen des Fotografierens und der Interpretation der visuellen Alltagsdokumentationen abwechselten. Nach jedem Workshop wurden die Ergebnisse von der Projektleiterin, einer Patin, der Fotografin und einer Verbundforscherin reflektiert und das weitere Vorgehen beraten.

Neben der Photovoice-Methode wurden vertiefende Gruppengespräche, Einzelinterviews und verschiedene Formen der Visualisierung für die Datenerhebung eingesetzt.

4.6 Auswertung

Die größte Herausforderung bei der Auswertung von Daten ist der Umstand, dass die Co-Forscher*innen nicht methodisch in der qualitativen Sozialforschung vorgebildet sind. Gleichwohl ermöglicht es das gemeinsame Forschen, hier Kompetenzen zu erwerben: V. a. das Reflektieren über Themen des Alltags hilft dabei, lebensweltliche Erfahrungen und Praxen besser zu verstehen und diese in die bestehenden Rahmenbedingungen einzuordnen.

Dies wurde auf verschiedenen Wegen erprobt: z. B. wurden Zwischenergebnisse durch die Verbundforscherin aufbereitet und zusammengefasst und anschließend in Feedbackschleifen mit den Co-Forscher*innen diskutiert. Ergänzend fanden Reflexionsrunden zu inhaltlichen Implikationen mit Projektleiterinnen und einzelnen interessierten Patinnen statt. Insofern war die Partizipation der Kinder und Jugendlichen hier begrenzt.

Die Auswahl der Fotos, die jeweils in den Gruppengesprächen gezeigt wurden, erfolgte dagegen ausschließlich durch die Patentandems. Außerdem wurden innerhalb der Patenschaften teilhabebezogene Aspekte weiter vertieft, indem sie jeweils Fragen zu den bearbeiteten Teilhabebereichen formulierten.

Für die Erarbeitung der Fotoausstellung übernahmen die Co-Forscher*innen einen großen Teil der Verantwortung. Aufgrund des überaus umfangreichen Bildmaterials erfolgte vorab eine grobe Vorauswahl der Fotos durch eine Gruppe aus Fotografin, Verbundforscherin, Projektleiterin und einer Patin. Die Patentandems wählten auf dieser Basis gemeinsam die Ausstellungsfotos aus, abschließend beraten durch die Fotografin.



Abbildung 33: Gruppenarbeit der Patentandems © WIR GESTALTEN e. V.

Die Ausstellungstexte wurden von den Patentandems gemeinsam erarbeitet. Sie berichten darin von sich selbst, ihrer Patenschaftsbeziehung und den Erfahrungen im Photovoice-Projekt. Projektleiterin und Verbundforscherin unterstützten dies durch Bereitstellung von Zitaten aus dem Forschungsprozess und redigierten die Texte. Da die Fortsetzung der Zusammenarbeit durch die Pandemie zeitweise ausgesetzt war und die Ausstellungseröffnung auf einen lange Zeit unbekannten Termin verschoben werden musste, erwies sich diese letzte Projektphase als außerordentlich aufwendig: Da keine persönlichen Treffen mehr möglich waren, musste viel Zeit investiert werden, um die Kontakte zu den Patentandems zu halten und diese zur Erarbeitung bzw. Fertigstellung der gemeinsamen Texte zu motivieren.

Die akademisch vertiefende partizipative Auswertung von qualitativen Daten ist im Rahmen des Photovoice-Verfahrens nicht mehr erfolgt. Allerdings wurde eine erste qualitative Inhaltsanalyse der Gruppengespräche und Einzelinterviews durchgeführt, um nach Gemeinsamkeiten, Zusammenhängen und Strukturen in Bezug auf Fragen der Teilhabe zu suchen. Die Interviews wurden dafür nicht transkribiert, sondern einzelne Passagen paraphrasiert, prägnante Interviewpassagen sequenzialisiert und zu thematischen Einheiten zusammengefasst. Das so verdichtete Material wurde zusammengefasst, es lässt sich bereits Typisches herauslesen (siehe Kap. 5)

5 Ergebnisse I: Teilhabebarrieren für Kinder und Jugendliche. Ankommen durch die Patenschaften

Im Rahmen des Projektes wurde mittels Fotografie und Gruppengesprächen Wissen über den Alltag, die Bedürfnisse, Wünsche und Zukunftsvorstellungen der jungen Geflüchteten erarbeitet. Im Mittelpunkt standen die subjektiven Perspektiven der Kinder und Jugendlichen auf ihren Berliner Alltag, die konkreten Themen wurden durch sie selbst bestimmt. Auf diese Weise sind im Projektverlauf individuelle Perspektiven auf das Ankommen im großstädtischen Kontext sichtbar geworden, aber auch damit verknüpfte Ambiguität, Unsicherheiten und Spannungsverhältnisse.

Als zentrale Themen wurden zum einen der Spracherwerb und die schulische Bildung besprochen. Damit verbunden wurden häufig Frustrations- und Ausgrenzungserfahrungen, zugleich aber auch die Hoffnung auf den sozialen Aufstieg, berufliche Eigenständigkeit und gesicherte Lebensverhältnisse.

Die Anpassungsleistungen, die für den Zugang zum deutschen Bildungssystem zu erbringen sind, fordern den Kindern und Jugendlichen ein hohes Maß an Engagement und Motivation ab – was für viele im Spannungsverhältnis steht zu einem Schulalltag, der oft als defizitorientiert erlebt wurde.

Ein wichtiges Thema war zum anderen die Freizeitgestaltung mit den Patinnen. Die regelmäßigen Begegnungen ermöglichen den Kindern und Jugendlichen eine Verkopplung ihres Alltagserlebens mit verschiedenen gesellschaftlichen Lebensbereichen in ihrem Sozialraum und stabile Kontakte in die Aufnahmegesellschaft. Diese Möglichkeiten des interkulturellen Lernens und Austauschs fehlen außerhalb der Patenschaften weitestgehend.

Ankommen ist ein langer Prozess: „Warum ist die Welt nicht wie ein großes Land?“

In den Gesprächen beschrieben die Mentees ihr Ankommen in Deutschland anhand ihres Alltagserlebens in Schule, Familie, Kiez und Patenschaftsbeziehung. Es ist gekennzeichnet durch Suchbewegungen und Verortungen zwischen Herkunftskultur und Aufnahmegesellschaft. Nicht selten wurde das Spannungsverhältnis zwischen der individuellen und kollektiven Identität und den unterschiedlichen kulturellen Bezugssystemen in den Gesprächen sehr greifbar. Bestimmend waren Fragen der Teilhabemöglichkeiten, Erfahrungen von Ausgrenzung und Aspekte der interkulturellen Verständigung. Nach einer Orientierungsphase und großen Integrationsanstrengungen offenbart sich ihnen jetzt, dass sie in vielen Bereichen weiterhin außen vor sind. Der Abstand zur deutschen Gesellschaft bleibt, wiederkehrende Erfahrungen mit Alltagsrassismus verstärken das Gefühl, anders zu sein und nicht dazuzugehören.

Verschiedenheit werde von außen schnell negativ bewertet, beobachtete eine Patin: „Wenn sie sich nicht in die Mehrheitsgesellschaft assimilieren, dann ist Ende der Teilhabechancen. [...] Dann ist die Augenhöhe ganz schnell vergessen.“ Für eine Jugendliche machte sich das z. B. am Gefühl fest, sich immer erklären zu müssen; z. B. zum Thema Kopftuch: „Wirklich, ich will einfach Leuten sagen, das ist [...] einfach, weil sie [die Eltern, Anmerkung d. Autorin] Mädchen schützen wollen. Viele Leute denken, dass es einfach doof oder dumm ist, aber ich will den Leuten erklären: Es ist wirklich nicht so.“

Verschiedenheit als Normalzustand, der allen gleiche Teilhabechancen ermöglicht – das erlebten die Kinder und Jugendlichen nicht, vor allem nicht in ihrem wichtigsten Sozialraum, der Schule.



Abbildung 34 und 35: Jugendliche interpretieren Befindlichkeiten aus ihrer Lebenswelt in Bildern © WIR GESTALTEN e. V.

Spracherwerb und Bildungserfolg: „Ich frage mich, ob ich gut genug bin?“

Da einige der Mentees bereits in Syrien und im Libanon die Schule besucht haben, wurden immer wieder die unterschiedlichen Bildungserfahrungen angesprochen. Die Jugendlichen beschrieben v. a. Unterschiede im Hinblick auf die Autorität des Lehrpersonals – so haben sie im Herkunftsland die Lehrer*innen als deutlich autoritärer erlebt. Sie berichteten z. B. von Schlägen und Nachsitzen für kleinere Vergehen und erlebten die Lehrer*innen hier als wenig durchsetzungsstark. Den eigenen Eltern schrieben sie einhellig keine Unterstützungsfunktion im Hinblick auf den Lernstoff zu.

Mit Schule in Deutschland werden häufig Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen aufgrund von Sprache und Herkunft verbunden. Auch Lehrer*innen können mit Ambiguität und Unterschiedlichkeiten nicht immer gut umgehen. Diejenigen Mentees, die in stark segregierten Schulen unterrichtet werden, berichteten immer wieder von Negativerlebnissen und Konflikten mit Lehrer*innen. Sie interpretierten diese als Ablehnung aufgrund von Herkunft: „Unser Lehrer mag uns nicht, weil wir alle Ausländer sind.“

Diese Wahrnehmung wird dadurch gestützt, dass Sprachmischungen und Mehrsprachigkeit an manchen Schulen nicht als Ressource, sondern als defizitär oder integrations-schädlich gewertet werden: So ist Arabisch und Türkisch zu sprechen an einer Schule nicht erlaubt und wird sanktioniert. Die Kinder und Jugendlichen empfanden das als abwertend und internalisierten diesen Defizitblick teilweise.

Ausführlich beschrieben sie die hohen Anpassungsleistungen, die sie in der Schule erbringen müssen und mussten. Als besonders schwierig erlebten alle den Übergang von der Willkommensklasse in die Regelklasse. Gerade im Fachunterricht fehlten ihnen die notwendigen Sprachkenntnisse, vor allem die Schreibfähigkeiten sind mangelhaft:

„In unserer Klasse gibt es viele, die neu in Deutschland sind und die ein Problem haben mit Lesen und die Worte zu verstehen.“

Kritik wurde auch an der Art der Vermittlung des Lernstoffes geäußert: „Die Lehrer, die reden zu schnell.“ „Das Thema, was wir in Mathe haben, hab' ich nicht kapiert. Das hat die Lehrerin gemerkt und gesagt ich muss zur Nachhilfe gehen. Aber keiner hat das kapiert. Wir gehen alle, unsere ganze Klasse fast.“ Die individuellen Fähigkeiten werden zu wenig berücksichtigt: „Das Rechnen ist voll leicht, aber sie [die Lehrerin] erklärt auch nicht richtig“.

Das kritisierten auch die Pat*innen. Aus ihrer Sicht überfordern die Themen bzw. der Unterrichtsstoff häufig die Sprachfähigkeiten der Mentees. Das Problem sahen die Pat*innen insbesondere bei schriftlich formulierten Aufgaben. Diese werden nicht verstanden, da sich Schriftsprache und gesprochene Sprache stark unterscheiden. Wenn Defiziterfahrungen den Schulalltag dominieren, dann verstärkt und verfestigt sich die Frustration nach anfänglichen Bemühungen. Die Mentees haben das Gefühl, den Erwartungen nie gerecht werden zu können, für ihre großen Anpassungsleistungen erfahren sie zu wenig Wertschätzung im Alltag: „Da muss man sich nicht wundern, dass bei den Kindern ein negatives Selbstbild entsteht.“

Die Kinder und Jugendlichen übten aber durchaus auch Selbstkritik: „Es ist auch unsere Schuld, weil wir reden halt die ganze Zeit und schauen nicht nach vorne. Manchmal hab' ich eigentlich keinen Bock.“ Während ein Schüler sagte: „Es interessiert die Lehrer nicht, dass ich das nicht verstehe“, widersprach eine andere Jugendliche: „Das interessiert sie richtig. Sie hat gesagt, ‚Ich bin nicht nur in dieser Schule, damit ich das Geld verdiene. Ich will auch den Schülern was beibringen‘.“

Die Schüler*innen erlebten, dass Migrationsgeschichte oder Fluchterfahrungen, Diversität oder migrantische Kulturen in den Schulen, wenn überhaupt, nur als Problem und Herausforderung thematisiert werden. Eine Patin sah darin einen strukturellen Mangel an Akzeptanz von Vielfalt: „Das ganze [Schul-]System ist nicht anerkennend und wertschätzend. Die sind halt bedürftig hierhergekommen und denen wird nun – weil wir so gute Menschen sind – hier irgendwie was geboten. Aber eigentlich kann man nicht viel von denen verlangen. Nach der Flüchtlingskonvention können wir halt nicht nein sagen, aber so richtig hier haben wollen wir sie nicht. Weil sie anders sind.“ Ansätze eines differenzierten Umgangs mit dem Thema Migration spielten im Schulalltag bislang kaum eine Rolle.

Einige Mentees verbinden aber durchaus auch sehr positive Erfahrungen mit der Schule in Deutschland. h.ier öffnen sich Kontaktmöglichkeiten und Räume für selbstbestimmtes Handeln. Ein jüngeres Schulkind meinte: „Manchmal mache ich mir Sorgen, dass ich nicht schnell und gut genug lerne, aber ich freue mich auch immer, meine Freunde zu sehen.“ Eine Jugendliche hat durch Eigeninitiative den Wechsel an eine Europaschule erreicht und erlebte nun ihre Mehrsprachigkeit als wichtige Ressource und Kompetenz. Sie richtete ihren Blick vor allem auf die Entwicklungsperspektiven in Deutschland: „Die Möglichkeiten, die es hier gibt, hab' ich mir auch in Syrien gewünscht“.

Unterstützungsbedarf und -erfahrungen: „Wie kann ich eine gute Note bekommen?“

Bei den Mentees im Projekt steht der Bildungserfolg in engem Zusammenhang mit den Ressourcen im Elternhaus für die individuelle Unterstützung, dem Engagement der Schule bzw. der Unterrichtsqualität, aber auch mit der Vorbildung und den Brüchen in der Schulbiografie durch die Flucht. Der Umgang mit diesen unterschiedlichen Voraussetzungen ist sehr individuell. Manche Schüler*innen suchten aktiv selbst nach Unterstützung, anderen fehlten hier Ressourcen. Sie erfuhren jedoch Unterstützung durch die Patinnen oder schulische Angebote.

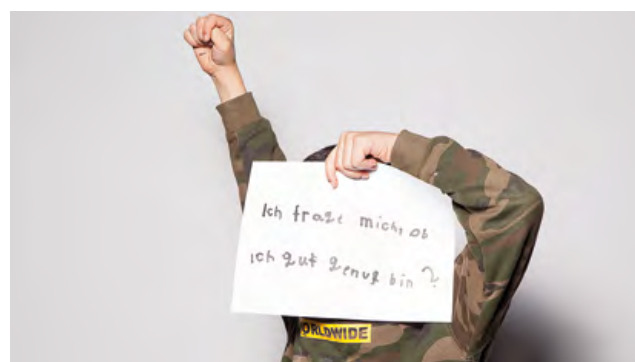


Abbildung 36 – 40: Kinder und Jugendliche präsentieren ihre Fragen und Perspektiven © WIR GESTALTEN e. V.

So vermitteln manche Schulen Nachhilfeunterricht oder Lesepatenschaften. Diese Angebote wurden aber von den Schüler*innen teilweise nicht als hilfreich empfunden und deshalb nicht wahrgenommen: „Die [Nachhilfelehrer*innen, Anm. der Autorin] sind auch verschiedene Ausländer und erklären ein bisschen. Die kommen einmal in der Woche.“

Andere, ältere Mentees haben sich in Eigeninitiative um Nachhilfe auf Arabisch bemüht, die sie als sehr unterstützend empfanden. Den jüngeren Mentees fehlten dafür die arabischen Sprachkenntnisse: „Ich verstehe auch nicht so gut Arabisch, weil ich war so klein, als ich nach Deutschland gekommen bin. Und da war auch nicht so viel Schule im Krieg.“

Der familiäre Rückhalt und die Unterstützung bei schulischen Problemen fehlten den meisten Mentees. Ursachen waren häufig familiäre Probleme durch Fluchterfahrungen, aber oft auch die mangelnden Sprachkenntnisse und Schulerfahrungen der Eltern. Manche verstehen das deutsche Schulsystem kaum. Eine Jugendliche meinte: „Was haben unsere Eltern damit zu tun. Die wissen nicht mal, was wir in der Klasse machen.“ Und eine Patin beschrieb: „Wenn der Vater selbst kaum in der Schule war, dann weiß er halt jetzt auch nicht, wonach er fragen soll.“ Gleichzeitig erfuhren Kinder auch Druck bzw. hohe Erwartungen durch die Eltern, meinte eine Projektleiterin: „Die wissen ja, dass da viel dranhängt. Die wollen ja ihren Status verändern, die wollen ja wieder wer sein.“

Es gab viele Ansätze innerhalb der Patenschaftsbeziehungen, individuelle Unterstützungswege zu finden. Beispielsweise halfen Patinnen bei der Vorbereitung von Präsentationen, bei der Lektüre von Schulbüchern, gingen regelmäßig mit den Mentees in die Bibliothek zum Lesen, sie ermutigten und stärkten durch Zuspruch. Eine Patin sagte ihrem Patenkind regelmäßig: „Es ist für Dich schwerer als für andere Schüler*innen, das erkenne ich an. Es ist toll, dass Du zweisprachig bist.“ Manchen Mentees gelingt es, ihr Selbstbewusstsein anders als über schulische Leistungen zu stärken, z. B. über Sport. Und hier setzt auch das Projekt PERSPEKTIVWECHSEL an: mit der Wertschätzung für die individuellen Beiträge und das gemeinsam Erarbeitete.

Nachbarschaft und Kontakte: „Wir waren alle zusammen.“

Bis auf die Patinnen hatten die Kinder und Jugendlichen kaum Verbindungen in die Mehrheitsgesellschaft, auch in der Schule gab es nur wenig Kontakte zu deutschen

Schüler*innen. Dies erlebten die Mentees jedoch nicht als Defizit.

Große Wertschätzung brachten einige den Grundrechten entgegen. Eine Jugendliche beschrieb im Kontext ihrer Erfahrungen in Syrien: „Also eigentlich hab’ ich hier verstanden, was Demokratie wirklich bedeutet. Ich hab’ das Gefühl, dass es hier so läuft: Du gibst der Stadt was, die Stadt gibt dir was.“

In den Gesprächen wurden jedoch immer wieder Beobachtungen zu kulturellen Unterschieden im alltäglichen Miteinander beschrieben. Einige erzählten z. B., dass in Syrien nachbarschaftliche Verhältnisse enger waren, das Vertrauen zueinander größer: „Der Ort, wo wir lebten – dort kennen wir uns alle, wir waren alle zusammen.“ Das habe ihnen ein anderes Sicherheitsgefühl gegeben. Ein Beispiel sei das Freitagsgebet: „Türen bleiben da offen. Da klagt keiner, wir alle kennen uns. Und es gibt auch keine Sicherheitskameras. Da ist einfach Vertrauen.“

Die Schüler*innen vermissten Nachbarschaftliches Zusammensein und Traditionen wie Ramadan und Zuckerfest: „Beim Ramadan waren wir von frühmorgens bis nachts wach. Meine Tante hat uns immer Geschichten erzählt. Das war die alte Zeit.“ Ganz besonders war der Abend vor dem Zuckerfest: „Alle Frauen aus unserer Straße und die Kinder kommen zusammen und backen... und am nächsten Tag ist Zuckerfest. Dann vergisst man die ganze Mühe. Die Frauen sitzen zusammen, reden viel und lachen und die Zeit geht total schnell um.“

Zukunftswünsche, Hoffnungen: „Ich frage mich, ob ich bald wieder nach Syrien kann.“

Die Herausforderungen des Ankommens, das Erleben von Teilhabebarrrieren einerseits und der Wunsch nach Stabilität und sicheren Zukunftsperspektiven andererseits führte für die meisten Mentees zu einem ambivalenten Verhältnis zu Deutschland. Manche verknüpften ihre Zukunftsvorstellungen noch eng mit dem Heimatland, auch weil in Deutschland ein Fremdheitsgefühl bleibt: „Syrien ist meine Heimat, dort verstehen mich die Menschen besser. Und ich meine nicht die Sprache damit.“ Andere sahen eine Zukunft in der alten Heimat eher skeptisch: „In Syrien kann man nicht mehr leben wie früher, obwohl wir da geboren sind. Ich fühl mich doch hier wohl. Aber ich hab’ es nicht im Plan, hier weiter zu leben, nur weiter zu studieren, würde ich sagen. Leben würde ich lieber in einem arabischen Land, z. B. so wie Dubai oder Türkei.“

Die meisten einte der Wunsch nach beruflichem Erfolg und nach Belohnung für die Mühen des Ankommens: „Was ich mir wünsche? Ich brauche eine gute Zukunft, wirklich. Eine erfolgreiche Zukunft. Ich brauche das wirklich unbedingt. Ich arbeite auch viel dafür, ich versuche ja auch, mein Bestes zu geben. Ich möchte mein Abitur machen, denn ich möchte gerne Anwältin oder Ärztin werden... am liebsten beides.“ Ein anderer Mentee wünschte sich: „Familie, Geld, Gesundheit, die drei Sachen. Familie am meisten.“

Patenschaften: „Wir fragen uns, ob wir uns noch lange sehen?“

Die Patinnen fungierten sehr stark als Vorbilder, sie gaben den Mentees Orientierung und Wertschätzung. Darin liegt immer auch die Gefahr der Überforderung, meinte eine Projektleiterin: „Manche denken natürlich auch, sie müssen gleich [...] alle Probleme lösen. Da müssen wir dann auch manchmal [ein] bisschen den Dampf rausnehmen.“

Auch vor diesem Hintergrund ermutigten die Projektleiterinnen die Patinnen, nicht die schulische Unterstützung, sondern die gemeinsame Freizeit klar in den Mittelpunkt der Beziehung zu stellen, auch wenn das manchmal ein Dilemma in Bezug auf den schulischen Unterstützungsbedarf ist: „Es geht uns ganz stark um die Stärkung der Persönlichkeiten.“

Wenn jemand nämlich von sich selbst und seinem Selbstwert überzeugt ist, dann wird sich das auch auf die Leistungen in der Schule auswirken. Bzw. bekommt das einen anderen Stellenwert, denn es hängt nicht immer alles von den Zensuren ab.“

Die unterschiedlichen Erwartungshaltungen zeigten sich manchmal in den Gesprächen. Ein Patenkind sagte: „Ich habe mich für die Patenschaft entschieden, damit ich Hilfe für die Schule bekomme“, während die Patin betonte: „Ich habe mich für die Patenschaft entschieden, weil ich Lust auf die Begegnung hatte. Ich interessiere mich dafür, wie eine Beziehung zwischen zwei Menschen entsteht, die auf den ersten Blick wenig miteinander teilen.“

Deutlich wurde im Prozessverlauf, dass die Patenschaften die Kinder und Jugendlichen darin unterstützten, mit Fremdheitserfahrungen umzugehen, diese einzuordnen und zu reflektieren. In den Beziehungen zu ihren Patinnen konnten die Kinder und Jugendlichen zudem offenbar ihr alltagspraktisches Wissen erweitern und sich durch die gemeinsamen Unternehmungen neues Erfahrungswissen aneignen, das ihnen Eltern oder Geschwister so nicht vermitteln können.

Die Patenschaftsbeziehungen ermöglichten dadurch Zugänge und halfen teilweise auch dabei, greifbare, realistische Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Das ist neben den formalen Bildungsabschlüssen ein wesentlicher Schlüssel, um in Deutschland ein selbstständiges und selbstbestimmtes Leben führen zu können.



Abbildung 41: Ausstellungstafeln © WIR GESTALTEN e. V.

6 Ergebnisse II: Gesellschaftliche Aufmerksamkeit und persönliche Wertschätzung durch die Ausstellung

Das Photovoice-Projekt wurde durch die Erarbeitung einer Ausstellung abgeschlossen. Diese Form der Ergebnispräsentation steht üblicherweise am Ende von Photovoice-Projekten. Durch das Performative lassen sich Forschung und Veränderung konkret verbinden; es ermöglicht das, was partizipative Forschung beabsichtigt: über das Beschreiben und Verstehen hinauszugehen und im eigenen Bezugsraum sichtbar und aktiv zu werden.

Mit der Ausstellung wurden deshalb nicht nur wissenschaftliche und künstlerische Aspekte adressiert. Es ging auch darum, durch das Sichtbarmachen von Lebenssituationen Prozesse der Kommunikation anzustoßen und damit das Handeln im gesellschaftlichen und politischen Raum zu ermöglichen.

Die Inwertsetzung der Ergebnisse in Form einer Ausstellung wurde wiederholt in der Gruppe besprochen und gemeinsam weiterentwickelt. Ziel war es, dadurch im Kiez

und im Bezirk öffentliche Aufmerksamkeit für die Arbeit des Vereins zu erreichen, die Wirkung von Patenschaften und ehrenamtlichem Engagement sichtbar zu machen und damit auch zur Bewusstseinsbildung bei politisch Verantwortlichen beizutragen.

Die Ausstellungseröffnung war insofern Anschluss und Startpunkt zugleich. Einerseits bot die Vernissage Gelegenheit, einen feierlichen Schlusspunkt für das Projekt zu setzen. Sie ermöglichte trotz Pandemie noch einmal das Zusammentreffen der gesamten Gruppe und war eine Würdigung für ein Jahr der kontinuierlichen Zusammenarbeit (siehe Kap. 7).

Andererseits war sie Startpunkt, um nun in den öffentlichen Dialog zu treten. Mit der Schillerbibliothek Berlin Wedding wurde dafür ein – auch während der Pandemie – hochfrequentierter Ausstellungsort ausgewählt. Die ursprüngliche Idee war es, rund um die Ausstellung die Interaktion zwischen verschiedenen Interessengruppen zu organisieren; Schulklassen, andere Vereine und soziale Träger sowie Vertreter*innen aus Politik und Verwaltung zur Diskussion einzuladen.

Diese Ideen sollten im Herbst 2021 umgesetzt werden, wenn die pandemiebedingten Kontakteinschränkungen aufgehoben sind. Die Ausstellung sollte nochmals an zwei Standorten zu sehen sein: im Rathaus Berlin Mitte sowie ein weiteres Mal in der Schillerbibliothek Wedding.

Auch die Kooperation der Vereine Wir Gestalten e.V. und Socialvisions e.V., die durch das Photovoice-Projekt ins Leben gerufen wurde, hat sich mittlerweile verstetigt. Gemeinsame Folgeprojekte sind geplant. Insofern hat das partizipative Forschen im Rahmen des PERSPEKTIV-WECHSELS nur einen Anfangsimpuls gesetzt, aus dem sich Weiteres entwickeln wird.

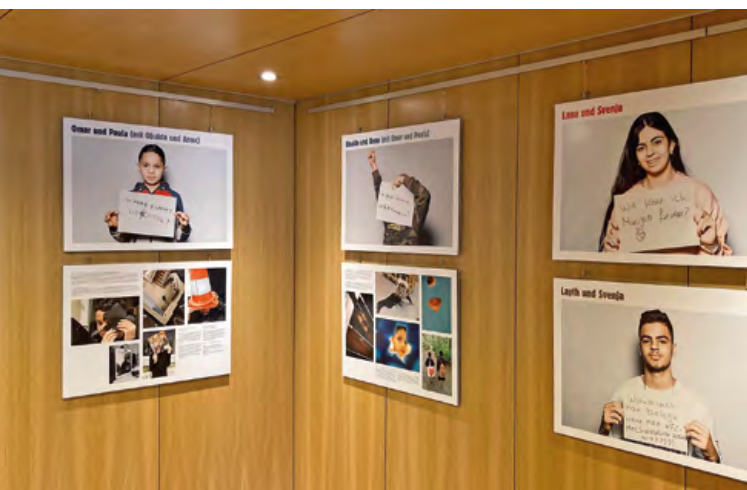


Abbildung 42: Ausstellungstafeln © WIR GESTALTEN e.V.

7 Reflexionen zu Prozess und Wirkung des partizipativen Forschens

7.1 Ebenen der prozessbegleitenden Reflexion

Das Prinzip der fortlaufenden, prozessbegleitenden Reflexion hat mehrere Dimensionen: Die Reflexion von Ergebnissen, von Empowermenteffekten und Impact des Forschungsprozesses, aber auch der Rollenverhältnisse von Forschungspartner*innen.

Reflexion von Ergebnissen

Die Reflexion von Ergebnissen ist eng verbunden mit dem Prinzip der kommunikativen Validierung: Letzteres gilt als ein Gütekriterium der qualitativen Sozialforschung und bedeutet, dass Schlussfolgerungen aus gewonnenen Daten gemeinsam mit den Co-Forschenden diskutiert und die Interpretationen auf ihre Gültigkeit überprüft werden. Im Patenschaftsprojekt erfolgte die fortlaufende Reflexion der Ergebnisse in verschiedenen Konstellationen, z. B. Reflexionsrunden von Projektleiterinnen, Patinnen und Verbundforscherinnen, in Gruppengesprächen mit den Patentandems, im Rahmen vertiefender Interviews mit einzelnen Jugendlichen sowie in informellen Gesprächen am Rande von Workshops und der Ausstellung.

Ziel war einerseits die gemeinsame Deutung von Zwischenergebnissen und einzelnen inhaltlichen Aspekten, z. B. gemeinsames Nachdenken darüber, wie negative Erfahrungen im Schulalltag gedeutet werden können. Dadurch wurden die Ergebnisse weiter validiert. Die Reflexionen in der Gruppe erlaubten es aber auch, sich neue Deutungs- und Handlungsmöglichkeiten zu erschließen, indem eigene Erfahrungen mit denen der anderen abgeglichen wurden: Warum fühle ich mich ausgegrenzt? Wie bewerten andere diese Situationen? Wie gehen die anderen mit ähnlichen Erlebnissen um? Wie kann ich in Zukunft

damit umgehen? Wer kann mich bei Schwierigkeiten und Problemen unterstützen?

Die regelmäßigen Treffen und Fotoaufgaben durchbrachen nicht zuletzt auch die Routinen der patenschaftlichen Treffen, gaben die Möglichkeit der gemeinsamen Reflexion über die Beziehung, unmittelbar anknüpfend an gemeinsam Erlebtes und persönliche Erfahrungen. Das hat vielen Co-Forscher*innen ungewohnte Perspektivwechsel ermöglicht.

Reflexion von Rollenverhältnissen

Die Besonderheit der partizipativen Forschung ist, dass hier bereits grundsätzlich ein anderes Verständnis von Rollenverteilungen im Forschungsprozess vorliegt. Es gibt keine Beforschten oder Erforschten, sondern Co-Forscher*innen, mit denen der Forschungsgegenstand gemeinsam aus unterschiedlichen Perspektiven heraus in den Blick genommen wird. Im Photovoice-Prozess konnten die Beteiligten verschiedene Rollen einnehmen, sich ausprobieren und auf diese Weise den eigenen Handlungsspielraum erweitern. Die Kinder und Jugendlichen wurden nicht darauf reduziert, die Geflüchteten, Unterstützungsbedürftige oder Erzählende zu sein, sondern waren konkret Handelnde, Expert*innen für ihre Lebenswelt, Fotograf*innen, Forscher*innen und Künstler*innen.

Inwiefern sie sich dabei tatsächlich als Forschende im engeren Sinne erlebt haben, lässt sich abschließend kaum einschätzen. Das Prinzip des gemeinsamen Forschens war – aus akademischer Perspektive – nicht konsequent zu vermitteln, bzw. ist im Prozessverlauf für die Mentees als Deutungsfolie für die gemeinsame Arbeit in den Hintergrund gerückt. Aber dass alle Beteiligten aktive und gestaltende Rollen im Forschungsprozess eingenommen und selbst Themen gesetzt haben, ist in jedem Fall als emanzipatorischer Akt zu verstehen

Reflexion von Empowermenteffekten

Im Rahmen des Photovoice-Projektes haben sich, wie bereits an einigen Beispielen beschrieben, zahlreiche Schritte der persönlichen Kompetenzentwicklung ergeben: Individuell durch Erweiterung des persönlichen Handlungsspielraums, z. B. bei der Deutung von Situationen, Wissen über Unterstützungsstrukturen und -möglichkeiten. Die Co-Forscherinnen erlebten im Projekt Wertschätzung für ihre Fähigkeiten und wurden durch die Methoden befähigt, ihre eigene Perspektive zum Ausdruck zu bringen, sie fotografisch zu symbolisieren und öffentlich zu präsentieren.

Mit dem Forschungsprozess waren Empowermenterfahrungen für die Gruppe verbunden. Die Kontakte untereinander sind enger geworden, verbunden mit den Möglichkeiten, sich über Erfahrungen in den Patenschaftsbeziehungen auszutauschen und gegenseitig zu unterstützen. Aber auch nach außen ist die Gruppe zunehmend wirksam geworden: Sie hat an einer Tandemdemo im September teilgenommen, um auf die Belange ehrenamtlich Engagierter aufmerksam zu machen. Mit der Foto-Ausstellung hat die Gruppe ihre eigenen Anliegen öffentlichkeitswirksam dargestellt und damit die Chancen auf mehr Unterstützung erhöht. Zwar konnte der geplante Dialog mit Politiker*innen sowie Schulklassen aus dem Kiez pandemiebedingt nicht umgesetzt werden, dies soll allerdings nachgeholt werden.

Im Folgenden werden die drei Reflexionsebenen – Rollenverhältnisse, Ergebnisse und Empowermenteffekte – noch einmal explizit aus Perspektive der Beteiligten in den Blick genommen. Basis dafür sind vor allem Zitate aus den Reflexionsrunden, Gruppengesprächen und Einzelinterviews.

7.2 Prozess und Wirkungen aus Sicht der Beteiligten

Reflexionen mit Trägerverein

In mehreren Reflexionsgesprächen zu Zwischenständen im Projekt bewerteten Projektleiterinnen, Patinnen und Forscherinnen allein schon das Zustandekommen einer längerfristigen Zusammenarbeit im Rahmen einer festen Gruppe als großen Erfolg. Aus Sicht der Projektleiterinnen war die Zusammenarbeit wertvoll, weil sie vertiefende Einblicke in die Funktion, Wirkungen und Herausforderungen der Patenschaften ermöglicht hat. Das bietet Möglichkeiten zur Reflexion der eigenen Arbeit sowie der Evaluierung und Weiterentwicklung des Patenschaftsprojektes bzw. von Folgeprojekten. „Das Projekt hat gezeigt, dass

man keine Angst haben muss vor bestimmten Themen, dass man keine bestimmte Position da reinbringen muss, sondern dass so eine Patenschaft an den Themen, den Fragen und dem Zuhören reifen kann.“

Gleichzeitig haben sich im Rahmen der Workshops wichtige Einblicke in die Alltagswelt der Kinder und Jugendlichen mit Fluchterfahrung ergeben. Daraus lassen sich zusätzliche Unterstützungsbedarfe für Mentees, aber auch für die Ehrenamtlichen ableiten. Zwar lassen sich in den zentralen Themen – Schule und Sprache – nur schwer Änderungen aus dem Verein heraus anschieben. Aber die Mentees bekamen durch das Projekt eine eigene Stimme, es bot ihnen die Möglichkeit, sich auszudrücken und ihre individuellen Perspektiven zu zeigen: „Die Stimme der Kinder wird gehört. Das haben wir bislang eher stiefmütterlich behandelt: Die Evaluation der Patenschaften mit den Kindern. Mit den Paten sind wir mehr im Gespräch als mit allen andern.“

Veränderungsimpulse durch das Projekt: „Ich schaff das jetzt.“

Nicht zuletzt hat das Projekt offenbar auch zur Stärkung der Beziehungsqualitäten in den Patenschaften sowie der persönlichen Entwicklung einiger Mentees beigetragen: „Ich war überrascht, was die Kinder und Jugendlichen aus freien Stücken erzählt haben, was da so rauskam“, meinte eine Projektleiterin. „Es geht ja nicht nur darum, ein Foto zu machen, sondern es ist ein Stück Persönlichkeit, das die Kinder da zeigen.“

Ebenso sahen das die Patinnen. Nach ihrer Einschätzung fühlten sich die Kinder und Jugendlichen durch die Intensität des gemeinsamen Arbeitens über einen längeren Zeitraum wertgeschätzt. Eine Patin meinte: „Ich habe den Eindruck, dass sich gerade ein Knoten löst, was sich darin zeigt, dass sie [das Patenkind] anfängt zu sprechen. Ich hab’ vorher noch nicht erlebt, dass sie so reflektiert und offen geredet hat, ihre Meinung gesagt hat. Das macht sie seitdem öfter.“

Reflexionen mit den Patentandems, Erfahrung von Zugehörigkeit: Die Gruppe

Ein wichtiger Aspekt der Projektumsetzung war für viele der Co-Forscher*innen das Erleben von gegenseitiger Wertschätzung, der Zugehörigkeit zur Gruppe und der Gegenseitigkeit im sozialen Austausch. „Ich fand’s sehr cool, dass es über so einen langen Zeitraum geführt wurde. Ich hab’ das Gefühl, dadurch sind wir ganz gut zusammengerückt [...] und [dass] eine gewisse Vertrautheit zwischen

uns allen da ist“, beschrieb eine Patin die Erfahrung des Zusammenwachsens als Gruppe. Ein Patenkind bedauerte im Abschlussgespräch: „Ich fand’s schade, dass nicht immer alle dabei waren.“

Erleben von Selbstwirksamkeit: Das gemeinsame Fotografieren

Als motivierend beschrieben sowohl Patinnen als auch Mentees das Gefühl, Verantwortung für die Projektumsetzung zu übernehmen. Die Photovoice-Methode ermöglichte es durch den außerordentlich niedrighenwelligen Ansatz, das Fotografieren als gemeinsame Freizeitgestaltung zu erleben und an bisherige Erfahrungen anzuknüpfen.

„Wir haben auch so schon superviele Fotos außerhalb des Workshops gemacht, die auch richtig schön geworden sind. Aber trotzdem, wenn wir uns dann hingestellt haben und Fotos gemacht haben aus verschiedenen Perspektiven und dann danach gesehen haben, dass das einfach richtig schöne Fotos geworden sind, dann hat das plötzlich angefangen, so richtig Spaß zu machen“, so eine Patin.

Eine andere Patin erzählte: „Als wir erstmal angefangen hatten, die Fotos zu machen, da haben die Jungs gar nicht mehr aufgehört und überall quasi das Projekt umgesetzt.“ Das bestätigte auch ein Patenkind: „Wir haben die ganze Zeit was gesehen und haben dann gesagt, das, das und das wollen wir machen.“

Eine weitere Patin berichtete: „Wir haben uns einen ganzen Nachmittag mit diesem Fotografieren beschäftigt, das hätte ich nicht erwartet. Das hat uns beiden echt Spaß gemacht, verschiedene Motive zu suchen, dies aus verschiedenen Richtungen zu fotografieren.“ Nach anfänglicher Skepsis haben die Fotoaufgaben (Selbstporträts) das Patenkind „da abgeholt, wo sie gerade steht. Sie fühlt sich ernst genommen, in dem, was sie da tut und in den Ergebnissen, die sie produziert.“ Das unterstützt aus Sicht der Patin bestimmte Entwicklungen: Das Patenkind erzählt mehr von sich, wird reflektierter, das Tandem führt mehr tiefer gehende Gespräche.

Die gemeinsamen Workshops wurden als „sicherer Raum“ erlebt, „das war sehr hilfreich“. Wichtig war aus Sicht einer Patin vor allem die erfahrene Wertschätzung der eigenen Arbeit durch die Gruppe, „dass sie positives Feedback auf die Dinge bekommen hatte, die sie vorher produziert hat. Ich glaub, das ist etwas, was sie nicht so oft hören.“ Ihr Mentee habe sich dadurch wertgeschätzt und ernst genommen gefühlt. Das bestärke sie darin, mehr an ihre

eigenen Fähigkeiten zu glauben: „Sie fängt an, sich einen Plan zu machen, wie sie besser lernen kann und sagt so Sachen wie ‚Ich schaff das jetzt‘.“

Ein anderes Patenkind, das ihre Bilder teilweise eigeninitiativ, ohne Patin aufgenommen hat, beschreibt die erlebte Bestätigung so: „Es hat mir Spaß gemacht, wenn ich zuhause so fotografiert hab und als wir das Gruppenfoto gemacht haben. Und ich freu mich auf das nächste Treffen und ich freu mich schon, wenn wir neue Bilder machen.“

Möglichkeit des Perspektivwechsels: Die Gruppengespräche

Im Austausch während der Gruppengespräche konnten Unterschiede und Gemeinsamkeiten erlebt und besprochen sowie Perspektiven gewechselt werden. Damit wächst nicht nur das Gefühl für die eigene Identität, sondern auch die Empathiefähigkeit und Kompetenz, mit kulturellen Differenzen und Mehrdeutigkeiten umzugehen. Das haben auch die Mentees so erlebt: „Ich fand es interessant, was die anderen im Fotoprojekt denken und erleben...über Nachbarschaft, Schule und Freunde.“ Der Perspektivwechsel durch den Austausch sei spannend gewesen: Die Sonne [vgl. Abb. 3] mit „Freunden, Familie und so, das hat mich interessiert. Weil jeder hat eigentlich was Verschiedenes gesagt und jeder hat eine Meinung und verschiedene Gedanken. Ich und meine Schwester haben auch was Verschiedenes gesagt.“

Aber nicht nur die Fähigkeit zur Selbstreflexion, auch die Handlungskompetenz hat nach Einschätzung der Co-Forscher*innen im Projektverlauf zugenommen: „Ich fand es beeindruckend, welche Fragen sich S. so im Leben stellt und welche Kreativität und Spaß das Fotografieren bei uns freigesetzt hat.“, meinte eine Patin. Eine andere Patin hat dies ähnlich erlebt: „Ich fand es toll, die anderen Bilder zu sehen, einfach zu sehen, was für super Ideen die anderen haben. Aber ich hab’ dann auch gemerkt, dass das D. sehr inspiriert hat, was sie so gesehen hat und hat das dann auch ausprobiert.“

Ein Patentandem hat sogar zusammen die Schule des Patenkindes besucht, dort fotografiert und mit der Lehrerin gesprochen.

Die Ausstellung

Ein gemeinsamer Reflexionsworkshop zur Ausstellung war pandemiebedingt nicht mehr möglich, aber der gemeinsame Abschluss des Projektes durch die Vernissage war ein wichtiger Baustein des Projektes.

Die Pandemie hatte viele am erfolgreichen Projektabschluss zweifeln lassen, meint eine Patin: „Ich habe nicht mehr daran geglaubt, dass es wirklich noch was wird mit der Ausstellung.“ Nun noch einmal zusammenzukommen, die gemeinsam erarbeiteten Ergebnisse nach außen zu tragen, erfüllte die Co-Forscher*innen mit großem Stolz. Dieser drückte sich nicht zuletzt darin aus, dass Familie und Freund*innen zur Vernissage eingeladen und Flyer mitgenommen wurden, um weiter für die Ausstellung zu werben.

Viele zeigten sich auch überrascht über die positive Resonanz aus der Nachbarschaft: Nicht nur die Besucher*innen des Kiezcafés und Ehrenamtliche des Vereins kamen zur Vernissage, sondern auch zahlreiche Passant*innen, die sich informierten und die Ausstellung anschauten.

Wertschätzende Worte des Integrationsbeauftragten vom Jugendamt Wedding setzten einen festlichen Rahmen für die Veranstaltung: „Ich bin sehr beeindruckt darüber, dass ihr euch getraut habt, in der Gruppe so offen über euer Erleben und eure Erfahrungen zu sprechen. Das Ergebnis ist wirklich toll.“ Das bekräftigte auch die Bibliotheksleiterin: „Wir sind sehr stolz, dass wir eure wichtige Ausstellung in unseren Räumen zeigen dürfen“.

Weitere Ergebnisse – z. B. die Anliegen der Patentandems sowie des Vereins WIR GESTALTEN e. V. breiter in die Öffentlichkeit zu tragen durch das Anstoßen von Gesprächen im politischen und zivilgesellschaftlichen Raum werden erst in den folgenden Monaten wirklich zu bewerten sein. Einen Ansatz dazu bietet in jedem Fall die Einladung der Bezirksverwaltung von Berlin Wedding, die Ausstellung auch im Rathaus Mitte der Öffentlichkeit zu präsentieren. Die Ausstellung wird zudem 2021 ein weiteres Mal in der Stadtteilbibliothek Wedding zu sehen sein

LITERATURVERZEICHNIS

Beer, I., Milstrey, U., Weiß, H. & Schnur, O. (2020): „Ich habe alle Worte vergessen“. Veränderte Lebenswelten von Geflüchteten in Zeiten von Covid-19. vhw werkSTADT, Nr. 46, Berlin.

https://www.vhw.de/fileadmin/user_upload/08_publicationen/werkSTADT/PDF/vhw_werkSTADT_Lebenswelt_Gefluechteter_Corona_Nr_46_2020.pdf. Letzter Zugriff: 14.12.2021

DESI-lfS 2020: Erste Ergebnisse aus der Wirkungsanalyse zum Patenschaftsprogramm „Menschen stärken Menschen“. Ausgewählte Folien für den 5. BBE-Fachkongress zum Programm „Menschen stärken Menschen“ 27./28.10.2020. https://www.b-b-e.de/fileadmin/Redaktion/04_Projekte/06_PatInnen_MentorInnen_Lot-sInnen/2020-12-Fachinformation-DESI-lfS_Wirkungsanalyse.pdf. Letzter Zugriff: 14.12.2021

Gesemann, F., Nentwig-Gesemann, I., Seidel, A. & Walther, B. (2020a): Lotsen-, Mentoren- und Patenprojekte: Systematisierungen – Wirkungen – forschungsmethodische Zugänge. Eine Einführung. In: Engagement für Integration und Teilhabe in der Einwanderungsgesellschaft. Berlin: 1-25.

Gesemann, F., Höfler, L. J., Jendricke, J. & Roeder A. (2020b): Engagiert durch die Krise. Auswirkungen der Corona-Krise auf Patenschaften. Ergebnisse einer Online-Befragung von Patinnen und Paten im Rahmen des Bundespatenschaftsprogramms „Menschen stärken Menschen“. 4. bis 18. Mai 2020. DESI-Bericht_Engagiert durch die Krise. Auswirkungen der Corona-Krise auf Patenschaften_final

Han-Broich, M. (2012): Ehrenamt und Integration. Die Bedeutung sozialen Engagements in der (Flüchtlings-)Sozialarbeit. Wiesbaden.

Han-Broich, M. (2015): Engagement in der Flüchtlingshilfe – eine Erfolgversprechende Integrationshilfe. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 14-15/2015. www.bpb.de/apuz/203551/engagement-in-der-fluechtlingshilfe?p=all. Letzter Zugriff: 14.12.2021.

von Köppen, M., Schmidt, K. & Tiefenthaler, S. (2020): Mit vulnerablen Gruppen forschen – ein Forschungsprozessmodell als Reflexionshilfe für partizipative Projekte. In: Hartung, S., Wihofszky, P. & Wright, M. T. (Hrsg.) (2020): Partizipative Forschung. Ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden. Wiesbaden: 21-62.

Schulz, C. & Sauerborn, K. (2019): Wirkungsevaluation des Patenschaftsprogramms der Stiftung Bildung. Ergebnisse für den Programmzeitraum 2016-2018. https://www.stiftungbildung.com/wp-content/uploads/Evaluationsbericht_zum_Patenschaftsprogramm_2016.pdf. Letzter Zugriff: 14.12.2021.

3

Nachbarschaftsgarten „Grünes Eck“



© Weiß

Träger des Praxisprojekts Nachbarschaftsgarten

MIKADO e. V.

Karl-Bernau-Ring 51

14641 Nauen

Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL, Projektbericht

Helene Weiß, Forschungsverbund

Renate Timme, Forschungsverbund

Kooperationspartnerschaften

Sarah Götze, Quartiersmanagerin, Mikado e. V.

Co-Forschende, Mitwirkende

Vier Erwachsene mit Fluchtbiografie

1 Nach der Flucht in Nauen ankommen

In Nauen kooperierten wir mit dem Praxisprojekt Nachbarschaftsgarten Grünes Eck. Der Träger Mikado e.V. brachte sich in das Forschungsvorhaben PERSPEKTIV-WECHSEL mit dem Ziel ein, im Nachbarschaftsgarten die Begegnungen zwischen Einheimischen und Neubürger*innen mit Fluchtbiografie zu fördern.

Die Laienforscher*innen entschieden sich jedoch dafür, mit uns über das Erlernen und Einüben der deutschen Sprache zu forschen, also für ein Querschnittsthema zu Teilhabe im Kontext von Flucht und Ankommen. Die Ergebnisse geben Einblicke in das Lernen der Verkehrssprache Deutsch. Sie zeigen Möglichkeiten und Grenzen auf, denen Geflüchtete in Integrationskursen, bei informellen Gelegenheiten und im Nachbarschaftsgarten begegnen.

Zitate von Co-Forschenden und Interviewpartner*innen veranschaulichen die Beschreibungen. Zur besseren Verständlichkeit sind sie teilweise sprachlich leicht geglättet, auch um die Aufmerksamkeit mehr auf die Inhalte als auf sprachliche Mängel zu lenken. Da eine Co-Forscherin Anonymität wünschte, gibt es keine Fotos mit Personen und werden im Bericht keine Namen genannt.

Nauen

Nauen liegt im ländlich geprägten Havelland, etwa 45 km von Berlin entfernt. Geflüchtete treffen dort auf eine wenig diverse Bevölkerung und keine ausdifferenzierte Unterstützungsstruktur. Dies sind typische lokale Bedingungen für das Teilhaben in ländlichen Räumen im Land Brandenburg.

Gleichwohl bieten ländliche Räume jeweils eigene Voraussetzungen (vgl. Rösch et al. 2020). Anhand der Informationen von Co-Forscher*innen und lokalen Akteuren skizzie-

ren wir Rahmenbedingungen, auf die Geflüchtete in Nauen treffen und mit denen sie zurechtkommen (müssen).

Die Bevölkerung wächst

Während viele brandenburgische Kleinstädte bis heute die Folgen der nach der Wende eingesetzten Abwanderung spüren, erfreut sich Nauen seit Jahren am Zuzug vor allem junger Menschen und Familien aus Berlin. Vorteile bieten die günstige Lage am Rande des Berliner Speckgürtels, ausreichend Land für neue Wohngebiete und eine sehr gute ÖPNV-Verbindung nach Berlin. Aktuell leben in Nauen, inklusive der 14 Ortsteile, rund 18.000 Menschen auf 268 km²; die Stadt gehört zu den flächengrößten Kommunen Deutschlands.

Der Wohnungsmarkt ist dicht

Unsere Gesprächspartner*innen gehen davon aus, dass etwa 100 Personen mit Fluchtgeschichte in einer Mietwohnung im Stadtteil leben, der zum Programmgebiet Sozialer Zusammenhalt – Soziale Stadt gehört und in dem auch das Forschungsprojekt durchgeführt wurde. Aktuelle statistische Daten liegen dazu zwar nicht vor, doch der Bedarf übersteigt die tatsächlichen Angebote – der Wohnungsmarkt in Nauen ist dicht.

Aufgrund des Wohnungsmangels ist es nahezu unmöglich, aus dem Übergangswohnheim heraus eine Wohnung zu finden. Es liegt am Rande des Wohngebiets Innenstadt Ost und bietet geschätzt etwa 200 Personen Unterkunft.

„Es gibt hier keine Wohnungen. Und wenn doch eine frei ist, dann wollen die Vermieter keine Flüchtlinge. Ich kenne niemand, der außer mir hier eine Wohnung gefunden hat.“
Co-Forscher

Gesprächspartner*innen berichteten, dass viele Geflüchtete Nauen verlassen, sobald es ihr Status erlaubt; sie ziehen nach Rathenow, Berlin oder Potsdam. Diesen Trend beobachten viele Kleinststädte und er lässt sich belegen: Zwar blieb die Zahl syrischer Flüchtlinge im

Land Brandenburg über die letzten Jahre ziemlich konstant, viele zogen jedoch vom Land in die Städte (vgl. Maier-Borst 2020).

Prekäre soziale Lebensverhältnisse

Geflüchtete, die im Übergangwohnheim oder in dezentralen Wohnungen leben, treffen auf ein Quartier mit multiplen sozialen Problemlagen und Herausforderungen. Das Integrierte Stadtteilentwicklungskonzept der Stadt (IEK 2018: 25) nennt insbesondere folgende Aspekte:

- Hoher Anteil der Leistungsempfänger*innen nach SGB II,
- sehr hoher Anteil von Kindern, die von Sozialleistungen abhängig sind,
- vergleichsweise viele Einkommensschwache,
- mangelhafte oder als mangelhaft empfundene gesellschaftliche Teilhabe der Quartiersbewohner*innen.

Flüchtlinge ja, aber...

Besonders 2015 formierte sich offener Widerstand von rechts gesinnten Kräften gegen die Aufnahme von Geflüchteten. Nach einem Brandanschlag auf eine für Geflüchteten vorbereitete Turnhalle berichtete Thoralf Cleven in der Märkischen Allgemeinen Zeitung (2015), dass „in der Region neben Entsetzen über die Brandstiftung mehr oder weniger offen Zustimmung zu vernehmen [war]. Motto: Wenigstens können hier erst einmal keine Fremden einziehen.“

Unsere Gesprächspartner*innen beklagten Jahre später neben negativen Stimmungen gegenüber den Zugewanderten eine mangelnde lokalpolitische Unterstützung der mit Integration befassten Einrichtungen. Und unsere Co-Forscher*innen sahen in der verbreiteten ablehnenden Haltung der Nauener Bevölkerung ein Hemmnis für das Einleben und Ankommen. Beispielhafte Aussagen für die „Ja, aber...“-Haltung waren: „Flüchtlinge dürfen nichts for-

dern“, „sie sollen sich mehr anpassen“ oder „sie dürfen nicht in großen Gruppen durch die Stadt laufen“.

Überschaubares Unterstützungssystem

Trotz engagierter Arbeit einiger Vereine kann eine Kleinstadt wie Nauen kein breites Angebot für Geflüchtete bieten; wenige Träger unterbreiten wenige Angebote; die Migrationsfachdienste sind nicht vor Ort.

Willkommensinitiative Nauen

Dem Bündnis gehören verschiedene Institutionen, Initiativen, Vereine sowie Lokal- und Landespolitiker*innen an. Die Gründung erfolgte 2015, um Geflüchtete nach ihrer Zuweisung nach Nauen zu begleiten und ihre Orientierung vor Ort zu fördern. Trotz erheblicher finanzieller Probleme existiert die Initiative noch und soll weiter aufrechterhalten werden. Seit März 2020 wurden alle Aktivitäten pandemiebedingt eingestellt (Stand August 2020).

Humanistischer Freidenkerbund Havelland e. V.

Als Koordinator übernahm der Freidenkerbund 2015 verschiedene Aufgaben, um das Ankommen der Menschen in Nauen zu begleiten, z. B. ehrenamtliche Sprachkurse, Informationen über Unterbringung/Asylfragen, Patenschaften, Begegnungs-Café. Im Januar 2020 kürzte die Stadt Nauen die Mittel für diese Arbeit; ein Interkulturelles Nachbarschaftscafé wird ehrenamtlich aufrechterhalten.

Übergangwohnheim

Das Übergangwohnheim Nauen ist mit einer Kapazität von 255 Plätzen das zweitgrößte von insgesamt acht solcher Einrichtungen im Havelland. Es wird von der Johanner-Unfall-Hilfe e. V. betrieben; eine Leitungskraft, drei Sozialarbeiter*innen und drei Ehrenamtliche sind dort tätig.

Nach Auskunft der Leiterin vom April 2019 lebten hier Menschen aus 23 Nationen, vor allem Familien. Zunehmend wurden Menschen aus Subsahara Afrika zugewiesen. Nur etwa 35 Prozent der Bewohner*innen können mit einem positiven Asylbescheid rechnen.

2 Praxisprojekt Nachbarschaftsgarten Grünes Eck

2.1 Ziele und Aktivitäten

Der Nachbarschaftsgarten Grünes Eck liegt auf einem Eckgrundstück inmitten des Soziale-Stadt-Gebietes Innenstadt Ost. Im direkten Umfeld gibt es einige Eigenheime, überwiegend wohnen die Menschen in Plattenbauten.

Seit 2018 koordiniert Mikado e.V. den Garten; 2019 übernahm der Verein zusätzlich das Quartiersmanagement. Für beide Aufgaben standen der Quartiersmanagerin 10 Stunden pro Woche zur Verfügung. Für die Begegnungsarbeit im Nachbarschaftsgarten existierte keine separate Finanzierung.

Ziel: Soziale Kohäsion

Im Herbst 2014 wurden im Land Brandenburg eine Reihe neuer Quartiere in das städtebauliche Förderprogramm *Soziale Stadt* aufgenommen; als Indikatoren wurden vor allem die sehr niedrige Wahlbeteiligung und die Häufung sozialer Problemlagen herangezogen. Beide Kriterien treffen auf das Quartier Innenstadt Ost zu (vgl. IEK 2018).

Das primäre Ziel des Nachbarschaftsgartens und des Quartiersmanagements ist es, die Menschen für ihr Quartier und dessen Entwicklung zu interessieren, die Identifikation mit ihrem Wohngebiet zu stärken und das nachbarschaftliche Zusammenleben zu unterstützen. Die Angebote des Nachbarschaftsgartens zielen darauf, gegenseitige Akzeptanz und soziale Kohäsion zwischen den Milieus und Generationen zu fördern. Ein Teilziel ist die soziale Teilhabe der Geflüchteten und der Abbau von Vorbehalten bei der angestammten Bewohnerschaft. Angesichts des geringen Stundenkontingents ist jedoch nicht absehbar, wie diese Ziele auch nur ansatzweise eingelöst werden können.

Das Praxis-Projekt im Überblick

Träger: Mikado e.V.
Start: 01.01.2019
Ende: 31.12.2020
Finanzierung: über Quartiersmanagement

Der Verein Mikado e.V. beteiligt sich mit dem Praxisprojekt Nachbarschaftsgarten Grünes Eck am Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL. Seit mehr als 20 Jahren führt Mikado soziale Angebote in Nauen, Falkensee und Ketzin für Kinder, Jugendliche und Familien durch. Mikado ist Mitglied der Nauener Willkommensinitiative und regional bekannt für sein Engagement für Vielfalt und Demokratie.

Aktivitäten im Nachbarschaftsgarten

2019 fanden im Nachbarschaftsgarten durch das Quartiersmanagement und Ehrenamtliche 16 organisierte Aktionen statt: z. B. Pflanzentausch, Insektenhotel bauen, Grillen, Kürbisschnitzen, Halloweenparty, Weihnachtsbaum aufstellen. Die Feste im Jahresverlauf wurden gut angenommen, doch wurde der Garten laut Quartiersmanagerin wenig als Begegnungsort mit neu Zugewanderten genutzt. Viel Zuspruch erfuhren die Aktivitäten für Kinder, die neben dem Gärtnern kreative Angebote umfassen. Die Pflanzkästen wurden von Schulen und Kitas aus dem Quartier bestückt und gepflegt. Mit beschatteten Sitzmöbeln bietet sich der Garten auch als informeller Treffpunkt an.

2.2 Zusammenarbeit mit dem Praxisprojekt

Die Zusammenarbeit mit dem Praxisprojekt betraf organisatorische und inhaltliche Aspekte. Mikado stellte für das Forschungsprojekt Räume zur Verfügung und vermittelte den Zugang zu anderen lokalen Akteuren. Eine Mitarbeiterin begleitete nahezu alle Treffen mit der Forschungsgruppe sowie die Gespräche mit externen Expert*innen. Sie informierte uns über Vorhaben im Nachbarschaftsgarten, lud zu Planungs- und Netzwerktreffen ein und nahm sich Zeit für gemeinsame Reflexionen.

Kooperatives Forschungsinteresse: „Mehr Geflüchtete erreichen“

Für Mikado e. V. waren Fragen der Begegnungsarbeit zwischen Neu- und Altbürger*innen zentral. Sie berührten auch begünstigende und hemmende Rahmenbedingungen, den Umgang mit rassistischen Vorurteilen und die Erreichbarkeit der Menschen im Nachbarschaftsgarten.

Gemeinsam reflektierten wir die Öffentlichkeitsarbeit des Quartiersmanagements, den Einfluss der kommunalen Politik, die lokale Netzwerkarbeit sowie Möglichkeiten und Grenzen der Begegnungsarbeit – während der ersten coronabedingten Kontaktbeschränkungen im Frühjahr 2020 überwiegend per Videotelefonie.

Der Nachbarschaftsgarten im partizipativen Forschungsprozess

Da die Co-Forscher*innen ein anderes Interesse am partnerschaftlichen Forschen einbrachten als der Kooperationspartner Mikado, wurde deren Themenvorschlag priorisiert: Sie wählten das Erlernen der deutschen Sprache und damit ein Querschnittsthema für Teilhabe im Kontext von Flucht und Ankommen. So spielte der Nachbarschaftsgarten Grünes Eck zwar nach wie vor eine Rolle, war aber nicht zentraler Gegenstand. Titelgebend blieb er dennoch. Auch behielten die Fragen von Mikado e. V. hinsichtlich Erreichbarkeit geflüchteter Menschen und Begegnungsarbeit einen Stellenwert.

Zusammenarbeit mit Mikado

Die Mitarbeiterinnen von Mikado e. V. unterstützten die Umorientierung hin zum Thema Sprache, „weil mit Sprache viele weitere strukturelle Probleme zusammenhängen. Für die Geflüchteten in Nauen ist es ein sehr wichtiges Thema“.



Abbildung 43: Der Nachbarschaftsgarten im Frühjahr 2019 © Weiß

Rückblickend beschrieben sie die Zusammenarbeit mit dem Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL als persönlich, offen und vertrauensvoll und schätzten das gemeinsame Nachdenken und Reflektieren über die Arbeit im Nachbarschaftsgarten.

Die Arbeit mit der Forschungsgruppe beurteilte die Mitarbeiterin von Mikado als „manchmal zu theoretisch, da man schwer in die praktische Umsetzung kam“. Die teils umständliche Terminkoordination führte zu langen zeitlichen Abständen zwischen den Treffen und die Forschungsfrage war in der ersten Arbeitsphase nicht genügend kommunikativ ausformuliert (vgl. 3.1).

Im Folgenden beschreiben wir den partizipativen Forschungsprozess und die dabei angewandten Methoden.

Die prozessbegleitenden, dialogischen Reflexionen fanden zwischen den zwei Verbundforscherinnen statt sowie mit der Fokusgruppe und in der letzten Phase mit einem Co-Forscher. Für eine systematische Darstellung orientieren wir uns an den Forschungselementen nach von Köppen et al. (2020: 30), die ein Modell für die Reflexion partizipativer Forschungsprozesse vorlegten.

3 Deutsch lernen: Das Thema der Co-Forschenden

3.1 Forschungsinteressen und Fragen

Wie können Sprachkurse bedarfsgerechter gestaltet werden?

Zu Beginn des Forschungsprozesses standen Fragen zu den Integrations- und Sprachkursen im Mittelpunkt: Wie können die Sprachkurse in Nauen beschrieben und verbessert werden? Wie können Geflüchtete über den Zugang zu Kursen besser informiert werden? Ziel war es, Zugang und Qualität zu untersuchen und zu verbessern. Zur ersten Frage arbeitete die Fokusgruppe, die zweite Frage erledigte sich durch eigeninitiatives Handeln: Zwei der Co-Forscher*innen fanden heraus, dass es eine freie Trägerwahl für Integrations- und Sprachkurse gibt; sie meldeten sich zwischen den Treffen zu Kursen an und gaben die Information an die anderen Co-Forscher*innen weiter.

Wie gelingt das Weiterlernen in Nauen nach dem Kursbesuch?

Im Sommer 2020 reflektierten die Verbundforscherinnen und ein Co-Forscher den Zwischenstand und erweiterten im Ergebnis die Forschungsfrage. Die Begründung des Co-Forschers dazu lautete: „Die Schule (Sprach- und Integrationskurs, d. Verf.) ist nur der Anfang. Genauso wichtig ist, wie es danach weiter geht.“ Die Forschungsfrage lautete ab da: Welche Möglichkeiten haben Zugewanderte in Nauen, die deutsche Sprache zu praktizieren, zu verbessern und von wem erhalten sie Unterstützung dabei?

3.2 Zugang, Arbeitsbasis und Thema entwickeln

Den Zugang zum Feld finden

Mikado e.V. vermittelte uns Kontakte zu relevanten lokalen Akteuren wie dem Übergangwohnheim oder den Freidenkern und deren Interkulturellem Nachbarschaftscafé. Dabei erfuhren wir viel über die Probleme und die Zusammenarbeit in der lokalen Unterstützungslandschaft sowie über Stimmungen gegenüber Geflüchteten, jedoch wurden keine Beziehungen zu potenziellen Mitforschenden geknüpft. Von Mikado und anderen Akteuren hörten wir oft, dass sie nur schwer erreichbar seien.

Wir organisieren ein Fest

Mit der Aussicht, beim Zuckerfest¹¹ geflüchtete Menschen anzutreffen und in Gesprächen für das partnerschaftliche Forschen interessieren zu können, organisierten wir dieses Fest mit Mikado e.V. im Nachbarschaftsgarten. Dort gelang es über direkte Ansprache, vier Menschen für unser Vorhaben zu gewinnen. So starteten wir im Juli 2019 mit einem ersten Gruppentreffen die partizipative Forschungsarbeit.

Vier Co-Forscher*innen

In der Forschungsgruppe arbeiteten vier erwachsene Personen mit, drei Männer und eine Frau. Sie kamen aus Syrien und Iran. Die Frau lebte im Übergangwohnheim, die Männer in eigenen Wohnungen im Stadtteil Innenstadt Ost. Sie leben seit drei bis vier Jahren in Nauen und verfügen

11 Eid al-Fitr – das Fest zum Fastenbrechen nach dem Ramadan, ein hoher muslimischer Feiertag

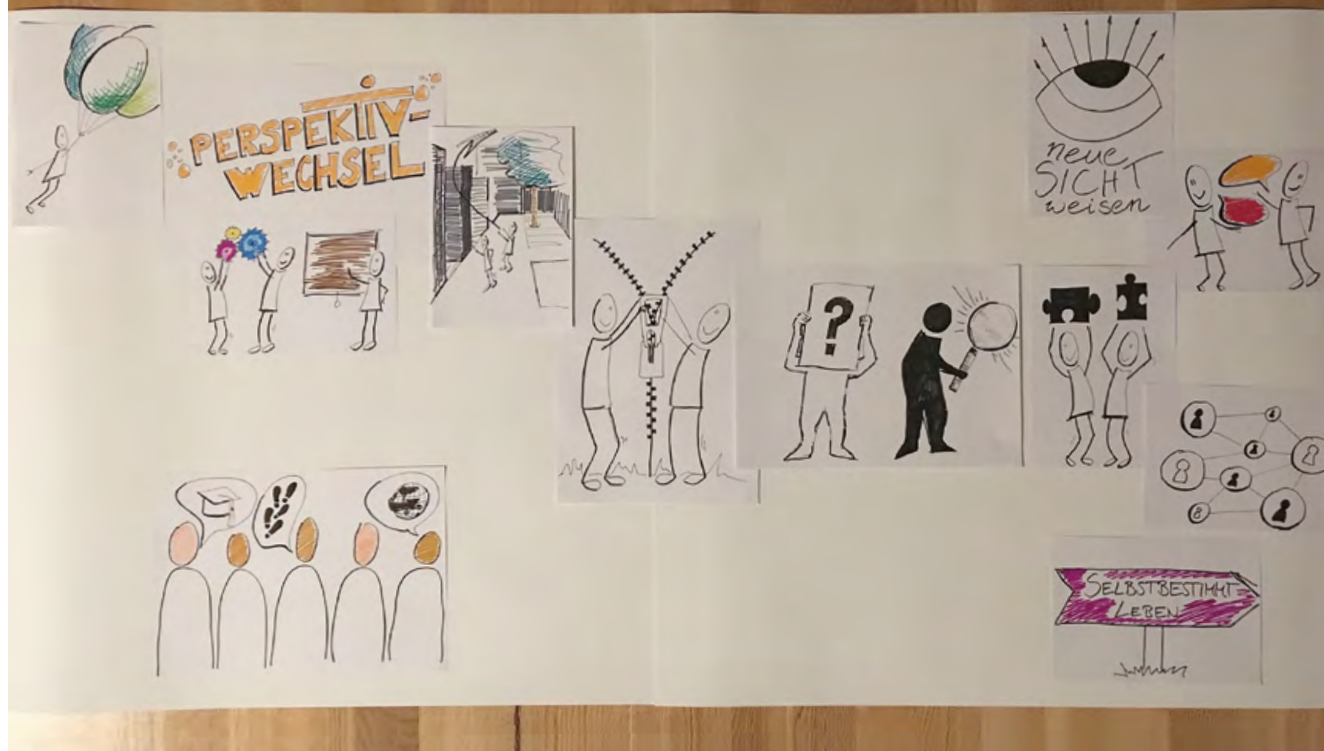


Abbildung 44: Graphische Darstellung zur Erläuterung eines partizipativen Forschungsprozesses © Renate Timme

über Berufserfahrungen aus dem Herkunftsland: zwei im Lebensmittelhandel, zwei in akademischen Berufen.

Als die Gruppe startete, befand sich niemand von ihnen in einem Arbeitsverhältnis. Das änderte sich im Sommer 2020. Nach der pandemiebedingten Pause arbeiteten zwei der Männer in Vollzeit – sie konnten sich aus Zeitmangel nicht weiter beteiligen. Auch brach der Kontakt zur Mitforscherin ab. So ist nur noch ein Co-Forscher bis Dezember 2020 dabei geblieben.

Eine gemeinsame Basis entwickeln: Motive, Rollen, Sprache

Von Köppen et al. (2020) behandeln die Klärung der Motive und Rollen sowie die Entwicklung einer gemeinsamen Sprache als Kernthemen, die es für die Herstellung eines sicheren Raumes zum gemeinsamen Forschen in den Blick zu nehmen gilt. Bei diesen Aspekten geht es darum, eine gemeinsame Arbeitsfähigkeit zu entwickeln und sie im gesamten Forschungsprozess aufrecht zu erhalten.

Motiv für Mitarbeit: „Es ist für uns“

Das Interesse der Co-Forscher*innen war zunächst nicht auf Forschung gerichtet. Vielmehr nutzen sie das Angebot aus dem gleichen Grunde, aus dem sie auch Projektangebote wie den Nachbarschaftsgarten in Anspruch nahmen: sie suchten Kontakte zu Einheimischen und wollten die deutsche Sprache praktizieren.

„Ich mache in Projekten mit, damit ich Deutsch mit Deutschen sprechen kann.“
Co-Forscher

Beim gegenseitigen Kennenlernen zeigte sich ein weiteres Motiv. Sie erwarteten, dass ihr Mitmachen die Situation geflüchteter Menschen in Nauen verbessern könnte. Diese Erwartung begegnete uns auch bei den Interviews, die ein Co-Forscher im zweiten Projektjahr durchführte.

Eine gemeinsame Sprache finden

Da die Menschen erst seit wenigen Jahren hier leben, erwies sich das Deutschlernen als doppelte Herausforderung: Zum einen ging es um eine grundsätzliche Verständigung und zum anderen um das notwendige Vokabular für gemeinsames Forschen.

Eine Vorstellung vom Prozess und Prozessvokabular vermittelten wir mit einer selbst erstellten Grafik (siehe Abb. 3), die auch hilfreich war, um über Rollen und Zusammenarbeit zu sprechen.

Ein Co-Forscher übernahm die arabisch-deutsche Sprachmittlung; für persisch-deutsch nutzten wir einen Online-Übersetzer. Eine externe Sprachmittlung sahen damals weder wir noch die Gruppe als notwendig an, da alle Beteiligten zumindest über Grundkenntnisse der deutschen Sprache verfügten.

Interne Sprachmittlung ist zweite Wahl

Im Rückblick sehen wir das anders. Übersetzungen ins Deutsche brauchten wir vor allem bei eigensprachlichen Diskussionen, die zum Prozess gehörten. Doch schränkte die Doppelrolle den sprachvermittelnden Co-Forscher in der aktiven Beteiligung ein und minderte damit die partizipative Validität. Auch machten wir die Erfahrung, dass sich Online-Übersetzer zwar für einzelne Begriffe oder Zweiergespräche eignen, nicht aber für eine kontinuierliche Gruppenarbeit.

Unser Fazit: Für eine partizipative Forschungsgruppe, in der die Beteiligten – seien es Co-Forschende oder beruflich Forschende – auf Sprachmittlung angewiesen sind, ist eine externe Sprachmittlung erforderlich. Die lückenhafte Verständigung ist nicht nur herausfordernd für die Moderation; sie mindert auch die Teilhabechancen der Forschungspartner*innen. Langsames Sprechen war hilfreich, konnte jedoch Sprachlücken nur bedingt kompensieren. Das ungleiche Sprachniveau führte dazu, dass die Redezeiten sehr unterschiedlich ausfielen. Außerdem stellten wir fest, dass Nachfragen, ob alle verstehen worüber gesprochen wird, wenig hilfreich sind.

Fachliche Beiträge zur interkulturellen Kommunikation weisen darauf hin, dass bei vergleichbaren Fragen in kollektiv orientierten Kulturen ein „Ja“ höflich ist, während ein „Nein“ das Gegenüber schlecht aussehen lässt, z. B. wegen unverständlicher Erklärung oder Sprache (vgl. Schmidt 2017).

Rollen und Beziehungen

Die Verbundforscherinnen starteten im Tandem. Ihre Aufgaben umfassten das Vermitteln und Moderieren des methodischen Parts. Gleichzeitig organisierten sie alle Treffen mit den Co-Forscher*innen und/oder dem Träger und knüpften Kontakte zu externen Expert*innen. Die Rolle der Co-Forscher*innen umfasste anfangs die Mitwirkung in der Fokusgruppe, später führte ein Co-Forscher selbstständig Interviews in der eigensprachlichen Community durch und arbeitete an der Auswertung und Interpretation der Ergebnisse mit.

Vertrauensbildend wirkte anfangs die Mitwirkung der Quartiersmanagerin und des Co-Forschers, der bei den anderen als Unterstützer – etwa Formularhilfe, Begleitung zu Behörden – anerkannt war. Auch Hinweise zu Freiwilligkeit, zum Schutz persönlicher Daten und Interessen trugen dazu bei. Schließlich wirkten die praktischen Er-

fahrungen der Verbundforscherinnen im Handlungsfeld Flucht und Teilhabe vertrauensbildend.

Machtgefälle und Schutzbedarf

Der sichere Raum für partizipative Forschung verlangt nach von Köppen et al. (2020: 31.f.), den Schutzbedarf der Co-Forschenden zu reflektieren. In der Nauener Forschungsgruppe war die informationelle Selbstbestimmung besonders wichtig; wir verzichteten deshalb auf Fotos, über deren weitere Verbreitung die Mitglieder der Gruppe keine Kontrolle haben. Denn nicht alle, die vor Verfolgung flüchteten, fühlten sich in Deutschland vor dieser sicher. Ab Sommer 2020 vergüteten wir die Mitwirkung eines Co-Forschers.

Gleiche Augenhöhe war nicht nur bei der Bearbeitung der Forschungsfragen von Bedeutung. Sie hatte auch dort ihren Platz, wo keine Rolle definiert und der Gesprächsfluss offen war und der Zufall eine Rolle spielte – Informelle Gespräche erwiesen sich als wichtige Quelle für Informationen und Reflexionen (vgl. Wihofszky et al. 2020). Im Verlauf der Forschungsarbeit, mit zunehmender Vertrautheit, nahm diese Art der Gespräche zu.

Um das Machtgefälle zwischen beruflich Forschenden und Co-Forschenden zu reduzieren, braucht es möglicherweise noch konsequentere Dialog-Formate. So könnten im Kontext von Zuwanderung, in dem das Wissen um gesellschaftliche und institutionelle Systeme sowie soziale Handlungsmöglichkeiten ungleich verteilt ist, Peer-Interviews hilfreich sein.

„Man darf sich gegenseitig zu nichts zwingen“

Gab es in der Kommunikation Fallstricke aufgrund der kulturell verschiedenen Sozialisationen? Stellt unser sozialisationsbedingter Eurozentrismus ein Hemmnis dar? Diese Fragen, die in unseren Reflexionen eine Rolle spielten, wurden von den Co-Forscher*innen verneint. Für sie gab es keine Entweder-Oder-Sichtweise, vielmehr wollten sie gemeinsam arbeiten „wie in einer Familie, die eine Lösung sucht“ und dem Grundsatz folgen: „Man darf sich gegenseitig zu nichts zwingen“.

„Wir haben wie in einer Familie gearbeitet, die eine Lösung sucht.“ Co-Forscher

Eigene blinde Flecken aufdecken

Auch wenn die Rückmeldungen der Co-Forscher*innen dazu keinen Anlass geben mochten, so beschäftigte uns

die Frage der asymmetrischen Kommunikation weiter. Hinsichtlich eurozentrischer Denkweisen würden wir künftig über Supervision nachdenken, um eigene blinde Flecken und unbewusste Gewohnheiten im eigenen Verhalten aufzudecken und einer Veränderung zugänglich zu machen. Als hilfreich für die Selbstreflexion haben wir den IAT – Implicit Association Test¹² angesehen. Denn Macht „potenziert die Wirksamkeit des Menschen, dies unabhängig davon, ob sie förderlich oder verletzend, verbindend oder trennend ausgeübt wird“ (Yousefi 2018: 177).

Problemverständnis und Themenwahl

Mit der Leitfrage „Was erschwert das Einleben in Nauen?“ führten wir ein moderiertes Gruppengespräch, um das Themenspektrum zu eruieren. Ergebnis waren vier Themen, die von den Co-Forscher*innen als wichtig erachtet wurden.

Beim Folgetreffen gewichteten alle Beteiligten die Themen mittels Punktevergabe: Die Entscheidung fiel auf „Deutsch lernen“.

Auf diese Wahl hatte die aktuelle Erfahrungswelt einen großen Einfluss. So berichteten die Co-Forschenden davon, dass im März 2019 ein ganzer Sprachkurs die Prüfung nicht schaffte und der Integrationskurs ohne weitere Informationen und Alternativen abgebrochen wurde. Alle Teilnehmenden waren orientierungslos in Bezug auf das weitere Vorgehen. Dies war Thema in der Community und führte dazu, dass „Deutsch lernen“ als Forschungsgegenstand bevorzugt wurde.

„Das muss doch auffallen, wenn ein ganzer Kurs durchfällt. Das muss doch Gründe haben.“ Co-Forscher

3.3 Das Thema untersuchen: Methoden

Das Sammeln von Material und das Erheben von Daten und Phänomenen zum Forschungsthema „Deutsch lernen“ starteten wir mit Fokusgruppengesprächen und einem Fachgespräch mit lokalen Akteuren. Im zweiten Jahr führte ein Co-Forscher halbstrukturierte Interviews mit Geflüchteten durch.

Fokusgruppen

Fokusgruppen werden in partizipativen Studien oft und in verschiedenen Versionen angewandt. Bär et al. (2020) stellen aufgrund ihrer Literatursichtung fest: „Sie alle eint, dass zielgerichtet zu einem Thema innerhalb eines zeitlichen Rahmens diskutiert wurde“ (ebd.: 227) und empfehlen aufgrund der großen Bandbreite, die methodische Umsetzung im jeweiligen Forschungskontext konkret zu beschreiben.

An der Forschungsgruppe „Deutsch lernen“ waren die beruflich Forschenden und vier Co-Forscher*innen beteiligt. Den inhaltlichen Schwerpunkt bildete ihr Alltagswissen über die Sprach- und Integrationskurse in Nauen, ihre Einschätzungen hinsichtlich Qualität und Zugang sowie daraus resultierende Veränderungsvorschläge. Das Datenmaterial wurde meist mit Moderationskarten gesammelt.

Die Vorbereitung, Moderation, Dokumentation und Aufbereitung der Ergebnisse übernahmen die Verbundforscherinnen. Mit der Diskussion und Überprüfung vorangegangener Ergebnisse begann die jeweils darauffolgende Sitzung. Dadurch gestaltete sich die Auswertung als kontinuierlicher und kontrollierter Prozess.

Prozesssteuerung und aktive Beteiligung ausbalancieren

Bär et al. (2020) empfehlen für die Moderation von Fokusgruppen eine weitgehend zurückhaltende Steuerung: „Wie stark die Moderation das Gespräch lenkt, ist in der partizipativen Forschung eine besonders sensible Frage. Im Sinne einer partizipativen Gestaltung gilt es, die Diskussion eher zurückhaltend zu steuern“ (ebd.: 218). Diese Einschätzung teilen wir.

Vor allem haben wir das Ausbalancieren von direktiven und non-direktiven Phasen als Herausforderung erlebt. Zwar hätte in manchen Phasen eine aktivere Rolle der Verbundforscherinnen die Strukturiertheit und Übersichtlichkeit zu Diskussionsstand und Perspektivenvielfalt erleichtern können. Zum anderen wäre in einigen Situationen, insbesondere bei der Formulierung von Leitfragen und bei gemeinsamen Zwischenauswertungen, mehr Zurückhaltung der Verbundforscherinnen empfehlenswert gewesen.

12 Dieser Test liegt als kostenfreie Demoversion vor. Er will das Erkennen von und das Verständnis für unbewusste Vorlieben und Überzeugungen fördern, z. B. in Bezug auf Hautfarben, Alter, Geschlecht etc. <https://implicit.harvard.edu/implicit/germany/takeatest.html>. Letzter Zugriff: 10.06.2023

Erzählen ist wichtig

Phasenweise hatte die Fokusgruppe Elemente eines Erzählcafés. Diese Methode hat zum Ziel, einen möglichst offenen, wertfreien Raum zu schaffen, der Möglichkeiten zum Austausch und zur interaktiven Bildung eröffnet und nicht die gezielte Datenerhebung in den Mittelpunkt stellt. Eine praxisorientierte Beschreibung der Methode bietet das Netzwerk Erzählcafé Schweiz (2019), die unsere Erfahrung bestätigt: Wenn Forschung an das subjektive Alltagswissen anknüpft, dann braucht es Geschichten, um Sichtweisen verständlich zu machen.

Tupoka Ogette (2019) diskutiert dies für die Rassismusforschung, was aus unserer Sicht auch für den Kontext von Flucht und Ankommen übertragen werden kann. Ein generelles Plädoyer für das Erzählen im sozialwissenschaftlichen Kontext formliert der Kulturtheoretiker Jan Söffner (2018): „Die Geisteswissenschaften sehen sich einem Relevanzverlust ausgesetzt. Das hat auch damit zu tun, dass sie über all ihren Methoden und Analysen das Erzählen vergessen. Dabei wären gute Geschichten in der krisenhaften Gegenwart besonders wichtig.“

Fokusgruppen brauchen mehr Treffen

Die gemeinsame Arbeit mit der Fokusgruppe erstreckte sich über fünf Termine. Dann kamen die ersten Kontaktbeschränkungen aufgrund der Pandemie im Frühjahr 2020 und danach gab es keine Fokusgruppe mehr. Die ersten beiden Treffen waren überwiegend dem gegenseitigen Kennenlernen aller Beteiligten gewidmet, der Anteil der aktiven Co-Forschenden war eher gering. Erst danach brachten sie sich mehr und mehr ein, formulierten z. B. ohne Nachfragen eigene Sichtweisen und Erfahrungen. Für die zielorientierte Arbeit blieben also drei Treffen, die nicht ausreichen, um einen Forschungsprozess mit Alltagsexpert*innen umzusetzen. In dem von der Alice-Salomon-Hochschule herausgegebenen Handlungsleitfaden für partizipative Forschung empfehlen die Autor*innen mindestens acht Sitzungen (vgl. Schaefer et al. 2020).

Eine Roadmap für den Forschungsprozess erstellen

Die Organisation der Treffen gestaltete sich zum Teil aufwändig, vor allem bei Absagen eines vereinbarten Termins; hier zeigt sich als Nachteil, dass die Co-Forschenden im Praxisprojekt Nachbarschaftsgarten keine feste Gruppe bildeten. Absagen führten zu langwierigen WhatsApp-Kommunikationen, um Ersatztermine zu finden, und zu langen Abständen zwischen den Arbeitstreffen. Prak-

tischer wäre eine Roadmap mit festgelegten Terminen für einen bestimmten Zeitraum gewesen. Das schafft Struktur und Orientierung über den erwarteten Aufwand bei Co-Forschenden.

Halbstrukturierte Interviews

Nach dem Sommer 2020 – also nach dem Abflauen der ersten Welle der Corona-Pandemie – führten ein Co-Forscher und eine Verbundforscherin den Prozess als Tandem weiter mit dem Ziel, das Thema „Deutsch lernen“ mit Interviews zu vertiefen. Der Interviewleitfaden entstand auf Basis der Zwischenergebnisse aus Fokusgruppe, Gesprächen mit Akteuren sowie Annahmen des Co-Forschers über den informellen und alltäglichen Sprachausbau.

Bevor wir in diese Umsetzung starteten, eruierten wir mit dem Co-Forscher, ob von den Themen, die ursprünglich von der Fokusgruppe vorgeschlagen worden waren (s. Kasten, 3.3), in den Interviews berücksichtigt werden sollte. Die in der Fokusgruppe mit Verve diskutierte ablehnende Haltung in Teilen der Bevölkerung als mögliches Forschungsthema wollte er nicht explizit aufgreifen; auch andere Geflüchtete messen nach seiner Aussage den Vorurteilen inzwischen weniger Bedeutung bei.

Der Co-Forscher ist sicher: „Wir alle haben Vorurteile“ und weist auf eigene, unrealistische und generalisierende Vorstellungen hin („Geflüchtete sind ...“, „Deutsche sind ...“). „Wir kommen alle mit Vorurteilen“, so sein Statement. „Ich dachte, in Europa sind alle Menschen Christen. Dabei sind das nur wenige, Religion ist gar nicht wichtig hier.“ Diese Sichtweise macht es ihm leichter, selbst von Vorurteilen betroffen zu sein.

„Vorurteile gibt es überall auf der Welt. Alle Menschen haben Vorurteile. Wenn man das weiß, dann ist es leichter.“ Co-Forscher

Bei der Arbeit mit den Interviews konnte eine deutlich höhere partizipative Validität erreicht werden als mit der Fokusgruppe. Tabelle 1 listet einzelne Schritte auf, von der Entwicklung der Interviewfragen bis zur pandemiebedingt schriftlichen Präsentation der Ergebnisse und zeigt die Zusammenarbeit auf. Es war keine Sprachmittlung mehr notwendig, Forschungsfrage und Ziel waren klarer definiert, das Tandem war pandemietauglich und die Terminfindung einfacher.

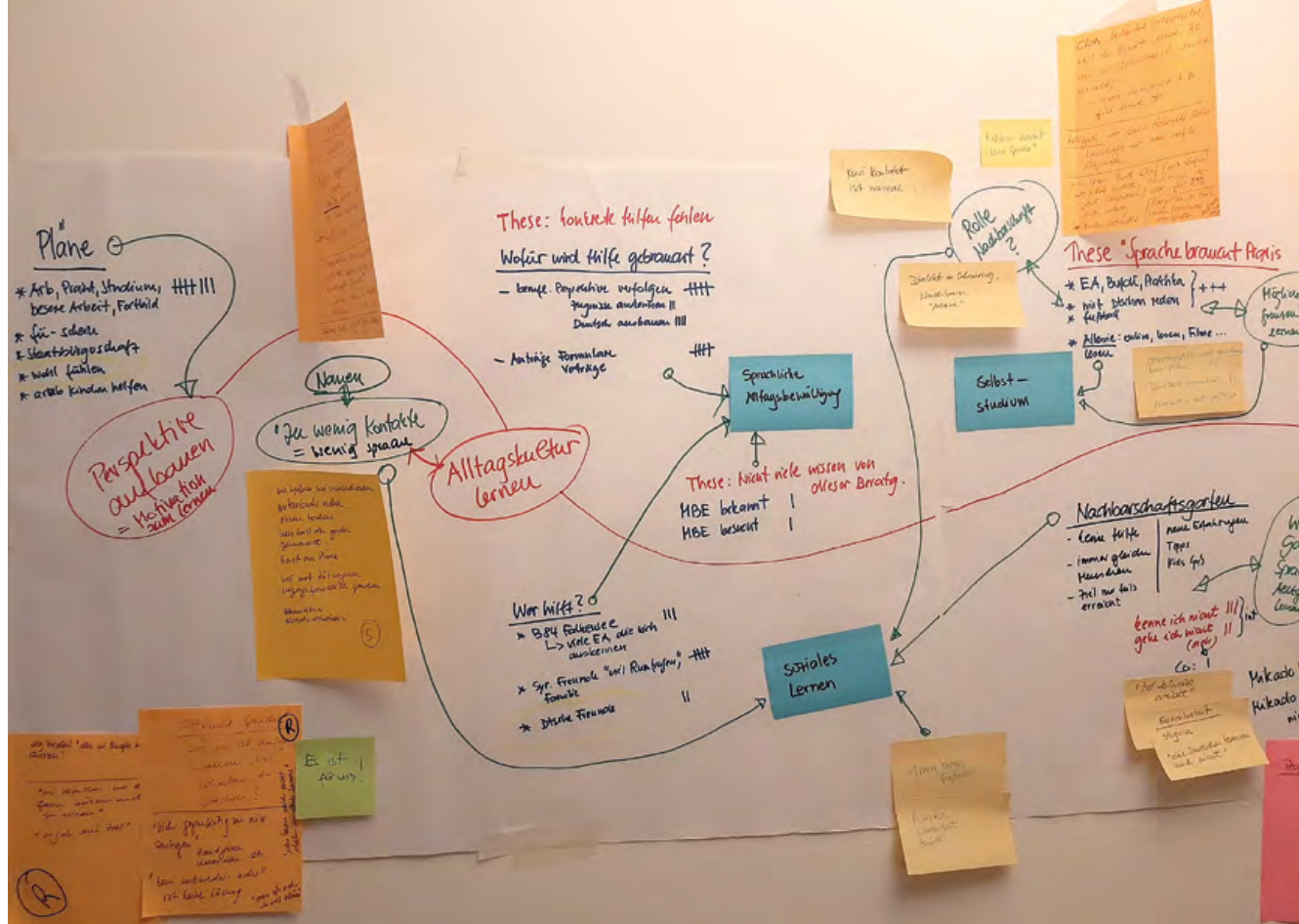


Abbildung 45: Auswertung der Daten 2020 © Helene Weiß

Interviewpartner*innen

Der Co-Forscher fragte telefonisch oder per WhatsApp bei 20 erwachsenen Frauen und Männern mit Fluchthintergrund an, die in Nauen in eigenen Wohnungen lebten; teils alleine, teils mit Familie. Er erhielt 14 Antworten, davon sechs Zusagen für Interviews, die ausgewertet werden konnten.

Es beteiligten sich vier Männer und zwei Frauen, die – mit einer Ausnahme – seit etwa vier Jahren in Nauen wohnen, meist mit der Familie; sie alle sind aus Syrien geflüchtet. Mit Ausnahme eines Interviewpartners, der „für eine bessere Arbeit nach Bayern“ umziehen will, planen alle, in Nauen wohnen zu bleiben. Vorteile sind die Nähe zu Berlin und günstige Mieten.

Zudem bildet die arabischsprachige Community ein informelles Netzwerk mit Freundschaften und gegenseitiger Unterstützung (vgl. 4.4). Selbst der Gesprächspartner, der einen Umzug plante, sagte: „Es wäre besser, wenn ich hier in Nauen Arbeit finden und bleiben könnte“. Für den Historiker Andreas Kossert (2020) ist eine solche Haltung gut nachvollziehbar: „Wer Flucht und Vertreibung erlebt hat, verspürt oftmals kein Bedürfnis mehr, den Ort zu verlassen, an dem man sich aufhält“ (ebd. 267).

Für den Co-Forscher, der eine naturwissenschaftliche Ausbildung hat, waren die Interviews eine neue Erfahrung. Ursprünglich wollte er mehr Interviews durchführen und hatte es sich leichter vorgestellt, Interviewpartner*innen zu finden. Die unerwarteten Absagen erklärte er sich damit, dass nach dem ersten Einleben die Rückzugstendenzen bei vielen Geflüchteten stärker werden: Kriegserlebnisse wirken nach und die „Zwischenwelt“ nach der Flucht bis zum Ankommen wird als schwierig erlebt.

„Viele wollen nicht mitmachen, weil sie nichts über sich erzählen wollen. Sie sagen: ‚Keine Zeit!‘. Aber manche wollen nicht erzählen. Andere schon. Bei einer Familie war ich drei Stunden.“ Co-Forscher

Partizipative Auswertung

Aufgrund der überschaubaren Datenmenge entschieden wir uns für eine schrittweise dialogische Auswertung. Für die inhaltlichen Zuordnungen arbeiteten wir mit einer Pinwand (siehe Abb. 4). Den roten Faden bildete die Forschungsfrage (vgl. 3.1), die thematische Gliederung folgte weitgehend dem Interviewleitfaden. Verabredete Regeln bei der Auswertung: Alle Aussagen aus Fokusgruppe/In-

Schritte	Umsetzung	Co-Forsch.	Verbund-Forsch.
Leitfaden entwickeln	Stand bisheriger Ergebnisse aus Fokusgruppe, Träger- und Expertengesprächen tabellarisch aufbereiten		+
	Interviewfragen sammeln und auswählen	+	+
	Workshop Interviewtraining	+	+
Interviews führen	Kontaktaufnahme zu potentiellen Interviewpartner*innen; face-to-face und telefonische Interviews, Dokumentation auf Arabisch		*
	Übersetzen der Dokumentation	+	
Daten aufbereiten	Durchsicht und offene Fragen identifizieren	+	
	Daten ergänzen: Gespräch über nicht-dokumentierte Inhalte, telefonische Nachfragen bei Interviewpartner*innen	+	+
Auswertung	Daten thematisch gruppieren analog zu Interviewleitfaden; verbinden mit Daten aus Fokusgruppe; Einzelaussagen disjunkt zuordnen	+	+
	Zusammenhänge Daten und Forschungsfrage(n) diskutieren, Ergebnisse formulieren	+	+
	Schlussfolgerungen daraus ziehen, abschließende Validierung	+	+
Präsentation	Schriftliche Zusammenfassung ausgewählter Ergebnisse und Schlussfolgerungen für regionale Akteure (Dezember 2020)	+	+

Tabelle 7: Partizipatives Forschen mit Interviews – methodische Schritte

Interviews wurden nur einmal thematisch zugeordnet; die Zuordnung erfolgte, wenn beide – Co-Forscher und Verbundforscherin – zustimmten.

Expertengespräche

Zwischen Februar und Juli 2019 führte eine Forscherin eine Reihe von Gesprächen mit lokalen Akteuren, auch im Anschluss an die Fokusgruppenarbeit suchten wir gezielt Kontakte zu Vor-Ort-Akteuren der Migrationsarbeit. In die Darstellung fließen Informationen ein von

- zwei Mitarbeiterinnen des Kooperationspartners Mikado,
- einer Mitarbeiterin der Johanniter, Übergangwohnheim Nauen,
- einer ehrenamtlichen Sprachlehrerin, Nauen.

Über die Erfahrungen der Co-Forschenden mit den Sprachkursen fand 2019 ein Expertengespräch mit der Integrationsbeauftragten und dem Bildungsreferenten für Neuzugewanderte vom Landkreis Havelland, sowie zwei Mitarbeiterinnen von Mikado e.V. und den Verbundforscherinnen statt.

4 Ergebnisse

In diesem Kapitel werden zunächst Erfahrungen und Vorschläge dokumentiert, wie das Erlernen der deutschen Sprache im Rahmen der Integrationskurse aus Sicht der Co-Forscher*innen verbessert werden kann. Analog zur Forschungsfrage (vgl. 3.1) geht es im Weiteren um Möglichkeiten für den informellen Sprachausbau sowie das eigenständigen Sprachenlernen. Unterstützungsbedarfe und Einblicke in das alltägliche Leben mit Sprachlücken werden in den letzten beiden Abschnitten in den Blick genommen.

4.1. Innensichten über Sprachkurse

Welche Erfahrungen machten die Co-Forscher*innen und Interviewpartner*innen mit den Integrations- und Sprachkursen und welche Verbesserungsvorschläge folgen für sie daraus? Welchen Beitrag leisten die Sprachkurse aus Sicht der Gesprächspartner*innen für das Ankommen?

„Die Kurse sind für uns sehr wichtig“

Die Sprachkurse schätzten die Co-Forschenden und die Interviewpartner*innen für ihr Ankommen als sehr wichtig ein. Sie vermitteln sprachliche Grundlagen und fördern das Verständnis der deutschen Sprache: „Ich habe Grammatik gelernt, das hat mir sehr geholfen“, so eine Gesprächspartnerin. Dem wurde beigeplichtet:

„Ich habe die Grundkenntnisse im Kurs verbessert. Das hat mir mehr geholfen, als ich später selbst gelernt habe.“

Interviewpartner

Niemand stellte die Pflicht zum Kursbesuch¹³ in Frage. Im Gegenteil: Sie sahen die Verpflichtung als gerechtfertigt an, denn die Kurse stellen sicher, dass mindestens Basiskenntnisse in der Verkehrssprache Deutsch erworben werden. Dazu ein Interviewpartner: „Der Staat kümmert sich.“

Neben dem Erlernen der deutschen Sprache ging es für die Co-Forscher*innen um die Verständigung in einer sprachlich vielfältigen Gesellschaft. Die Menschen müssen in Übergangswohnheimen und Wohnverbünden mit mit sprachlicher Vielfalt klarkommen „da kann die deutsche Sprache helfen“. Dies gilt auch in Unternehmen und Betrieben: „Bei uns arbeiten 80 Prozent Migranten, aus ganz verschiedenen Ländern. Da sprechen wir Deutsch“. Oder: „Im Zug, was sollen die miteinander reden, wenn einer aus Russland und der andere aus Nahost kommt? Deutsch.“ Die deutsche Sprache war als gemeinsame Verkehrssprache bedeutsam.

¹³ Teilnahmepflicht für Integrationskurse gilt für:

- Asylbewerberinnen und Asylbewerber mit einer Aufenthaltsgestattung gemäß § 55 Abs. 1 AsylG
- Ausländerinnen und Ausländer mit einer Duldung gemäß § 60a Abs. 2 Satz 3 AufenthG
- Ausländerinnen und Ausländer mit einer Duldung gemäß § 60a Abs. 2 Satz 3 AufenthG i.V.m. einer Ausbildungsuldung gem. § 60c Abs. 1 AufenthG oder einer Beschäftigungsuldung gem. § 60d Abs. 1 AufenthG
- Ausländerinnen und Ausländer mit einer Aufenthaltserlaubnis gemäß § 24 AufenthG oder § 25 Abs. 5 AufenthG (vgl. BAMF 2023)

Wer nicht zum Besuch eines Integrationskurses verpflichtet ist, aber dennoch daran teilnehmen möchte, muss einen Antrag auf Zulassung beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) stellen und diesen bei der zuständigen Regionalstelle einreichen (vgl. mbeon).

Aus Kritik werden Veränderungsvorschläge

Einige der kritischen Einschätzungen aus der Fokusgruppe und den Interviews finden sich in Literatur und Medien wieder (vgl. Fittkau 2020); dazu gehören zu lange Wartezeiten bis zu den Prüfungen, hohe Durchfallquoten, zu wenig Alltagsbezug oder zu wenig Zeit für das praktische Sprechen. Diese oft behandelten Aspekte, die teils auch in der Evaluation des BAMF besprochen werden (vgl. Scheible & Roth 2017), wollen wir hier nicht wiederholen, obwohl sie in der Fokusgruppe thematisiert wurden. Stattdessen richten wir den Blick auf jene Hemmnisse und Verbesserungsvorschläge, die auch den zuständigen Akteuren bei einem Fachgespräch übermittelt wurden.

Sachlich informieren statt Ungewissheit vergrößern

Als im März 2019 ein ganzer Sprachkurs die Prüfung nicht schaffte und der Integrationskurs ohne weitere Informationen abgebrochen wurde, herrschte bei den Beteiligten Ratlosigkeit und Unsicherheit: „Im März war der letzte Unterricht und dann habe ich nichts mehr gehört“, so ein Co-Forscher. Mündlich wurde den Teilnehmenden zwar zugesagt, dass der abgebrochene Integrations- und Sprachkurs weitergeführt werden soll. Jedoch ist dies nicht geschehen. Auch auf Nachfragen erhielten sie keine fundierte Auskunft von Seiten des Trägers. „Man ist unsicher und weiß nicht, wie es weiter geht“.

Diese institutionelle Haltung förderte bei den Teilnehmer*innen das ohnehin vorhandene Gefühl von Desorientierung, wirkte demotivierend und schmälerte das Vertrauen in das Unterstützungssystem. Besonders für diejenigen, für die der Integrationskurs nicht verpflichtend war, blieb die Situation unklar und fehlten Informationen zur Finanzierung, wenn sie sich selbst einen Anbieter für den Sprachkurs suchen wollten.

Die Lerngruppen homogenisieren

Die heterogene Zusammensetzung in den Sprachkursen wurde als nachteilig angesehen. Wenn Menschen mit und ohne Sprachlernerfahrung, Analphabet*innen und Akademiker*innen gemeinsam lernen, „dann kann niemand richtig lernen.“ Gewünscht wurde die Berücksichtigung bisheriger Bildungs- und Lernbiografien sowie des Erfahrungsstands im Zweit- oder Fremdsprachenlernen.

Pro Kurs mehr als eine Lehrkraft einsetzen

Wenn eine Lehrkraft den gesamten Integrations- und Sprachkurs abdeckt, gibt es aus Sicht der Teilnehmen-

den „auf viele Fragen keine Antwort“. „Es müssten verschiedene Lehrkräfte sein, dann kann man mehr lernen“. „Wenn die Lehrerin keine Antwort weiß, dann kann man eine andere fragen.“

Eine Interviewpartnerin vermisste motivierende Impulse – „Da war wenig Anregung oder Freude am Lernen“ – und kritisierte, dass nur klassische Methoden zum Einsatz kamen.

Gleichzeitig zeigten einige Co-Forschende Verständnis für die Situation der Träger: Dass nicht alle Lehrkräfte gleich gut sind, ist „normal“. Denn „woher sollten die auf einmal alle kommen“, nachdem 2015 fast eine Million Flüchtlinge in Deutschland ankamen?

Deutsch muss nicht immer sein

Als problematisch wurde es angesehen, wenn eine Lehrkraft die Meinung vertrat „Deutsch muss sein, immer“ – „Dann wird es sehr schwierig“ (Co-Forscher). Insbesondere für Anfänger*innen wurden „Brücken“ angeregt, „damit man überhaupt einen Einstieg“ finden kann (Co-Forscher). Mehrere stellten fest, dass die Kurse besser sind, wenn die eigene Sprache oder Englisch erlaubt werden. Dass auf höheren Niveaus wie C1 nur noch Deutsch gesprochen wird, fanden die Co-Forscher*innen angemessen.

Austausch mit Expert*innen

Nach der Situationsanalyse mit den Co-Forscher*innen organisierten wir als Verbundforscherinnen im November 2019 einen Austausch mit lokalen Akteuren, um die erarbeiteten Probleme zu den Sprachkursen darzustellen. Daran nahmen die Integrations- und Migrationsbeauftragte und der Bildungskordinator für Neuzugewanderte für den Landkreis Havelland, zwei Mitarbeiterinnen von MIKADO e. V. und zwei Verbundforscher*innen teil. Das Ergebnis:

(1) Die Expert*innen wussten um die Unzufriedenheit hinsichtlich Qualität und Zugängen zu den Kursen. Sie hofften auf positive Veränderungen durch eine neue Regional Koordinatorin des BAMF, die ihre Stelle demnächst antreten sollte.

(2) Sie verabredeten ein weiteres Fachgespräch mit den Verbundforscher*innen für 2020, an dem Co-Forscher*innen, lokale Träger für Sprachkurse, lokale Ehrenamtliche und Expert*innen aus der Wissenschaft zum Thema „Deutsch lernen“ teilnehmen sollten. Für dieses Gespräch konnte jedoch kein Termin gefunden werden.

4.2 Über das Weiterlernen im sozialen Umfeld

Der Wunsch nach Sprachpraxis und Sprachausbau durch Kontakte zu Deutschen war bei den Co-Forscher*innen und Interviewpartner*innen groß.

„Man braucht beides, den Kurs und das alltagspraktische Sprechen“

Es ging ihnen um mehr als um Worte und Grammatik – sie wollten mit dem Deutschlernen auch das alltägliche Leben in Nauen kennenlernen. So würde sich ein Interviewpartner gerne mit anderen „darüber unterhalten: Was hast du gestern gemacht? Was kochst du heute?“ Darüber würden sich Einsichten in das alltägliche Leben ergeben, wie Menschen mit der Zeit umgehen, was ihnen Familie bedeutet, wie Kinder erzogen werden und warum bürokratische Hürden auch für Deutsche eine Herausforderung sein können. Gibt es diese Kontakte nicht oder kaum, so fehlen Chancen für das Verstehenkönnen, bleibt vieles rätselhaft und wirkt verunsichernd.

Fachliche Beiträge zu diesem Thema unterstreichen die Bedeutung von Austausch und Auseinandersetzung mit alltäglichen Routinen im sozialen Umfeld. Sie bestätigen unsere Erfahrungen aus der Forschungsgruppe, dass die Menschen praktisch erfahren wollen, welche Regeln und Gewohnheiten im alltäglichen Zusammenleben tatsächlich gelten (vgl. Kalny, 2019) und wie diese „in wiederholten Interaktionen immer wieder gebraucht, aktualisiert und angewandt werden“ (Sebald 2019: 128). Das kann, so Gerd Sebald, in Integrationskursen nur bedingt vermittelt werden.

In seiner Arbeit über Flucht und Vertreibung betont der Historiker Andreas Kossert (2020) den Zusammenhang von unterschiedlichen Sprachen und getrennten Erfahrungswelten: „Flüchtlinge und Einheimische sprechen nicht dieselben, sondern ganz unterschiedliche Sprachen, die durch getrennte Erfahrungswelten entstanden sind. Es bedarf des guten Willens auf allen Seiten, wenn man einander verstehen will“ (ebd.: 336).

Gelegenheiten zur Annäherung an die getrennten Erfahrungswelten sind jedoch gering. Aus Sicht der Co-Forscher*innen fehlt vielfach die Bereitschaft, kulturelle Brücken zu bauen. Ablehnung oder Vorurteile erfahren sie in vielen Lebensbereichen, zum Beispiel, wenn Verkäufer*innen so tun, als würden sie Zugewanderte nicht verstehen, oder wenn sich Einheimische sprachlich überfordert fühlen, wenn sie auf der Straße nach dem Weg gefragt werden.

Vorurteile: Lassen sie sich durch Kontakte und Begegnungen überwinden?

Für ihr sprachliches und alltagskulturelles Weiterlernen setzten die Mitforschenden prinzipiell große Hoffnungen in soziale Kontakte und Begegnungen. Für Nauen beklagten sie jedoch Kontaktarmut und Begegnungshemmnisse. Gründe dafür sahen sie weniger in fehlenden Orten, Räumen oder Anlässen als in migrationsbezogenen Vorurteilen gegenüber Geflüchteten.

Deshalb haben wir dazu einige Reflexionen angestellt und praktische Hinweise daraus abgeleitet: Was sind Vorurteile – und wie können sie entkräftet oder gar überwunden werden? Dazu fassten wir drei projektübergreifende Thesen zusammen:

1. Als Vorurteile werden (meist) negative Einstellungen gegenüber einer „anderen“ sozialen Gruppe oder Person bezeichnet, die ihr allein aufgrund von Gruppenzugehörigkeit zugeschrieben werden (vgl. Landmann et al. 2017, Bergmann 2006). Dies unterstellt zum einen, dass die „Anderen“ eine homogene Gruppe bilden, die nicht der Mehrheitsnorm (z. B. Deutschsein) entspricht und nicht dazugehört. Zum anderen wird vernachlässigt, dass ein Individuum sich nicht allein durch *ein* Kriterium (z. B. Herkunft) definiert.

Vorurteile sind hartnäckig und lassen sich kaum durch einen Fakten-Check entkräften. „Um Stereotypen und Vorurteilen gegenüber Geflüchteten und davon ausgehender Diskriminierung entgegenzuwirken, ist es daher wichtig, eine zu einheitliche Vorstellung von geflüchteten Menschen abzubauen“ (Fetz 2018).

2. Wie im Alltagswissen werden interkulturelle und interpersonelle Kontakte und Begegnungen auch in wissenschaftlichen Diskursen als wünschenswert angesehen. Doch wird ihnen nicht umstandslos eine vorurteilsmindernde Wirkung zugeschrieben.

Einen zentralen Stellenwert nimmt dabei die *Kontakthypothese* des Sozialpsychologen Gordon W. Allport (1954) ein. Sie besagt, dass viele Kontakte zu stereotypisierten Gruppen zwar dazu führen, ihnen gegenüber Vorurteile abzubauen. Doch müssen dafür günstige Bedingungen vorliegen: Wenn Menschen gemeinschaftliche Ziele bearbeiten, von etwa gleichem oder ähnlichem Status sind, zur Erreichung ihrer Ziele auf Augenhöhe miteinander interagieren und ihr Kontakt von Autoritäten und Institutionen unterstützt wird (vgl. Landmann et al. 2017, Stangl 2023).

3. Der bloße Kontakt führt also nicht per se zum Abbau von Vorurteilen – unter ungünstigen Umständen können diese sogar verstärkt werden (vgl. ebd.). Auch sprechen Begegnungsprojekte oftmals nur Menschen mit bejahender Haltung zu Diversität und Migration an (vgl. Wiesemann 2019: 10).

Deshalb scheint es erforderlich, die Umstände vor Ort immer wieder zu überprüfen (vgl. Räuchle & Berding 2020) und Einflussfaktoren auf die Qualität der Begegnungsarbeit in Stadt und Quartier zu ermitteln und zu berücksichtigen (vgl. Wiesemann 2019: 99 ff.). Der Nachbarschaftsgarten wäre dafür ein Beispiel.

Als soziales Lernfeld angelegt: Der Nachbarschaftsgarten

Über den Nachbarschaftsgarten als Begegnungsort sprachen wir mit dem Träger Mikado und mit Co-Forscher*innen und stellten Fragen dazu im Interview.

Mit einer Ausnahme kannten alle Co-Forschenden und Interviewten den Nachbarschaftsgarten, beteiligten sich „manchmal“ oder „jetzt nicht mehr“. Ihre Erwartungen wurden klar formuliert: Sprache verbessern, Alltagskultur kennenlernen, bei Bedarf konkrete Hilfen bekommen, „mich mit Deutschen integrieren“. Das Gärtnern selbst wurde nicht erwähnt.

Zwar sprachen einige Interviewte über „neue Erfahrungen“, erzählten von hilfreichen Tipps und dass die Kinder „dort viel Spaß haben“. Auffallend ist jedoch, dass der Nachbarschaftsgarten weniger besucht wird als in der Anfangszeit vor zwei Jahren. Neben enttäuschten Erwartungen wurden als Gründe Arbeit oder Kleinkinder genannt.

Co-Forscher: „Wir haben unser Ziel nur teilweise erreicht“
Diese Aussage stammt von einem Co-Forscher, der sich von Beginn an am Aufbau des Nachbarschaftsgartens beteiligte, weil ihn die Ziele überzeugten. Inzwischen besucht er ihn mit eingeschränkten Erwartungen: „Es sind immer die gleichen Deutschen, die Ehrenamtlichen. Es gibt wenig Austausch.“ Die Erwartung, hier die deutsche Sprache üben und mehr über das alltägliche Leben in Deutschland erfahren zu können, ist geschwunden und damit die Motivation, den Garten zu besuchen.

In den Interviews wurde zudem deutlich, dass Geflüchtete niedrigschwellige Hilfen bei Alltagsfragen erwarten, mit denen sie konfrontiert sind.

Das funktionierte in der Anfangszeit besser, als die hauptamtliche Mitarbeiterin von Mikado als Ansprechpartnerin häufiger vor Ort war. Mit den deutschen Ehrenamtlichen jedoch gibt es diese Hilfen nicht, denn „sie kennen sich zu wenig aus mit Migration“, so ein Interviewpartner: „Ich habe dort nicht die Hilfe gefunden, die ich gebraucht habe“.

Gebraucht werden Menschen, die bei Korrespondenzen helfen können, sich im Unterstützungssystem für Migrant*innen auskennen, bei Schulden, Schul- oder Erziehungsproblemen auf professionelle Beratungen verweisen und den Zugang dazu erklären können. Unsere Erfahrungen und Gesprächsergebnisse weisen darauf hin, dass eine Anlaufstelle für solche Bedarfe in Nauen fehlt. Denn auch im Interkulturellen Begegnungscafé eines anderen Trägers kennen sich laut den Co-Forschenden die Ehrenamtlichen zu wenig aus, um beim Schriftverkehr zu helfen oder über zuständige Stellen zu informieren.

Das Ziel des Trägers, mehr Geflüchtete für die Mitwirkung im Nachbarschaftsgarten zu erreichen, findet ein Co-Forscher zu einseitig gefasst, denn „von den Deutschen kommen ja auch nicht viele“.

Mikado: „Die Arbeit im Nachbarschaftsgarten hat sich verändert“

Auch die Quartiersmanagerin beobachtet seit der Übernahme ihrer Aufgaben 2019 eine rückläufige Resonanz. In der Anfangsphase waren mehr Stunden für diese Arbeit eingeplant, so dass viele kleinteilige Aktivitäten umgesetzt und deutlich mehr Menschen aus dem Quartier erreicht werden konnten. Das Ziel, Kontakte und Begegnungen zwischen Deutschen und Geflüchteten zu fördern, war aus ihrer Sicht jedoch auch in dieser Zeit nur teilweise gelungen.

Aus Sicht von Mikado e.V. behinderten primär zwei Aspekte die Erreichbarkeit der Geflüchteten: Die Zusammenarbeit mit dem Übergangswohnheim war kaum gegeben und das politische Klima war nicht unterstützend.

„Man steckt da irgendwo dazwischen im Quartier und kommt keinen Schritt weiter. Sollte sich daran nichts ändern, dreht man sich im Kreis und dann helfen auch keine Fortbildungen. Dann kann man auch die antipluralistischen Menschen nicht vom Gegenteil überzeugen, wenn die Menschen, die beruflich mit den Geflüchteten arbeiten, nicht aktiver nach außen treten“, fasst die Mitarbeiterin ihre Erfahrungen zusammen.

Fazit: Multiple Hemmnisse

Es gab also vielfältige Probleme, die das Potenzial des Nachbarschaftsgartens einschränkten. Reduzierter hauptamtlicher Input, fehlende Schulung von Ehrenamtlichen, mangelnde politische Unterstützung und die fehlende Zusammenarbeit der lokalen Akteure trugen dazu bei.

Die Bedarfe der Nutzer*innen hätten stärker berücksichtigt werden müssen.

Die gesellschaftliche Atmosphäre vor Ort ist nach Sauer & Vey (2019: 58) ein wesentlicher Faktor, dass sich soziale Nähe in ländlichen Räumen begünstigend auf Integration und Teilhabe auswirkt – sie kann auch behindernd wirken. Dies wird in Nauen deutlich: Zwar formuliert die kommunale Politik im Entwicklungskonzept für das Quartier (IEK 2018) Ziele zur Integration von Geflüchteten und beauftragt den Nachbarschaftsgarten, an der Umsetzung mitzuwirken. Doch sind politische Persönlichkeiten an diesem Ort nicht präsent, auch nicht bei öffentlichkeitswirksamen Aktionen, über die in der regionalen Presse berichtet wird.

Bei der Arbeit lernen, für eine bessere Arbeit lernen

Der Wunsch, die deutsche Sprache zu verbessern, hat durchgehend mit dem Wunsch nach einer besseren beruflichen Perspektive zu tun. Beruf und gesellschaftliche Teilhabe waren in den Gesprächen eng verbunden. „Ich will mich integrieren“, so ein Interviewpartner, „das heißt, Deutsch lernen, damit ich im Studium erfolgreich bin“. Die meisten Gesprächspartner*innen brachten eine gute Vorbildung mit und wünschten sich als Perspektive entsprechende Arbeitsplätze oder ein Studium. Für Frauen aus Syrien wurde Bildung und Berufstätigkeit ebenso wichtig angesehen wie für Männer; in der syrischen Arbeitswelt sind „Chefinnen keine Seltenheit“ (Interviewpartner).

Die erreichbaren Jobs fördern den Sprachausbau jedoch kaum und Kurse für das Weiterlernen sind laut einem Interviewpartner „schwer zu finden“. Die Migrationsfachberatungen sind zwar dafür zuständig, über Möglichkeiten zum Deutschlernen zu informieren und zu beraten sowie den Zugang dazu zu unterstützen. Die Ergebnisse der Interviews belegen jedoch, dass diese Beratung nur wenig bekannt ist: Einer der sechs Gesprächspartner*innen wusste davon und hatte sie in Anspruch genommen.

Gleichzeitig zeigte sich eine hohe Bereitschaft, den Zugang zur Arbeits- und Berufswelt ohne hohe Ansprüche zu finden. Während Firmenpraktika oder Einsatzstellen

für Bundesfreiwillige als sehr hilfreich beschrieben wurden, gab es bei erreichbaren Arbeitsplätzen meist wenig Gelegenheit für den Sprachausbau: Der Kassierer etwa fragt jede*n Kund*in nach „Jahresticket oder Tageskarte“ und die Paketlieferantin sagt an jeder Tür „Ihr Paket“. Diese Jobs werden als machbare Kompromisse, als praktische Lernfelder und als hoffentlich vorübergehend betrachtet. Das Selbstbild leidet bei der Aussicht, langfristig an reine Brot-und-Butter-Jobs gebunden zu sein. Ein Co-Forscher: „Jetzt bin ich wenigstens Kassierer, meine Arbeit hat einen Namen. Bei der Arbeit vorher war ich nur Helfer.“

„Wenig Kontakt mit Nachbarn ist normal“

Gibt es andere informelle Kontakte zu deutschen Muttersprachler*innen? Ein Gesprächspartner geht regelmäßig zum Fußballspielen in einen Verein; alle sagen jedoch, dass sie „wenig Kontakte zu Deutschen“ haben. Das trifft auch auf die direkte Nachbarschaft zu, wo es sprachlich kaum über das Grüßen und kleine Gesten hinausgeht: „Pakete annehmen“, „meine Nachbarin nimmt mich im Auto mit, wenn sie mich an der Bushaltestelle sieht“, „man sagt *hallo* und geht weiter“. Ein Problem mit nachbarschaftlichen Kontakten, so ein Co-Forscher, ist auch der Dialekt in Nauen, den viele Zugewanderte kaum verstehen. Der distanzierte, höfliche Umgang mit Nachbar*innen wurde jedoch nicht als Hindernis beschrieben, auch wenn dies zur Sprachpraxis beitragen könnte. „Wir erwarten nicht, dass es mit Nachbarn anders ist. Das ergibt sich oder ergibt sich nicht. Wenig Kontakt mit Nachbarn ist normal, auch in Syrien in den großen Städten.“

Zum Thema Nachbarschaft berichtete ein Co-Forscher, dass die Menschen in Syrien meist in Familienverbänden wohnen, sowohl in Städten als auch auf dem Land – die Nachbar*innen sind Familienangehörige. Dahinter steht nicht immer Freiwilligkeit, sondern Notwendigkeit: „Familien müssen zusammenhalten, weil der Staat nicht hilft“. Die Mitglieder einer solchen Großfamilie, die bis zu 1.000 Menschen umfassen kann, sind aufeinander angewiesen. Braucht z. B. jemand eine Operation, dann sammelt der Familienverband das dafür notwendige Geld. „Alle geben, was sie geben können“, denn wenn sie etwas brauchen, dann wird auch geholfen. Für diese Schutzfunktion ordnen sie sich einem Oberhaupt – „das ist immer ein Mann“ – unter und nehmen mitunter starke soziale Kontrolle in Kauf.

„Wohnen braucht keine Sprache“

Mit diesem Statement löste eine Co-Forscherin eine Diskussion über Benachteiligungen aus, die mit Sprache und Sprachlücken zusammenhängen. Wirklichkeitsferne Erwartungen an Sprachkompetenzen von Flüchtlingen stellen aus Sicht der Co-Forschenden ein großes Hindernis dar.

„Ohne Wohnung geht Integration nicht.“

Sie berichteten von überzogenen Erwartungen an das Sprachvermögen und von Ablehnung und Diskriminierung aufgrund von Sprachlücken, insbesondere im Kontext von Wohnen und Arbeiten. Dies gilt für Städte in den ländlichen Regionen Brandenburgs mehr als für überregional bedeutsame Großstädte wie Berlin oder Potsdam: Dort leben kaum Migrant*innen der zweiten oder dritten Generation oder andere befreundete Personen, deren Netzwerke sie für Informationen oder Hilfestellung nutzen könnten.

Eine Co-Forscherin, die mit zwei Kindern aus dem Übergangwohnheim ausziehen wollte, erfuhr bei ihrer aktuellen Wohnungssuche wiederholt Ablehnung von Vermieter*innen, die mit Sprachmängeln begründet wurden; auch andere kannten dies aus ihrem Erleben und stimmten der Co-Forscherin zu, dass „Wohnen keine Sprache braucht“, nicht jeder Schritt beim Aufbau einer neuen Existenz auf ein umfassendes Sprachvermögen warten oder davon abhängig gemacht werden kann. Besonders bei der Wohnungssuche wird dies als unfaire Behinderung erfahren, denn die eigene Wohnung ist ein Meilenstein, um anzukommen, zur Ruhe zu kommen, familiäre Routinen und Rituale wieder aufzunehmen und Kontrolle über den eigenen Alltag zurück zu gewinnen.

Die Co-Forscher*innen sprachen damit Hemmnisse an, die das Leben mit unausweichlichen Sprachlücken zusätzlich erschweren. Natarjan (2019) bestätigt dies auf Basis ihrer Forschungsarbeiten: „Dem Erlernen der deutschen Sprache wird – meines Erachtens – so unter der Hand die Fähigkeit zugesprochen bzw. unrealistisch abverlangt, auch andere zugrunde liegende Unterschiede über die Deutschaneignung zu nivellieren und zu bewältigen. Soziale, gesellschaftliche und bildungsbezogene Schief lagen lassen sich aber nicht bloß über die Aneignung der Verkehrssprache Deutsch ausgleichen“ (ebd.: 4 f.).

Die überzogene Erwartung an Sprache resultiert laut Irene Götz (2016), die zu europäischer Ethnologie forscht, aus einer veralteten nationalen Sichtweise, wonach Muttersprache und Volkszugehörigkeit zusammengehören (vgl.

ebd.). Sie plädiert für Schritte eines „unaufgeregten, aufgeklärten Umgangs mit gelebter Mehrsprachigkeit im Alltag einer Einwanderungsgesellschaft“ (ebd.).

Das Statement eines Co-Forschers zu seinem Integrationsverständnis lässt sich auch auf das Deutschlernen anwenden:

„Integration heißt ja nicht, die eigene Vergangenheit zu löschen. Es heißt, auf das Alte und das Neue zu achten. Beides ist wichtig.“
Co-Forscher

Selbststudium birgt Möglichkeiten und Grenzen

Migrant*innen, die nach dem Erwerb der Sprachgrundlagen weiterlernen, fühlen sich der Aufnahmegesellschaft mehr zugehörig – dies konnte ein Team der Universität Jena aufzeigen (vgl. Nees 2015). Das trifft auch auf die Co-Forscher*innen und die Interviewpartner*innen zu: Alle bemühten sich um selbstorganisiertes Lernen der deutschen Sprache.

Die Instrumente, die unsere Gesprächspartner*innen für das Selbststudium nutzen, sind schnell aufgezählt. Nur wenige lesen Bücher auf Deutsch: „Ich schaue mir Filme mit deutscher Sprache auf YouTube an“, „Dokumentationen auf Deutsch anschauen“, „ich lerne mit einem Onlineprogramm“. Diese und ähnliche Aussagen finden sich in allen Interviews. Mit diesen Medien können Lernende ihr Vokabular erweitern und sich an den Klang der Sprache gewöhnen.

Gleichzeitig erfuhren wir von den Grenzen des Selbststudiums: „Ich hab’ versucht, mit YouTube Deutsch zu lernen, das war bald langweilig“. Manchen fehlt das Wissen, wie sie das Lernen strukturieren können, „es fehlt der Plan“ und bei den Übungen fehlt die Korrektur. Ein Co-Forscher, der online lernte, konnte nach ein paar Monaten zwar gut lesen, in realen Interaktionen jedoch niemanden verstehen. „Es geht dann nicht mehr weiter, ab B1 wird es schwer“, fasst er seine Erfahrungen zusammen.

Im Ergebnis zeigt sich, dass das Selbststudium eine Ergänzung zu den Sprachkursen und zum Lernen im sozialen Umfeld sein kann, diese jedoch nicht ersetzen wird.

Schriftsprache hemmt das Weiterkommen

Es ist ein langwieriger Prozess, die deutsche Sprache zu erlernen. Das führt aus Sicht eines Co-Forschers zu der

Frage, wie Menschen nach der Flucht den Alltag mit den vorhandenen Sprachkompetenzen meistern und mit ihren Sprachlücken zurechtkommen können. Denn sie sind auf vielfältige Weise mit bürokratischen Anforderungen in der Verkehrssprache Deutsch konfrontiert.

„Wenn ich solche Formulare alleine ausfüllen kann, dann bin ich integriert.“

Interviewpartner

Nicht nur Zweitsprachler*innen, sondern auch viele Muttersprachler*innen stoßen dabei an Grenzen. Das Ausmaß dieses Problems wird darin deutlich, dass es in allen Interviews angesprochen wurde und bei der Themenfestlegung als möglicher Forschungsgegenstand diskutiert wurde. Den Gesprächspartner*innen zufolge liegen hier gegenwärtig und langfristig die größten Hürden für ein Weiterkommen. Selbst bei fortgeschrittenen Sprachkenntnissen scheinen sie kaum bewältigbar, so eine Interviewte: „Obwohl ich Erfahrung mit dem Unterlagenausfüllen habe, bin ich manchmal unsicher, ob ich es richtig mache und an wen ich mich in einer bestimmten Situation wenden muss.“ Wie bewältigen die Gesprächspartner*innen diese Hürden? Wobei wird mehr Unterstützung gebraucht?

Familie und Community helfen weiter

Die meisten der Gesprächspartner*innen finden Unterstützung in der Familie und der eigensprachlichen Community. Es wird so lange herumgefragt, bis jemand gefunden ist, der oder die sich mit einem bestimmten Sachverhalt bereits auskennt. Beispielhafte Aussagen dazu sind: „Ich frage viel, oft bekomme ich falsche Infos. Aber ich frage weiter, bis es jemand weiß.“ „Ich habe rumgefragt, bis ich andere Flüchtlinge getroffen habe, die haben mir bei meinen Problemen geholfen“.

Zwei Interviewten hilft ein „deutscher Freund“ mit Korrespondenz, Formularen usw. Mit schwierigen Fragen wenden sich einige an das B84, einen Begegnungsort in Falkensee. „Dort sind viele Ehrenamtliche. Da ist immer einer dabei, der sich auskennt“.

Ein Co-Forscher berichtete, dass er jeden Termin beim Jobcenter stundenlang vorbereite. Er überlege sich mögliche Fragen, formuliere und übe die Antworten dazu. Die große Herausforderung sind jedoch nicht die Gespräche beim Jobcenter, wo die Sachbearbeiter*innen mal mehr, mal weniger Geduld haben, sondern die Verträge. „Verträge braucht man, für Internet, für Handy. Dann unterschreibt man einfach“, so ein Co-Forscher. Das kann viele Probleme verursachen, mitunter zu Schulden führen.

Unterstützungsbedarf

Aus den Interviews werden zwei Bereiche deutlich, bei denen Bedarf für Unterstützung besteht: Die Entwicklung und das Verfolgen einer beruflichen Perspektive und bei Schwierigkeiten mit Anträgen, Verträgen, Formularen.

Beim Entwickeln einer beruflichen Perspektive geht es um Informationen über weiterführende Sprachkurse, Praktika, die Anerkennung von Zertifikaten, Bewerbungen für Ausbildung, Studium und Arbeit, zum Führerscheinwerb, u. ä. Für all diese Schritte muss man wissen, wer dafür zuständig ist und wie die Schritte organisiert werden müssen. Das System von Beratungsstellen und unterstützenden Einrichtungen erschließt sich jedoch nicht von selbst. Angesichts der vielfältigen Bedarfe wird der Wunsch nach einer Anlaufstelle, wie ihn die Co-Forscherinnen und Interviewten formulieren, nachvollziehbar.

„Wir brauchen Hilfe, um uns selbst besser organisieren zu können. Das macht die Kurse und gute Beratung so wichtig.“

Co-Forscher

Die hier formulierten Bedarfe fallen in den Bereich der Migrationsfachberatung, für die das BAMF Träger vor Ort beauftragt. Sie wurde eingerichtet, um „zugewanderte Personen bei ihrer sprachlichen, beruflichen und sozialen Integration zu unterstützen. Es soll sie zu selbstständigem Handeln in allen Angelegenheiten des täglichen Lebens befähigen“ (BAMF 2018). Nur, wie bereits festgestellt: Die für Nauen zuständigen Beratungsstellen in Rathenow und Falkensee sind bei ihrer Zielgruppe kaum bekannt.

5 Schlussfolgerungen

Das Forschungsprojekt folgte neben den eigenen Forschungsfragen den für alle Forschungsgruppen definierten Leitfragen:

- Welchen Beitrag leisten die Forschungsprojekte vor Ort zur Teilhabeförderung?
- Worin besteht der Mehrwert partizipativer Forschung für Wissenschaft und Praxis?

Für Nauen werden im Folgenden Ergebnisse und Erfahrungen zusammenfassend auf diese Leitfragen bezogen.

5.1 Teilhabe und Empowerment

Konstruktiver Umgang mit negativen Zuschreibungen

Co-Forscher*innen haben soziale Angebote vorgeschlagen, die auf ein Geben und Nehmen ausgerichtet sind und keiner stigmatisierenden Rollenzuschreibung als Hilfsempfänger*in folgen. Dem würden Lernformate wie Tandems entsprechen, z. B. Englischnachhilfe im Tausch gegen Konversation auf Deutsch.

Bei Gruppengesprächen unter Beteiligung von Professionellen wurde als Stigma erlebt, eine „schwer erreichbare“ Gruppe zu sein. Denn diese Aussage impliziert, dass die Gruppe die Angebote der Akteure eigentlich bräuchte, sie jedoch nicht wahrnimmt.

Von Teilnahme zur Teilhabe

Co-Forschende und Interviewte haben darauf aufmerksam gemacht, dass die Kursangebote an ihren Bedarfen und Lebenswirklichkeiten vielfach vorbeigehen. Gemeinsame Reflexionen und praktische Umorientierungen auf Trägerseite könnten dazu beitragen, dass Kursteilneh-

mer*innen davon stärker partizipieren, dass sie nicht nur teilnehmen, sondern durch Mitgestaltung auch teilhaben und Empowermenterfahrungen machen können.

Partnerschaftliches Arbeiten

Partnerschaftliche Lernerfahrungen machten die Co-Forschenden ansatzweise und in unterschiedlicher Intensität in der Forschungsgruppe. Statt sich in fertige Konzepte einzufügen, bestimmte ihre Alltagsexpertise die Inhalte. Schwierigkeiten der eigenen Lebenssituation wurden „ernst genommen“ und „nicht klein geredet“. Diese Erfahrung war bedeutsam.

Wissenszuwachs über Unterstützungsstrukturen

Informationen über Migrationsfachberatung, Schuldner- und andere Beratungen, auch Kirchenasyl, konnten im Prozess an die Fokusgruppe weitergegeben werden. Ein Co-Forscher verbreitete manches davon in der eigensprachlichen Community und wirkte so als Multiplikator.

Sprachkenntnisse erweitern

Durch die Arbeit in den Fokusgruppen konnten die Beteiligten ihr Vokabular erweitern; manche nutzten die deutsche Sprache nun mit mehr Selbstvertrauen. Sehr geschätzt wurden die informellen Gespräche und Diskussionen mit den muttersprachlichen Forscherinnen. Ihre wenigen Kontakte zu Deutschen verliehen dieser Erfahrung einen Ausnahmecharakter.

5.2 Impulse für das lokale Gemeinwesen

Nicht nur das Projekt Nachbarschaftsgarten, sondern auch andere Angebote in Nauen schöpfen ihr Potenzial nicht aus. Dass dafür lokalpolitische Gründe und strukturelle Rahmenbedingungen eine Rolle spielen, wurde ebenso aufgezeigt wie der geringe Einfluss partizipativen Forschens auf

Veränderungsprozesse. Dies verstärkte bei den Beteiligten den Eindruck, dass „es nun erst richtig losgehen könnte“ und Impulse in das lokale Gemeinwesen erforderlich wären.

Zwar unterbreiteten die Träger Angebote, jedoch ohne ausreichende kommunikative Rückkoppelung zu den Teilnehmenden. Enttäuscht waren Co-Forscher*innen auch dahingehend, dass relevante lokale bzw. regionale Akteure die Probleme mit den Sprachkursen kennen, jedoch keinen Handlungsspielraum sahen. Bedauerlich war schließlich, dass pandemiebedingte Einschränkungen weitere Expertenrunden nicht zuließen und die Präsentation von Ergebnissen durch die Co-Forscher*innen bei einem Netzwerktreffen nicht stattfinden konnten.

Dennoch war es möglich, einige Impulse zu setzen:

- Vermittlung der Perspektiven von Geflüchteten zu den Integrations- und Sprachkursen an signifikante Akteure (Integrationsbeauftragte, Bildungsreferent),
- Weitergabe von Informationen über öffentliche Unterstützungsleistungen für Zugewanderte an Mikado, z. B. Jugend- und Migrationsfachberatung, IQ Netzwerk u. a.,
- Reflexionen mit dem Träger Mikado über Erwartungen, Hemmnisse und kleine Verbesserungsschritte in der Arbeit im Nachbarschaftsgarten,
- Kurzfassung der Ergebnisse und Schlussfolgerungen für regionale Akteure,
- praktische Nutzung der Ergebnisse: Konzeptentwicklung mit ESTAruppin (Träger des Partnerprojekts LYDIA) für sprachkursergänzende Angebote; Ausschreibung BAMF.

Sozialräumliche Integration in ländlichen Räumen

Sauer & Vey (2019: 58) identifizieren drei Bereiche, die für das Ankommen in ländlichen Sozialräumen relevant sind. Sie können für Nauen folgendermaßen interpretiert werden:

(1) *Partizipation im Sozialraum*: Die Teilhabe an sozialen und kulturellen Aktivitäten ist in Nauen nur eingeschränkt möglich: Wenige Angebote, kaum Kontakte zu Deutschen in der Nachbarschaft und Arbeitswelt, kaum „Brückenbauer“ in der teils ablehnend eingestellten Bevölkerung, Rückzug der Geflüchteten auf die eigensprachliche Community und eine wenig unterstützende Kommunalpolitik.

(2) *Zugang zu Ressourcen und Leistungen*: Der Zugang zu den Integrations- und Sprachkursen ist nicht transparent, die Qualität unzureichend. Die Migrationsfachberatung ist kaum bekannt und nicht vor Ort, eine niedrigschwellige Anlaufstelle mit fundierten Infos, Verweisberatung und Hilfen im Umgang mit bürokratischen Anforderungen fehlt.

(3) Als unproblematisch erwies sich der dritte Bereich, in dem der *Zugang zu Dingen des alltäglichen Lebens und Bedarfs* angesprochen wird. Zu diesem Punkt sagte ein Co-Forscher zwar in großer Bescheidenheit: „Kartoffeln bekommt man überall“, doch liegen dazu keine differenzierten Erkenntnisse vor.

5.3 Forschungspraktische Vorteile und Hinweise

Flexibles Forschungsdesign

Der partizipative Forschungsansatz ermöglichte es, mit der lebensweltlichen Dynamik der Co-Forschenden mitzugehen und ihre Motivation zur gemeinsamen Arbeit aufrechtzuerhalten. Standen im ersten Projektjahr die Integrations- und Sprachkurse im Blickfeld der Beteiligten, so hatten sie diese im zweiten Projektjahr bereits absolviert und richtete sich ihr Interesse auf die Zeit danach: auf das Praktizieren der deutschen Sprache in ihrem sozialen Umfeld und auf die Bedeutung der Sprache für eine längerfristige Perspektive mit Arbeit und Studium. Dem trugen die Prozesse Rechnung.

Lokal aktuelle Themen

Es war von Vorteil, dass die Co-Forscher*innen die lokalen Gegebenheiten zum Ankommen nach der Flucht in Nauen aus eigenem Erleben gut kennen. Ihr Erfahrungswissen hätte mit den Perspektiven der Akteure verschränkt werden und die Basis für Handlungsoptionen bilden können. Dies hätte jedoch zeitlich stringenteren Forschungsprozesse und mehr Beteiligte erfordert. Auch wäre das Einbeziehen von lokalen Entscheidungsträger*innen im Laufe der Prozesse sinnvoll gewesen.

Auch ließen sich Veränderungsimpulse nach Abschluss des Forschungsprojekts nicht weiter verfolgen.

Hinweise auf Forschungsbedarfe

Unsere Ergebnisse zeigen, dass in den eigensprachlichen Communities viel gegenseitige Unterstützung geleistet wird. Doch stehen Ressourcen und Selbsthilfepotentiale von zugewanderten Menschen in der Forschung kaum im Fokus. Studien könnten aufdecken, welche sozialen Hilfen passgenau erforderlich sind und gleichzeitig dazu beitragen können, die Selbsthilfepotentiale von Geflüchteten zu stärken. Bedeutsam scheint auch ein sozialwissenschaftlicher Blick auf den Kontaktaufbau zwischen Zugewanderten und Einheimischen sowie auf die Bedingungen institutioneller Begegnungsarbeit.

LITERATURVERZEICHNIS

- Allport, G.** (1954): The nature of prejudice. Cambridge.
- Bär, G., Kasberg, A., Geers, S. & Clar, C.** (2020): Fokusgruppen in der partizipativen Forschung. In: Hartung, S., Wihofszky, P. & Wright, M. (Hrsg.) Partizipative Forschung. Ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden. Wiesbaden: 207-232.
- BAMF** (2018): Träger der Migrationsberatung. https://www.bamf.de/DE/Themen/Integration/TraegerLehrFachkraefte/TraegerMigrationsberatung/traegermigrationsberatung_node.html. Letzter Zugriff: 10.06.2023.
- BAMF** (2023): Merkblatt zum Integrationskurs. https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Integration/Integrationskurse/Kurs-teilnehmer/Merkblaetter/630-122_merkblatt-verpflichtung-Integrationskurse.pdf?__blob=publicationFile. Letzter Zugriff: 10.06.2023.
- Bergmann, W.** (2006): Was sind Vorurteile? In: Bundeszentrale für politische Bildung/bpb. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/izpb/vorurteile-271/9680/was-sind-vorurteile/>
- Cleven, T.** (2015): Nauener Brandstifter Helden? Verbrecher! <https://www.maz-online.de/Brandenburg/Nauener-Brandstifter-Helden-Verbrecher!> Letzter Zugriff: 15.10.2020.
- Fetz, K.** (2018) „Die sind doch alle gleich!“ – Warum geflüchtete Menschen oft als homogene Gruppe betrachtet werden und welche Maßnahmen zu einer individuelleren Wahrnehmung beitragen können. In: Fachnetz Flucht, 1. <http://www.fachnetzflucht.de/die-sind-doch-alle-gleich-warum-gefluechtete-menschen-oft-als-homogene-gruppe-betrachtet-werden-und-welche-massnahmen-zu-einer-individuelleren-wahrnehmung-beitragen-koenne/>
- Fittkau, L.** (2020): Wie gut sind die Deutschkurse? https://www.deutschlandfunkkultur.de/integration-von-gefluechteten-wie-gut-sind-die-deutschkurse.976.de.html?dram:article_id=468897 Letzter Zugriff: 23.10.2020.
- Götz, I.** (2016): Sprache und Diskriminierung. „Die sollen erst mal anständig Deutsch lernen“. <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/sprache-und-diskriminierung-gastbeitrag-von-irene-goetz-a-1098835.html> Letzter Zugriff: 21.11.2022.
- IEK** Integriertes Entwicklungskonzept Nauen – Innenstadt Ost. Fortschreibung. Arbeitsstand: August 2018.
- Kalny, E.** (2019): Menschenrechte, ‚westliche Werte‘ und Geflüchtete. In: Natarajan, R. (Hrsg.): Sprache, Flucht und Migration. Wiesbaden: 471-492.
- Köppen, M., Schmidt, K. & Tiefenthaler, S.** (2020): Mit vulnerablen Gruppen forschen – ein Forschungsprozessmodell als Reflexionshilfe für partizipative Projekte. In: Hartung, S., Wihofszky, P. &
- Wright, M.** (Hrsg.): Partizipative Forschung. Ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden. Wiesbaden: 21-62.
- Kossert, A.** (2020): Flucht. Eine Menschheitsgeschichte. München.
- Landmann, H., Aydin, A.L., van Dick, R. & Klocke, U.** (2017): Die Kontakthypothese: Wie Kontakt Vorurteile reduzieren und die Integration Geflüchteter fördern kann. In: The Inquisitive Mind 3/2017. <https://de.in-mind.org/article/die-kontakthypothese-wie-kontakt-vorurteile-reduzieren-und-die-integration-gefluechteter>.
- Maier-Borst, H.** (2020): „Syrische Flüchtlinge zieht es in Brandenburg vom Land in die Städte.“ Rbb24 Datenrecherche. www.rbb24.de/panorama/beitrag/2020/08/gefluechtete-syrien-afghanistan-brandenburg-berlin.html. Letzter Zugriff: 19.10.2020.
- Mbeon.** Migrationsberatung für erwachsene Zuwanderer*innen online (o.J.): Integrationskurse. <https://www.mbeon.de/wissensbereich/deutsch-lernen/integrationskurse/>. Letzter Zugriff: 10.06.2023.
- Natarajan, Radhika** (2019): Sprache, Flucht, Migration. Kritische, historische und pädagogische Annäherungen. Wiesbaden.
- Nees, M.** (2015): Wie wird man deutsch? In: Gehirn & Geist, 11/2015: 34-37.
- Netzwerk** Erzählcafé Schweiz (2019): Erzählcafés veranstalten. Leitfaden und Materialien für Einsteigerinnen und Einsteiger. www.netzwerk-erzaehlnet.ch. Letzter Zugriff: 06.11.2020.
- Ogette, T.** (2019): Exit RACISM. rassismuskritisch denken lernen. Münster.
- Räuchle, C. & Berding, U.** (2020): Freiräume als Orte der Begegnung. In: Standort. Zeitschrift für Angewandte Geographie. Ahrensburg: 86-92.
- Rösch, T., Schneider, H., Weber, J. & Worbs, S.** (2020): Integration von Geflüchteten in ländlichen Räumen. Forschungsbericht 36 des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BAMF), Forschungszentrum Migration, Integration und Asyl (Hrsg.).
- Sauer, M. & Vey, J.** (2019): Sozialräumliche Integration von Geflüchteten im ländlichen Raum. In: Institut für Demokratie und Zivilgesellschaft (IDZ) (Hg.): Wissen schafft Demokratie. Schriftenreihe des Instituts für Demokratie und Zivilgesellschaft 05/2019. Jena: 52-61.
- Schaefer, I., Bär, G. & Lettner, D.** (2020). Partizipativ, kompakt, innovativ Arbeiten: Ein Handlungsleitfaden, herausgegeben von der Alice Salomon Hochschule Berlin. <http://partkommplus.de/teilprojekte/elfe/>. Letzter Zugriff: 15.11.2021
- Sebald, G.** (2019): Kultur, implizites Wissen und Spracherwerb. In: Natarajan, R. (Hrsg.): Sprache, Flucht und Migration. Wiesbaden: 119-130.

Scheible, J. & Roth, N. (2017): Schnell und erfolgreich Deutsch lernen – wie geht das? Erkenntnisse zu den Determinanten des Zweitspracherwerbs unter besonderer Berücksichtigung von Geflüchteten. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. https://www.bamf.de/SharedDocs/Meldungen/DE/2017/20170131-am-studie-erfolgreich-deutsch-lernen.html?nn=282388#a_354914_2. Letzter Zugriff 22.09.2020.

Schmidt, J. H. (2017): Basics interkultureller Kommunikation. Bausteine für die Entwicklung interkultureller Kompetenz. 2. Auflage. Norderstedt.

Söffner, J. (2018). Erzählcafé. <https://www.nzz.ch/feuilleton/erzaehlen-heisst-leben-ld.1405108>. Letzter Zugriff 27.10.2020.

Stangl, W. (2019). Stichwort: ‚*Kontakthypothese*‘. In: Online Lexikon für Psychologie und Pädagogik. <https://lexikon.stangl.eu/23058/kontakthypothese/>. Letzter Zugriff: 15.12.2022.

Wiesemann, L. (2019): Begegnung schaffen im Quartier. Eine Reflexion von Theorie und Praxis. In: vhw werkSTADT Nr. 34. https://www.vhw.de/fileadmin/user_upload/08_publicationen/werkSTADT/PDF/vhw_werkSTADT_Begegnung_im_Quartier_Nr_34_2019.pdf. Letzter Zugriff: 22.09.2022.

Yousefi, H. R. (2018): Kampfplätze des Denkens. Praxis der interkulturellen Kommunikation. 2. Aufl. München.

4

LYDIA. Frauentreff in Rheinsberg



© Ingeborg Beer

Träger des Praxisprojekts LYDIA

ESTAruppin e. V.
Rudolf-Breitscheid-Straße 38
16816 Neuruppin

Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL, Projektbericht

Ingeborg Beer, Forschungsverbund
Helene Weiß, Forschungsverbund

Kooperationspartnerschaft

Ines Meyer-Kormes, ESTAruppin e. V.

Co-Forschende, Mitwirkende

Neun Frauen aus dem LYDIA-Praxisprojekt

1 Lokaler Ankommens- und Teilhabekontext nach der Flucht. In Rheinsberg. Beim Frauentreff LYDIA

Seit die brandenburgische Kleinstadt Rheinsberg Mitte der 1990er Jahre zum Ankunftsort geflüchteter Menschen aus Kriegs- und Krisengebieten wurde, erwuchsen für lokale Politik und kommunale Verwaltung, Wohnungsunternehmen und andere zivilgesellschaftliche Akteure neue und große Herausforderungen. Nun galt es, für die Neubürger*innen Zugänge zum Wohnungs- und Arbeitsmarkt, zu Bildungseinrichtungen, Integrationskursen und Ämtern zu eröffnen sowie soziale und kulturelle Projekte zu initiieren. Deren Wünschen nach Bildung und Ausbildung, Einkommenserwerb und Alltagsmobilität waren von Anfang an enge Grenzen gesetzt. Und hinsichtlich des sozialen Zusammenlebens war der Stimmungsbogen weit gespannt. Ob und wie die Teilhabe geflüchteter Menschen an der Stadtgesellschaft in Rheinsberg gelingen kann, ist nach wie vor eine offene Frage.

Rheinsberg

Die Stadt liegt im Landkreis Ostprignitz-Ruppin, etwa 90 Kilometer nordwestlich von Berlin. Bauliche Denkmale der preußischen Geschichte, Natur und Kultur machen die einstige Residenzstadt zum Anziehungspunkt für zahlreiche Besucher*innen – der Tourismus ist die wichtigste Wirtschaftssäule.

Natur, Kultur, Idylle

Die idyllische Seenlandschaft und das historische Schloss am Grienericksee, Kammeroper, Musikakademie, Opernfestival und das Kurt-Tucholsky-Literaturmuseum begründen die überregionale Ausstrahlung der Stadt. Theodor Fontane's „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ (1971 [1862]) und Kurt Tucholsky's Erzählung „Rheinsberg: Ein Bilderbuch für Verliebte“ (2016 [1912]) gelten als literarische Begleiter und sind historische Zeugen für die Schönheiten der Landschaft und der gebau-

Rheinsberg



Abbildung 46: Schloss Rheinsberg © Panther-Media, Harald Biebel

Die Stadt Rheinsberg zählte am 31. Dezember 2020 mit allen Orts- und Gemeindeteilen 7.948 Einwohner*innen (3.934 männlich, 4.014 weiblich) und verzeichnet durch Sterbeüberschüsse kontinuierlich leichte Bevölkerungsverluste. Zu- und Wegzüge halten sich in etwa die Waage. 3,5 Prozent der Bewohnerschaft haben einen ausländischen Pass. [vgl. Amt für Statistik Berlin-Brandenburg 2021:12].

ten Geschichte. Heute füllen zahlreiche internationale Veranstaltungen und Begegnungen die kulturellen Versprechen mit Leben. Der Abgeschiedenheit der Provinz wird die Stirn geboten.

Die literarische Tradition im Sinne Tucholsky's und dessen aufklärerischem Geist werden proklamiert, sein schwedisches Exilschicksal von 1929 bis 1935 gilt als Verpflichtung. Seit 1995 werden jährlich zwei Stipendien für Stadtschreiber*innen vergeben, um daran anzuknüpfen. Geschichte und Landschaft sollen inspirierend zusammenwirken und in zeitgenössischer Literatur ihren Ausdruck finden.

2020 war die aus Aleppo stammende und in Berlin lebende Lyrikerin und Autorin mit Fluchtbiografie Widad Nabi zu Gast in Rheinsberg. Ihre Eindrücke schrieb sie in ihrem literarischen Tagebuch „Ansichten aus einem Wunderland“ (2020) nieder. Dabei näherte sie sich der Stadt über die Schönheiten der Natur und durch zufällige Begegnungen mit Menschen – im Supermarkt, im Keramikladen oder im Café.

Anders Inka Bach, die 1998 als Stadtschreiberin mit DDR-Hintergrund zu Besuch nach Rheinsberg kam. Sie widmete sich den interkulturellen Kontrasten und Brüchen der Stadt, die zur Zeit ihres Aufenthalts prägend waren und verlieh ihrem Tagebuch den Titel: „Wir kennen die Fremde nicht“ (Bach 2000).

„Eine Stadt im Zwiespalt“

Aus kritisch-distanzierter Perspektive zeichnen regionale und überregionale Medien seit mehreren Jahren ein gespaltenes Bild von Rheinsberg. Denn in der Stadt, die von Natur- und Kulturversprechen lebt, hat die rechte Szene mit antisemitischen und rassistischen Hass- und Gewaltaktionen ihre Spuren hinterlassen. Sie beschreiben eine Stadt mit mehreren Gesichtern und tiefen Rissen hinter schönen Fassaden (vgl. rbb 2006) oder charakterisieren Rheinsberg als „[e]ine Stadt im Zwiespalt“ (ZEIT online 2006).

Ende der 1990er Jahre fanden in der Nähe von Rheinsberg Übergriffe auf eine Schulklasse aus Berlin-Kreuzberg statt. Es wurden international geführte Restaurants und Geschäfte überfallen, wiederholt brannten Kioske und ein Dönerladen. Trotz zivilgesellschaftlicher Bemühungen, öffentlicher Appelle, Zukunftswerkstätten und Demonstrationen für Toleranz und Weltoffenheit ist es nicht gelungen, dem rechten Treiben ein Ende zu setzen.

Im Januar 2021 wurden Stolpersteine, die an die Schicksale jüdischer Bürger*innen, an Deportation und Tod in Konzentrationslagern erinnern, geschändet und mit Hakenkreuzen besprüht.

Ankunft von Geflüchteten

Wir blicken zurück auf Rheinsberg im Jahr 2015. Etwa 70 geflüchtete Menschen aus Syrien und Tschetschenien wurden durch die Kreisverwaltung in das leerstehende Schlosshotel – einst erste Adresse in der Stadt – zugewie-

sen. Die Berliner Zeitung vom 9. November 2015 sprach von einem „soziologischen Großversuch“:

„Schon jetzt zeichnet sich ab, dass die Flüchtlingskrise einem soziologischen Großversuch gleichkommt, der den lokalen Einrichtungen nicht nur ein ganz neues Verwaltungshandeln, sondern auch Einfühlungsvermögen gegenüber Flüchtlingen und Einheimischen abverlangt.“

Ende 2017 wurde das ehemalige Schlosshotel als Unterkunft für Geflüchtete wieder aufgelöst, da nun aufgrund von abnehmenden Zuweisungen ausreichend Wohnungen zur Verfügung standen. Das Gebäude wurde an Investoren verkauft und saniert – es wird inzwischen wieder als Hotel genutzt.

Deutscher Integrationspreis

Die meisten Neu-Rheinsberger*innen mit Fluchtgeschichte erhielten eine Wohnung im Wohngebiet Am Stadion und in der so genannten KKW-Siedlung¹⁴ in Rheinsberg-Ost. Hier hat das Wohnungsunternehmen REWOG (Rheinsberger Wohnungsgesellschaft mbH) von Anfang an Wohnungen für geflüchtete Menschen über Einzelmietverträge bereitgestellt. In ihrem Mieter-Magazin Stadtleben (2015) wurde die Mieterschaft darüber informiert und für Willkommenskultur geworben.

Gleichzeitig wurde die *Rheinsberger Initiative* als informelles Netzwerk von Ehrenamtlichen, Wohnungsgesellschaft, Schulen, sozialen Trägern und Stadtverwaltung gegründet. Sie übernahm die Koordination von Hilfsangeboten, erarbeitete gemeinsam eine Broschüre und machte die Neubürger*innen mit den Regeln des nachbarschaftlichen Zusammenlebens in Rheinsberg vertraut. Man wollte sie nicht bevormunden, sondern ihre Selbstständigkeit fördern. Für diese Netzwerkaktivitäten erhielt die REWOG 2017 den Deutschen Integrationspreis (Motto: „Zusammenleben mit neuen Nachbarn“).

Konfliktfeld Wohngebiet

Im Jahr 2020 wurde das Wohngebiet Am Stadion zum offenen Konfliktfeld. „Kehrt nach Hause zurück, eure Heimat braucht euch“ war auf Flugblättern in deutscher und arabischer Sprache zu lesen. Sie wurden in Briefkästen von Mieter*innen mit vermeintlicher Fluchtgeschichte verteilt,

14 In der Nähe von Rheinsberg wurde das erste Kernkraftwerk der DDR errichtet und 1966 in Betrieb genommen. Mit etwa 670 Mitarbeiter*innen wurde es zum größten Arbeitgeber in der Region. Für die Beschäftigten wurde die Stadt um eine neue Siedlung in Plattenbauweise erweitert. Nach der Wende wurde das Kernkraftwerk im Juni 1990 vom Netz genommen. 1995 begann man mit dem Rückbau.

unterzeichnet von einprozent.de. Dies kommentierte der Berliner Tagesspiegel in einem Bericht vom 12. August 2020 so:

„Unabhängig davon, dass Afghanen und Tschetschenen in der Regel der arabischen Sprache nicht mächtig sind, ist das Credo klar: die Geflüchteten sind in Rheinsberg nicht gewünscht.“

Diese Flugblattaktion erfolgte nach zweitägigen gewaltvollen Auseinandersetzungen, bei denen es im Wohngebiet nach Polizeiaussagen zu Schlägereien zwischen Deutschen und Polen auf der einen und Tschetschenen auf der anderen Seite gekommen war. Motiv und Auslöser blieben unklar. Laut Tagesschau vom 28. Juli 2020 schrieb das rechtsradikale Magazin *Compact* von „Vorboten eines Bürgerkriegs“ (vgl. Stöber), während lokale Medien Bürgermeister Frank Schwochow (Freie Wähler) zitierten, der die Integrationspolitik des Landkreises für gescheitert erklärte (vgl. ebd.). Die NPD rief zu einer Demonstration auf. Teile der städtischen Zivilgesellschaft stellten sich dem entgegen und demonstrierten für eine weltoffene und gewaltfreie Stadt (vgl. Tagesschau 2020, Tagesspiegel 2020, Neues Deutschland 2020).

Auch Bleibeort?

Angesichts dieser Ereignisse wären langfristige lokalpolitische Strategien gegen Antisemitismus und Alltagsrassismus, gegen Hass und Gewalt zu erwarten gewesen. Doch die Sehnsucht nach einer beständigen und homogenen Bevölkerung erwies sich als beharrlicher als der Gestaltungswille für die Zukunft einer kleinstädtischen Vielfaltsgesellschaft. Lokalpolitische Überzeugungen und

Handlungsperspektiven konzentrierten sich auf den Transitcharakter von Rheinsberg und nicht auf die Stadt als Bleibeort für Geflüchtete.

Die Bedeutung von lokalen Stimmungsbildern und Alltagserfahrungen für Ortsbindung werden in Forschungsberichten kaum zum Thema gemacht. Stefan Kordel und Tobias Weidinger (2020) legen in ihrem Kurzdossier „Perspektive Geflüchteter auf das Leben auf dem Land“ darauf Wert:

„Inwiefern konkrete Alltagserfahrungen und Strukturen vor Ort als Möglichkeit ‚anzukommen‘ begriffen werden oder zur eigenen Verwirklichung beitragen, entscheidet letztendlich darüber, ob Geflüchtete auf dem Land bleiben und dort ein Zuhause finden.“

Auch in der Forschungsgruppe ergaben sich dazu einige Hinweise. Vor allem waren es die Erfahrungen beim Sehen und Gesehenwerden im öffentlichen Raum, die die Lebensqualität der Frauen einschränkten – die Markierung als *Andere* empfinden sie als diskriminierend und abweisend. Als Muslima mit Kopftuch wollen sie sich in der Stadt und im Wohngebiet gleichberechtigt aufhalten, sich draußen treffen und Angebote vorfinden, Akzeptanz erfahren und sich sicher fühlen.

Frauentreff LYDIA: Das Praxisprojekt

Soziale Projekte sind prägende Erfahrungs- und Lernorte für das Ankommen nach der Flucht – sie verstehen sich als zeitlich begrenzte Brücken in die (Stadt-)Gesellschaft. Das Praxisprojekt *LYDIA. Frauentreff in Rheinsberg* ist dafür ein Beispiel. Es wurde von ESTAruppin e. V. initiiert und



Abbildung 47: Co-Forscherin Marina Sharifi (links) und Projektleiterin Ines Meyer-Kormes (rechts) präsentieren das Praxisprojekt LYDIA bei einer Veranstaltung der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart © Robert Bosch Stiftung, Steffen Kayser

durchgeführt, um die Engagement- und Teilhabechancen der Frauen zu verbessern. Die Förderung erfolgte durch die Robert Bosch Stiftung (2019) in deren Programm *Mitgestalten – Muslimische Frauen engagieren sich*.

Das Praxisprojekt und seine Ziele

Das Projekt LYDIA setzte auf Empowerment, damit die Frauen in Eigenregie einen interkulturellen Frauentreff aufbauen können. Dafür sollten sie Erfahrungen und Kenntnisse sammeln, ihre Kompetenzen steigern und sich mit Akteuren vernetzen können. Die Projektleiterin führte zahlreiche Workshops durch, teilweise mit externen Expert*innen. Zu den Themen zählten Projektmanagement, Einstieg in die Arbeitswelt, Kindererziehung und Gesundheit.

Es fanden Exkursionen in die Region und nach Berlin statt (Tierpark, Naturkundemuseum sowie zu Jobbörsen und Angeboten anderer Träger). Sie wurden gemeinsam mit der Projektleiterin oder eigenständig von den Frauen organisiert. Dies galt auch für die Veranstaltung von Festen. Zudem gründeten die Frauen eine Sport- und Tanzgruppe und sammelten Empowermenterfahrungen bei folgenden Aktivitäten:

- Gegenüber dem Sozialamt setzten tschetschenische Frauen einen Deutschkurs für Anfängerinnen durch.
- Der Gesprächskreis „Leben in Deutschland“ für tschetschenische Frauen widmete sich Themen wie Erziehung, Gesundheit, Demokratie, Computer etc.
- Die Frauen organisierten Gespräche mit dem Pfarrer der evangelischen Kirchengemeinde und mit sozialen Projekten (Spielkreis, Spielmobil).

Ergebnisse des Praxisprojekts

In der Schlussphase des Praxisprojekts entschieden sich die Frauen gegen eine Verstetigung des Treffpunkts durch eine eigenständige Organisationsform. Allein die Vereinsgründung hätte einen hohen formalen Aufwand (Vereinsatzung, Strukturaufbau etc.) bedeutet, was sie sich nicht zutrauten. Lieber beteiligten sie sich unter dem Dach des Trägers an der lokalen Begegnungsarbeit, in die sie ihre Vorstellungen und Ideen einbringen wollten.

Kooperationsinteressen

Die Projektleiterin erwartete von der Kooperation mit dem Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL Unterstützung für eine langfristig eigenständige und herkunftsübergreifende Treffpunktarbeit.

Praxisprojekt LYDIA. Frauentreff in Rheinsberg



Abbildung 48: Spielpark Zickenwiese © Ingeborg Beer

Träger: ESTAruppin e.V.

Ort: Rheinsberg

Handlungsfeld: Quartier/ Nachbarschaft

Kurzprofil des Praxisprojekts

Im Zentrum des Praxisprojekts stand das Empowerment muslimischer Frauen, die mit ehrenamtlichem Engagement in Rheinsberg einen Frauentreff aufbauen und langfristig in Eigenregie aufrechterhalten wollten.

Kooperationsinteressen mit dem Forschungsprojekt

Träger und Projektleiterin wünschten sich Hinweise zur langfristigen Treffpunktarbeit, die von den Frauen im Idealfall eigenständig und herkunftsübergreifend getragen werden kann – zu Programm, Partnerschaften, Integrationsklima im Gemeinwesen etc.

Themenwahl der Frauen

Die Frauen entschieden sich für das Forschungsthema *Nachbarschaft*.

Da die Frauen sich dem Thema Nachbarschaft widmen wollten, rückten diese Wünsche etwas in den Hintergrund. Gleichwohl blieben Empowerment und Gemeinwesenorientierung gemeinsame Themen und Ziele.

2 Der Forschungsprozess im Überblick: Phasen, Elemente, Leitfragen

Im *Forschungsprojekt LYDIA* ging es um die aktive Teilhabe der Frauen an der Wissensproduktion zum selbst gewählten Thema Nachbarschaft. Zu unserer Orientierung und für die reflexive Forschungspraxis nutzten wir das Prozessmodell von Jarg Bergold, in dem die Bedeutung von Transparenz und Kommunikation deutlich und der Unterschied zu hypothesenprüfenden Forschungskonzepten er-

sichtlich wird: Vom Zugang zum Feld über die Einigung auf Forschungsfragen und dem partnerschaftlichen Umgang mit Daten und Phänomenen bis hin zu praktischen Veränderungsimpulsen und deren Konsequenzen versteht sich partizipatives Forschen als ein nicht-lineares und dynamisches System.

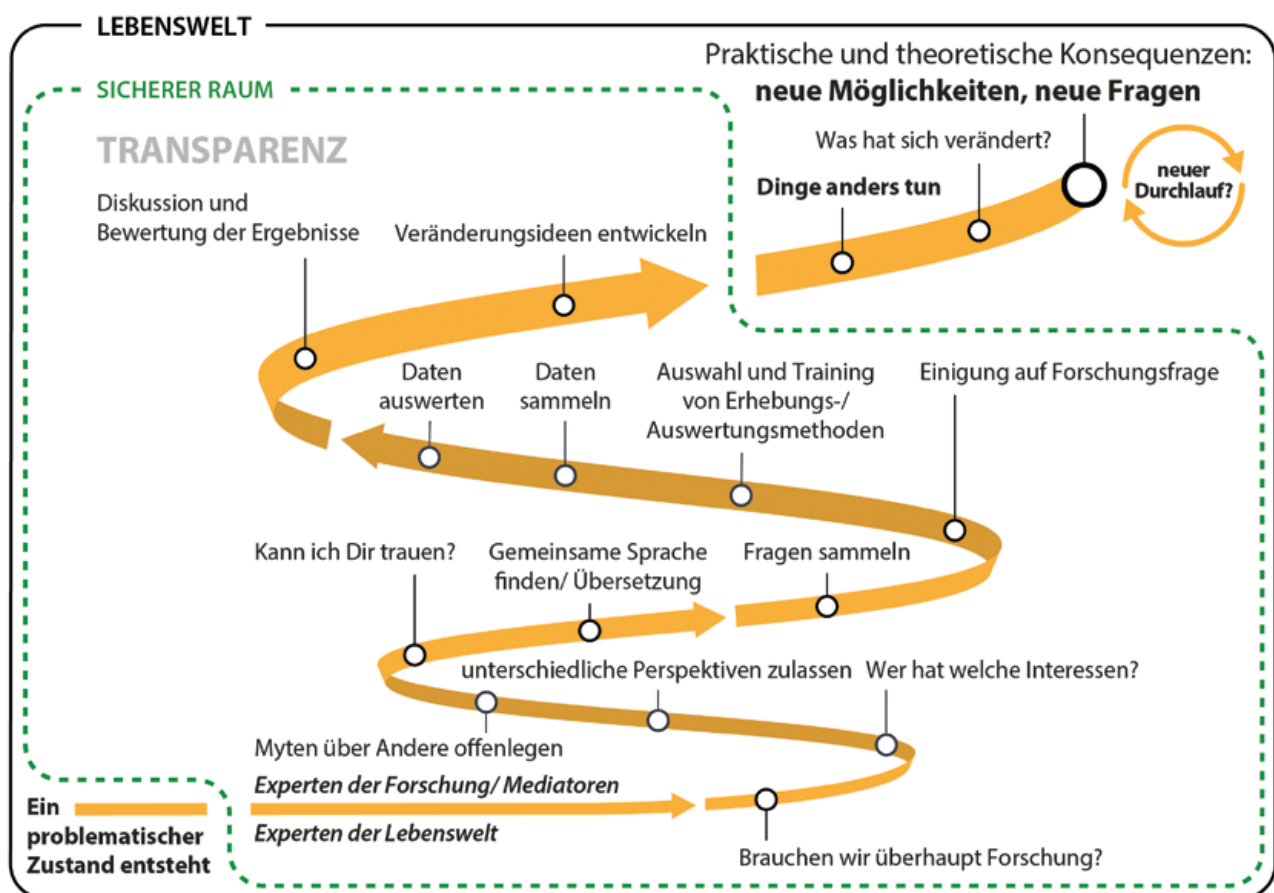


Abbildung 49: Prozessmodell für partizipatives Forschen © Jarg Bergold

Dieser grafischen Darstellung des Prozessmodells zum partizipativen Forschen liegt das Vorläufermodell „Partizipative Forschung = Prozess der Entdeckung durch Dialog“ (Bergold & Hermann 2006, angeregt durch Wadsworth 1998) zugrunde (siehe Bergold 2013: 3).

Feldzugang und Mitwirkende

Zugang zum Feld und zu den Frauen

Über die Leiterin des Praxisprojekts gelang unser Zugang zum Feld und zu den Frauen. Durch sie erhielten wir Einblicke in das Praxisprojekt. Mit ihr fanden Klärungen zu unseren verschiedenen Rollen, zur kooperativen Raumnutzung und den zeitlichen Ressourcen statt. Sie bereitete die Frauen auf unseren ersten Besuch und unser Forschungsanliegen vor. Diese erklärten sich grundsätzlich zum gemeinsamen Forschen bereit.

Zur reflexiven Erkundung des Wohngebiets führten wir ein Gespräch mit dem Quartiersmanager. Dabei lernten wir aus seinem Blickwinkel das Wohngebiet kennen und erfuhren von geplanten investiven Maßnahmen im Bundesländer-Förderprogramm Sozialer Zusammenhalt – Soziale Stadt.

Der Zugang zum Feld und zu den Frauen beschränkte sich nicht auf die Anfangs- und Einstiegsphase, sondern erwies sich als kontinuierliche Aushandlungsfrage. In der Interventionsphase (2. Zyklus) umfasste der Feldzugang auch die Kommunikation mit lokalen Akteuren.

Während und nach der Corona-Pandemie wurden forschende Gruppenaktivitäten eingeschränkt. Einige Treffen verlegten wir nach draußen. Und in der Schlussphase lud uns eine Co-Forscherin zu Auswertungsgesprächen in ihre Wohnung ein.

Co-Forscherinnen und Teilnehmerinnen

Neun LYDIA-Frauen arbeiteten mit uns kontinuierlich zusammen. Vier von ihnen kamen aus Afghanistan, vier aus Tschetschenien, eine aus Iran. Hinsichtlich ihrer Sprachkenntnisse und ihres Bildungsniveaus gab es große Unterschiede. Drei von ihnen waren nahezu Analphabetinnen, andere hatten die Schule zehn, elf oder zwei Jahre besucht.

Trotz unterschiedlicher Voraussetzungen hatten sie ähnliche Erwartungen an ihre Zukunft. Alle wollten Deutsch lernen, eine von ihnen den Schulabschluss nachholen. Meist suchten sie Einkommensmöglichkeiten, die über herkömmliche Putzaufgaben in Privathaushalten hinausreichen. Ihre Abwanderungsbereitschaft aus Rheinsberg war grundsätzlich hoch.

Jede der Frauen machte eigene Prozesse von abwartender Teilnahme zum co-forschenden Mitentscheiden

und Mitgestalten durch. Eine von ihnen organisierte die gemeinsamen Forschungstreffen. Fünf Frauen trafen sich eigenständig und regelmäßig zu Vor- und Nachbereitungen. Sie bestimmten die thematischen Schwerpunkte unserer Diskurse, den Einsatz der Methoden und beteiligten sich an den Auswertungsgesprächen. Durch ihr aktives Mitgestalten und Mitentscheiden im Prozess forschten sie als Co-Forscherinnen im Rahmen ihrer sprachlichen Möglichkeiten mit uns weitgehend partizipativ.

Für die vier Frauen aus Tschetschenien waren die sprachlichen Barrieren jedoch zu groß. Die wenigen Male, für die eine Sprachmittlerin organisiert werden konnte, brachten sie sich ein, ansonsten zogen sie sich mehr und mehr zurück. Unsere Versuche, kontinuierlich eine Sprachmittlerin für Russisch zu gewinnen, hatte keinen Erfolg. Durch unsere Moderation und mit visualisierenden Methoden ließ sich das Problem nicht beheben. Individuelle Entwicklungsprozesse von der Teilnehmerin zur mitentscheidenden und mitgestaltenden Co-Forscherin sind kaum gelungen.

Grundlegende Prozesselemente

Sicherer Raum und Vertrauen

Der sichere und geschützte Raum war für Kommunikation und Austausch über den gesamten Prozess hinweg grundlegend.

Dies gilt für partizipatives Forschen generell. Denn dieser Forschungsansatz, so Jarg Bergold und Stefan Thomas (2012), „verlangt von den Teilnehmenden eine große Bereitschaft, die persönliche Sicht auf die Situation, die eigenen Meinungen und Erfahrungen offenzulegen. Im Alltag gibt es eine solche Offenheit eher gegenüber guten, vertrauten Freund/innen, aber kaum in Institutionen und gegenüber Fremden. Die Angst, etwas Falsches zu sagen und angegriffen zu werden, verhindert das Aussprechen von Meinungen und Ansichten vor allem dann, wenn sie den Vorstellungen der Anderen zu widersprechen scheinen. Partizipative Forschung verlangt aber genau dies.“

Beim *sicheren Raum* handelt es sich um einen physisch vertrauten sowie sozialen Beziehungs- und Kommunikationsraum. Der Treffpunkt LYDIA, eine ehemalige Wohnung im Wohngebiet mit Nähstube, Spielzimmer für Kinder, Küche und Büro, war der vertraute Ort der Frauen aus dem Praxisprojekt. Hier konnten sie unter sich sein, ihr Kopftuch ablegen, in offener und zwangloser Atmosphäre untereinander und mit uns sprechen.

Weil es *ihre* Räume waren, konnten sie eine Gastgeberinnenrolle einnehmen. Schon bei unserem ersten Treffen hießen sie uns in ungezwungener Atmosphäre herzlich willkommen. Nun lag es an uns, vertrauensvolle Beziehungen und ein offenes Miteinander aufzubauen.

Gemeinsame Sprache

Der partizipative Forschungsprozess ist ganz wesentlich, und im Unterschied zu quantitativen Forschungen, ein offener Kommunikationsprozess. So galt es, eine gemeinsame Sprache zu finden, um sich verständigen und verstehen zu können. Dies betraf mehrere Aspekte. Zum einen waren Fachbegriffe und abstrakte Ausdrucksweisen unangebracht oder bedurften, wie beispielsweise der Begriff *Empowerment*, des öfteren einer einfachen inhaltlichen Beschreibung. Zudem ließ sich dadurch der Bezug zum Praxisprojekt herstellen, in dem die Selbstorganisation des Treffpunkts ein Ziel war. Zum anderen erwiesen sich die Vielfalt der Sprachen (Deutsch, Farsi, Paschtu, Russisch) und die unterschiedlichen Bildungsniveaus als herausfordernd und – im Unterschied zum Theaterprojekt – als hemmend.

Visualisierungen in Form von Zeichnungen waren in der Gruppe weniger erwünscht als der Einsatz des Google-Übersetzers. Die Unterstützung durch Dolmetscherinnen war nur bei wenigen Treffen möglich. Die sprachgewandteste Co-Forscherin übernahm die Übersetzungshilfe für die Frauen aus Afghanistan und Iran – doch trug dies zu ihrer Dominanz und zum Ausschluss der russischsprachigen Frauen bei. Auch waren wir oft nicht sicher, ob die Übersetzungen das Gefragte und Gesagte auch wirklich wiedergaben, oder ob eigene Interpretationen den Ton angaben.

Zwar wollten wir die Dominanzverhältnisse zwischen sprachgewandten und weniger sprachgewandten Frauen sowie uns und den Frauen mit einem einfachen Kommunikationsstil und einfachen Worten mildern. Doch gewinnt Sprache, das betont auch Pierre Bourdieu, ihre symbolische Autorität nicht allein durch bessere Sprachkompetenz, sondern durch sozialstrukturelle Positionierungen und autoritätsverleihende Institutionen: „Die Macht der Wörter ist nichts anderes als die *delegierte Macht* des Sprechers“ (Bourdieu 2005: 101).

Entscheidung der Frauen: Nachbarschaft hat Priorität

Den Einstieg in das gemeinsame Forschen begannen wir *nicht* mit der Vorstellung unserer Konzepte oder mit Vor-

schlägen, sondern mit einem offenen Gespräch: „Welche Themen liegen euch besonders am Herzen, sind euch wichtig? Worüber würdet ihr bei unseren Treffen gerne mehr erzählen, euch Gedanken machen, euch untereinander und mit uns austauschen?“

Drei Themenvorschläge

Es kristallisierten sich drei Themen heraus, bei denen praktische Teilhabe-Probleme oder Konflikte den Ausgangspunkt bildeten:

- *Nachbarschaft*: Das Thema wurde als besonders dringliches genannt, weil eine der Frauen aktuell unter nachbarschaftlichen Konflikten litt.
- *Sprachkurse*: Das Interesse an Sprachkursen war groß, doch fehlten tschetschenischen Frauen die Berechtigung, daran teilzunehmen. Zudem dauerte die Fahrt von Rheinsberg nach Kyritz und zurück etwa 3 Stunden – dies wurde für einen eineinhalbstündigen Sprachkurs als wenig effektiv erachtet.
- *Einkommensbeschäftigung*: Das Thema war allen Frauen wichtig. Sie wünschten ein breiteres Angebotspektrum und bessere Informationen.

Vom nachbarschaftlichen Zusammenleben

Als Untersuchungsthema wurde *Nachbarschaft* gewählt. Schon beim ersten Treffen berichtete eine Teilnehmerin sehr emotional und betroffen davon, dass ein Nachbar mehrfach an ihre Wohnungstür gekommen sei, sich über die Lautstärke der Kinder beschwerte und mit der Polizei gedroht habe.

Auch wenn nicht alle Frauen von konfliktreichen Nachbarschaftsbeziehungen berichteten, so war auch ihnen das Thema wichtig, um „deutsche Gewohnheiten verstehen“ zu können. Vor allem wollten sie von den Erfahrungen in ihren Heimatländern berichten.

Prozessphasen und Leitfragen

Was heißt Forschen? Und wie geht das gemeinsam?

Nach der ersten Fokusgruppe zum Thema Nachbarschaft konnten wir als Verbundforscherinnen an die Ergebnisse anknüpfen und das gemeinsame Forschen ins Blickfeld rücken: Was bedeutet Forschen? Wer tut das, und wie geht es? Wie können wir gemeinsam forschen? Ausgehend vom alltäglichen Verständnis der Frauen steckten wir unsere Rollen und Aufgaben ab.

Prozesszyklen

Der Prozess des gemeinsamen Forschens umfasste mehrere Perspektiven und Ziele in zwei Zyklen (Abb. 2).

- Im ersten Zyklus ging es um das nachbarschaftliche Zusammenleben in Rheinsberg und in ihren Heimatstädten. Er umfasste vier Gruppengespräche und ein fachliches Kolloquium.
- Im zweiten Zyklus standen Spielplatzkonflikte und der Umgang damit im Zentrum. Auch wurde über infrastrukturelle Ausstattungsbedarfe des Wohngebiets angesichts der veränderten Bewohnerschaft diskutiert.

Leitfragen

Nicht alle Forschungsfragen wurden im Vorfeld festgelegt. In der ersten Phase waren folgende Perspektiven und Fragestellungen diskursleitend:

Perspektive der Frauen und der Verbundforscherinnen

- (1) Was verstehen die Co-Forscherinnen und Teilnehmerinnen unter Nachbarschaft? Welche Erfahrungen machen sie in Rheinsberg? Welche Konflikte erleben sie?
- (2) Wie wurde Nachbarschaft in ihrem Heimatland gelebt? Welche Unterschiede stellen sie fest?
- (3) Was sollte im nachbarschaftlichen Zusammenleben besser werden und wer kann was dazu beitragen?

Perspektive der Verbundforscher*innen für alle Projekte

- (1) Welchen Beitrag leisten die Forschungsprojekte zur Teilhabeförderung?
- (2) Worin besteht der Mehrwert kooperativen und partizipativen Forschens für Wissenschaft und Praxis?

Datenerhebung und -auswertung

Der Forschungsprozess war von Beginn an von großer Offenheit geprägt und inhaltlich relativ wenig vorstrukturiert. Das gemeinsame Forschen konzentrierte sich zunächst auf die Erhebung und Auswertung von Daten und Phänomenen zum Thema Nachbarschaft, später auf Schritte eines praktischen Engagements in aktuelle Themen des Quartiers- und Wohnumfelds (Konflikte Spielplatz, Veränderungsbedarfe).

Für die Datenerhebung wurden folgende Methoden gewählt:

Beobachtende Teilnahme

Die *beobachtende Teilnahme* zeichnete sich durch unsere distanzierte Involviertheit im Forschungsprozess aus. Die Tandem-Konstruktion hat dies erleichtert. Denn dadurch konnten wir uns auf unterschiedliche Kontexte und Atmosphären einlassen, Gesprächsbeteiligung und Rollenausübung vertrauensvoll und selbstkritisch beobachten, reflektieren und verändern (vgl. Hitzler & Gothe 2015: 10 f.).

Im Unterschied zur *teilnehmenden Beobachtung* – bei ihr wird das Verhältnis von Nähe (Teilnahme) und Distanz (Beobachtung) zugunsten einer distanzierten Haltung stärker betont – ermöglicht die beobachtende Teilnahme ein „auf Teilnahme basiertes Verstehen“ (Breidenstein et al. 2013: 42). Deshalb liegt aus unserer Sicht die beobachtende Teilnahme dem partizipativen Anspruch näher.

Fokusgruppe, Gruppendiskussion

Gruppendiskussionen dominierten im Forschungsprozess mit den LYDIA-Frauen. Diese Erhebungsmethode ist in der partizipativen Forschung generell ein „fester Bestandteil des Methodenkanons“ (Bär et al. 2020: 209), wobei die Begriffe Gruppendiskussionen, Fokusgruppen und gemeinsame Erzählungen meist synonym verwandt und ähnlich beschrieben werden (vgl. ebd.: 209 ff.).

Als Verbundforscherinnen sahen wir es als Vorteil an, dass wir die Rolle der Moderation übernahmen und die inhaltliche Beschreibung des Themas Nachbarschaft in erster Linie den Frauen oblag. Als eigentlichen Vorteil dieser Methode schätzten wir deren kommunikativen Charakter: In Fokusgruppen stehen keine Einzelmeinungen im Vordergrund, vielmehr findet über unterschiedliche Erfahrungen und Positionen ein Austausch statt.

Trotz hoher sprachlicher Hürden für einige Teilnehmerinnen wurde diese Methode als hilfreich angesehen. Die Frauen blieben bis zum Ende dabei. Sie sahen es als Vorteil, thematisch und inhaltlich aktiv mitwirken zu können.

Ergänzende Hilfsmittel und Veranschaulichungen

Zum besseren Verständnis sprachlicher Ausdrücke wurden Hilfsmittel und Methoden der Visualisierung einbezogen. So wurden Begriffe wie „Forschung“ oder „Wahrheit“ an die Tafel geschrieben (Abb. 5) und nachbarschaftliche Konflikte in *Rollenspielen* dargestellt. All dies trug zur

Veranschaulichung des Gesagten bei, lockerte die Anstrengungen des mehrsprachigen Sprechens und Verstehens und sorgte für manch heitere Szene. In unseren Forschungsnotizen haben wir dazu festgehalten:

„Als Verbundforscherinnen achten wir auf (Un-)Verständlichkeit [...], wir versuchen, sehr langsam zu sprechen, Aussagen zu wiederholen, zusammenzufassen. Wir nutzen Google-Übersetzer. Das ermöglicht aber nur Hinweise. Mit einem *Wort* kann man nicht dessen *Gehalt* übersetzen [...].“

Auswertungen und Reflexionen

Auswertungen und Reflexionen fanden zu verschiedenen Anlässen und in unterschiedlicher Zusammensetzung statt. Neben den kontinuierlichen Vor- und Nachbereitungen von uns Tandempartnerinnen und mit dem Verbundforscher*innenteam waren folgende Formen des reflexiven Austauschs und der kollegialen Beratung wichtig:

Interpretative Gruppen-Auswertungen

Die Diskussionsergebnisse wurden von uns Verbundforscherinnen dokumentiert und mit den Co-Forscherinnen beim nächsten Treffen besprochen. Die Ergebnisse wurden nach mehrmaligem Anhören der aufgezeichneten Gespräche auf Grundlage eines Analyserasters gegliedert, unterschiedliche Auffassungen als solche nur wenig geglättet. Da es uns dabei nicht um psycholinguistische, sondern um inhaltlich-thematische Auswertungen ging, wurde in den Zitaten auf die Kennzeichnung wie Sprechpausen, Wiederholungen, Husten etc. verzichtet.

Offene Fragen wurden beim nächsten Treffen in der Gruppe besprochen, Missverständnisse ausgeräumt, Ergänzungen eingebracht.

Interdisziplinäre Gesprächsrunde

Für uns Verbundforscherinnen waren die Gruppendiskussionen und die Auswertung der Ergebnisse mit den Frauen ein zentrales Lernfeld. Gleichwohl fanden wir ihre argumentative Konstruktion gut funktionierender Nachbarschaft aufgrund religiöser Handlungsmaximen zumindest in Teilen fraglich. Die unterschiedlichen Meinungen und Perspektiven zu diesem Thema wurden als offene Fragen festgehalten – es wurde nicht um Konsens gerungen.

Um weitere Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis einzubeziehen, haben wir als Verbundforscherinnen in Zu-

sammenarbeit mit Vertreterinnen von BENN (Berlin Entwickelt Neue Nachbarschaften, SenSW) ein Fachgespräch mit zwei Islamwissenschaftlern und anderen Fachleuten organisiert (siehe Kap. 3).

Aus den Forschungsnotizen

Machtgefälle

„Wir reden viel über Augenhöhe, weil wir sie mit Geflüchteten nicht haben. Solange die materielle, rechtliche und soziale Ungleichheit besteht und wir als beruflich Forschende über fast alles Alltägliche besser Bescheid wissen, solange besteht auch ein Machtgefälle. Dem begegnen wir oft mit einem Mix aus Sensibilität, Mitgefühl und Zurückhaltung, manchmal mit Ärger über die Politik. Machtgefälle ist ein wichtiger Grund für ‚Ermächtigungsprozesse‘; wir bräuchten kein Empowerment ansonsten.“

Offenheit der Prozesse

„Ich denke in der Moderation zu Nachbarschaft darüber nach, was den Frauen grade wichtig ist, will ihre Erzählungen verstehen, vertiefen. [...] Aktives Zuhören ist wichtig. Klar ist: Es geht nicht um das Abarbeiten einer Tagesordnung, von vorbereiteten Fragen. Gleichwohl wollen wir Ergebnisse erarbeiten. [...] Wir spüren ein Dilemma zwischen der Offenheit von Prozessen einerseits und der Ergebnisorientierung andererseits.“

Veränderungsimpulse

„Inwieweit sollen und können Initiativen zur praktischen Umsetzung von geäußerten Bedarfen (z. B. interkulturelle Treffpunkte schaffen) eine Aufgabe im Forschungsprozess sein? Wo verläuft die Grenze zu praktischer Sozialarbeit, Stadtteilentwicklung? Praktische Interventionen stoßen oft an Grenzen, es braucht dafür Partner wie Stadtpolitik, Quartiersmanagement, Gemeinwesenarbeit etc. Im Idealfall sollten die Frauen mit anderen Interessierten selbst dafür eintreten. Aber damit wären sowohl wir Professionelle als auch die Frauen überfordert.“

3 Innensichten: Was heißt Forschen? Und welche Erkenntnisse wurden zu Nachbarschaft gewonnen?

3.1 Was Forschen für die Co-Forscherinnen bedeutet

Forschen: Was ist gemeint?

Mit Hilfe des Google-Übersetzers wurden die Begriffe *Forschung* und *Forschen* in Farsi und Russisch übersetzt und von einigen Frauen an die Tafel geschrieben. Im Vordergrund stand die Auffassung: Forschen bedeutet „Wir suchen die Wahrheit“. Also machten wir uns auf den Weg. Wie geht Forschen? Und wer macht das?

„Zum Beispiel Polizisten. Wenn einer kriminell ist und behauptet, er hätte nichts gemacht, dann wird nachgeforscht. Beim Arzt wird geforscht, nach Krankheiten. Und der Lehrer will herausfinden, woran es liegt, wenn Kinder streiten. Auch an Universitäten und in der Wissenschaft wird geforscht“ (Co-Forscherin).

Beim Herausfinden von Gründen für bestimmte Phänomene wurde dem Recherchieren eine wichtige Bedeutung beigemessen:

„Zum Beispiel: Ich lese etwas in einem Buch und glaube es nicht, dann forsche, recherchiere ich. Oder wir gehen zum Interview, dann will der Interviewer etwas herausfinden. Auch in der Wissenschaft wird beim Forschen recherchiert“ (Co-Forscherin).

Gemeinsam forschen. Wie machen wir das?

Daraufhin machten wir uns Gedanken darüber, ob und wie wir gemeinsam forschen können. Wer kann zum Thema Nachbarschaft etwas beitragen und verfügt über Erfahrungen, Kenntnisse? Wer übernimmt welche Aufgaben für die Recherche? Was wollen wir genau wissen?

Als Verbundforscherinnen haben wir deutlich gemacht, dass die Frauen darüber selbst am besten Bescheid wissen: alle sind Nachbarinnen, haben Erfahrungen mit dem nachbarschaftlichen Zusammenleben in Rheinsberg, sind dafür Expertinnen. Sie können sich auch gegenseitig oder andere dazu befragen. Wir wiederum wissen, wie Recherchen durchgeführt werden können (z. B. durch Gruppengespräche, Interviews) und was dabei zu beachten ist. Im Idealfall finden wir gemeinsam heraus, wie Nachbarschaft erlebt wird und suchen nach Wegen, sie zu verbessern.

Damit war unser gemeinsamer Forschungsrahmen weitgehend abgesteckt. Die Rollenklärung blieb notwendigerweise abstrakt, weil die Frauen mit den Rollen in Forschungsprozessen keine Erfahrung hatten und eher eine vage Vorstellung davon einbrachten. Nachvollziehbar und zunächst ausreichend ließ sich ihre Rolle als Expertinnen des nachbarschaftlichen Alltags in Rheinsberg und in Afghanistan festhalten (Familiengröße, Geselligkeit, Feiern im größeren Rahmen etc.).

Im Einzelnen ließen sich folgende ihrer Beobachtungen und Beschreibungen festhalten:

- Nachbarschaft in Rheinsberg umfasst aus Sicht einer Co-Forscherin ein sehr viel engeres räumliches Umfeld als sie dies aus ihrer afghanischen Heimatstadt kennt – in Rheinsberg rechnet sie vor allem jene Personen und Familien zur Nachbarschaft, die auf einem Stockwerk

oder in einem Gebäude wohnen. Aber: „Man muss sie nicht kennen.“

- Die meisten Frauen pflegen sowohl im engeren als auch im weiteren Umkreis (Straße, Wohngebiet) Begegnungen mit Familien aus ihrem Heimatland, weil sie gerne etwas Gemeinsames unternehmen und sich gut kennen, aber nicht wegen der räumlichen Nähe.
- Eine der Frauen beschrieb, dass sich die Menschen in ihrem Haus kaum kennen, nicht in der Nähe des Hauses zusammensitzen und auch nichts zusammen unternehmen – jede Person oder Familie lebe für sich.
- Veränderungen der Nachbarschaft lassen sich kaum wahrnehmen. Zu- und Wegzüge würden nur auffallen, wenn ein Möbelwagen vor der Tür steht.
- Gegenseitige Hilfe und Unterstützung sind im Nahbereich nicht selbstverständlich. Sie betreffen zwar punktuelle Hilfen (z. B. etwas ausleihen), aber nicht die aus den Heimatländern gewohnte Anteilnahme (z. B. Essen vorbeibringen, Kindern bei Hausaufgaben helfen etc.).

Ungewohnte Konflikthanlässe

Unterschiedliche Lebensformen und Familiengrößen bieten die meisten Konflikthanlässe. Vor allem der „Lärm von Kindern“ und „viele Besuche“ stören. In den Heimatstädten dagegen gehören sie zur Normalität eines guten Zusammenlebens.

„Viele leben alleine. Ihre Wohnungen sind genau so groß wie unsere mit mehreren Kindern. Die Nachbarn haben ein großes Ruhebedürfnis und gehen früh schlafen.“

Eine Co-Forscherin berichtete über Beschwerden ihres Nachbarn über die Besuche anderer Familien und dass er mehr Anpassung in der Kindererziehung an „unsere“ Gepflogenheiten erwarte:

„Bitte ruhig bleiben, bitte ruhig bleiben! Bei Ihnen kommen so viele Leute zu Besuch. Warum müsst ihr euch so viel besuchen? Da werden wir die Polizei rufen. Bei *uns* müssen die Kinder um 20 Uhr ins Bett, bei *euch* machen sie um 22 Uhr noch Lärm!“

Diese Beschwerden gaben schon für die Themenwahl den Ausschlag:

„Ich will den Kindern nicht immer den Mund zuhalten, wenn sie spielen oder weinen.“

Eine zentrale Konfliktursache sahen die Co-Forscherinnen in der räumlichen Enge der Wohnungen und deren unzureichender Dämmung. Sie würden sich tagsüber auch außerhalb der Wohnungen aufhalten, doch fehlen dafür Treffpunkte, Spiel- und Aufenthaltsmöglichkeiten für Kinder und Familien, größere Räume zum Feiern, ein Grillplatz.

3.2 Nachbarschaftserfahrungen in Rheinsberg: „Hier ist es ganz anders“

In den weiteren Gesprächsrunden stand das nachbarschaftliche Leben in *Rheinsberg* im Mittelpunkt. Zwar dominierten bei der Wahl des Themas subjektive Betroffenheiten in alltäglichen Konflikten. Doch im weiteren Prozess waren auch forschende Distanz und Reflexion gefragt:

- Wen bezeichne ich als Nachbarn, Nachbarin? Wo wohnen sie?
- Was verstehe ich unter einer guten oder schlechten, schwierigen Nachbarschaft?
- Welche Erfahrungen mache ich in Rheinsberg?

Um den räumlichen Radius von Nachbarschaft aus Sicht der Frauen zu erkunden und zu veranschaulichen, wurde anhand von Bildern aus dem Wohngebiet über den Zusammenhang von räumlicher und sozialer Nähe nachgedacht.

Zusammenfassende Ergebnisse

In den Beschreibungen und Bewertungen ihrer nachbarschaftlichen Beziehungen in Rheinsberg dominierten zwei Referenzebenen: ihre alltagspraktischen Erfahrungen sowie gesellschaftliche Besonderheiten.

Wo meine Nachbarn in Rheinsberg wohnen ...



Abbildung 50: Räumliche Nähe der Nachbarschaft © Ingeborg Beer

3.3 Erfahrungen aus afghanischen Heimatstädten

Zwar gestaltet sich das nachbarschaftliche Zusammenleben in den Heimatstädten der Frauen nicht überall gleich und wurde von Unterschieden innerhalb einer Stadt und zwischen Stadt und Land berichtet. Doch überwiegen Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten.

Ergebnisse

Aus den Erzählungen, in denen Kriege und deren Folgen ausgeblendet blieben, lassen sich folgende Charakteristika zusammenfassen:

- Der *Familienbund* ist von elementarer Bedeutung für das Funktionieren des Alltags und für den sozialen Zusammenhalt. Zur Familie zählen nicht nur Eltern und (meist) mehrere Kinder – auch zu Großeltern, Onkeln und Tanten, Cousins und Cousinen werden enge Beziehungen gepflegt, selbst wenn sie räumlich nicht in der Nähe wohnen.
- Die Frauen waren in ihren Heimatländern meist nicht berufstätig, sondern für Haushalt, Familie und Kindererziehung verantwortlich. In der Regel waren sie es, die nachbarschaftliche Beziehungen pflegten und ihr Alltagsleben mit der Nachbarschaft „wie mit einer Familie“ teilten.
- Die Türen der Nachbar*innen waren immer offen, man konnte sich zu jeder Zeit und ohne Voranmeldung besuchen. Familiäre und religiöse Feste wurden zusammen gefeiert, man traf sich zum Picknick, zum Fastenbrechen usw.
- Nachbarschaftliche Hilfen wurden als Selbstverständlichkeit und persönliche Anteilnahme beschrieben. In der Zeit von Schwangerschaft und der Geburt eines Kindes, auch bei Krankheit und Sterben gab es nachbarschaftliche Begleitung. Die Frauen erleben den Wegfall dieser gemeinschaftlichen, selbstverständlichen Unterstützung als großen Verlust.
- Nachbarschaftliche Konflikte und Probleme im Zusammenleben werden offen und im größeren Kreis angesprochen. Es werden Versöhnungen angestrebt, in schwierigen Fällen mit Unterstützung der Imame von außen.
- Für das nachbarschaftliche Zusammenleben und die soziale Alltagswirklichkeit haben die Co-Forscherinnen ihren *religiösen Glaubenssätzen* eine handlungsleitende Funktion zugeschrieben.

Ausgewählte Beiträge der Co-Forscherinnen

„In Afghanistan wohnen Nachbarn im Umkreis von zwei, drei bis fünf Straßen. Wir besuchen uns alle oft, fühlen uns wie eine Familie, wie Geschwister. Es ist nicht so, dass ich in der fünften Etage wohne und nur meinen unteren Nachbarn kenne. Wir wissen viel von unseren Nachbarn, kennen ihre Namen, ihre Verwandten, die Kinder.“

„Es ist ganz normal, dass man sich besucht und dass es dann etwas lauter ist. Flüchtlingsfamilien haben viele Kinder. Deshalb wird es hier für die Nachbarn lauter als bisher gewohnt. Aber in Afghanistan ist es nicht so. Alle haben viele Kinder.“

„Nachbarschaft ist eher familiär. Gegenseitige Hilfe wird groß geschrieben. Wenn wir umziehen, dann begrüßen uns die Nachbarn. Sie freuen sich, dass wir hier sind und fragen, ob wir Hilfe brauchen. Meist hat man noch nicht alle Möglichkeiten zum Kochen. Dann bringen Nachbarn Tee oder etwas zum Essen, laden uns auch ein. So lernen wir uns kennen. Unsere Kinder spielen zusammen.“

„Wenn es zwischen zwei Nachbarn Streit gibt, dann kommen die anderen Nachbarn dazu. Sie sagen: ‚Hey, ihr müsst ruhig bleiben.‘ Sie sitzen zusammen und erzählen, was ihr Problem ist, zum Beispiel: ‚Dein Kind hat mein Kind geschlagen.‘ Wenn sie auch streiten und sauer aufeinander sind und es kommt das Zuckerfest – das ist bei uns ein heiliger Tag – dann kommen wir wieder zusammen, dann wird alles vergessen, man entschuldigt sich.“

„Wir hatten in Afghanistan unser eigenes Haus. Fast alle hatten in ihrem Heimatland ein Haus. Die meisten bauen selbst, andere kaufen. Die ärmeren leben in Mietwohnungen. Hier, in einem fremden Land, erwarten wir nicht, ein eigenes Haus zu haben. Viele Flüchtlinge haben eine Mietwohnung bekommen. Dafür sind wir dankbar. Aber vielleicht haben wir in 10 oder 20 Jahren ein eigenes Haus (Lachen). Warum nicht? Wir wollen arbeiten!“

3.4 Ergebnisse eines interdisziplinären Diskurses

Zur Wirkkraft des Religiösen

Aus Sicht der Co-Forscherinnen spielen *religiöse Vorschriften* für nachbarschaftliche Beziehungen eine entscheidende Rolle. Sie verwiesen auf den Koran und die Worte des Propheten:

„Und dient Allah und stellt ihm nichts zur Seite. Und seid gut zu den Eltern, den Verwandten, den Waisen, den Armen, dem Nachbarn, sei er einheimisch oder aus der Fremde, zu den Gefährten, den Reisenden und zu denen, welche ihr von Rechts wegen besitzt. Siehe, Allah liebt nicht den Hochmütigen, den Prahler“ (ISure Nisâ, Vers 36).

Die Verantwortung gegenüber den Nachbar*innen wird für Angehörige muslimischen Glaubens in acht Punkten beschrieben:

„1. Sie zu besuchen, wenn sie krank sind. 2. Bei ihrer Beistattung anwesend zu sein. 3. Ihnen Geld zu leihen, wenn sie darum bitten. 4. Ihnen zu helfen in ihrer Not. 5. Ihnen zu gratulieren, wenn ihnen etwas Gutes widerfährt. 6. Sie zu trösten, wenn ein Unglück sie trifft. 7. sein Haus nicht zu hoch zu bauen, so dass man damit den Wind (die Sonne und die Sicht) des Nachbarn hindert. 8. die Nachbarn nicht merken zu lassen, was zu Hause gekocht wird. Und wenn man das doch tut, ihnen hiervon zu geben.“ (Madschma‘ az-Zawâid, VIII, 168-170)

Interdisziplinärer Diskurs

Als Verbundforscherinnen waren wir unsicher, wie der Religion zugeordnete Vorschriften mit den lebensweltlichen Praxen zusammenhängen. Deshalb organisierten wir in Zusammenarbeit mit Vertreter*innen des Programms BENN (Berlin Entwickelt Neue Nachbarschaften, Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen) im August 2019 eine Gesprächsrunde zum Thema *Nachbarschaftliches Zusammenleben bei zunehmender Vielfalt von Werte- und Glaubensorientierungen*. Daran nahmen neben Vertreter*innen des BENN-Projekts und uns Verbundforscherinnen auch zwei Islamwissenschaftler, ein Co-Forscher und eine Vertreterin des vhw teil. Insgesamt waren 10 Personen beteiligt.

In den Forschungsnotizen haben wir unsere Unsicherheit zu diesem Thema, die Ausgangspunkt für die Gesprächsrunde war, so beschrieben:

„Religion als Wertekontext für Nachbarschaft? Auch bei Umgang mit Konflikten? Welche Rolle spielen Tradition und gesellschaftlich-politische Verfasstheit für das soziale Zusammenleben?“

In der Dokumentation der Gesprächsrunde wurden u. a. folgende Ergebnisse dazu zusammengefasst:

(1) *Etikettierungen* wie „der“ Islam oder „islamisch“ sind problematisch. Damit wird Ländern und politisch-kulturellen Besonderheiten, Personen und sozialen Beziehungen ein religiöser Stempel aufgedrückt, den es kritisch zu hinterfragen gilt. Die Gleichsetzung von Gesellschaft und Islam, von Politik und Religion wird weder der Geschichte noch der sozialen Realität der Länder mit mehrheitlich muslimischer Bevölkerung gerecht. Auch Islam und Islamismus gilt es zu unterscheiden, eine „Islamisierung des Islam“ zu vermeiden.

(2) Koranverse und Hadithe zum nachbarschaftlichen Zusammenleben lassen sich als ethische Verpflichtungen übersetzen, im Sinne von: „Wir helfen uns!“ oder „Seid nett und gut zueinander!“. „Gute“ oder „schlechte“ Nachbarschaft beschreiben die Frauen zwar mit traditionell gelebter Religiosität, doch erhalten und behalten die entsprechenden Aussagen ihren Sinn im säkularen Umfeld.

(3) Konflikte in Nachbarschaft und Quartier sind keine *religiösen* Konflikte, ergeben sich nicht aus einer religiösen Spezifik, sondern aus unterschiedlichen Gesellschafts- und Lebensformen und daraus resultierenden Bedürfnissen. Sie sind eher soziologisch zu erklären als mit Religion.

(4) Religiöse Bindungen gehen meist mit zivilgesellschaftlichen und *informellen Netzwerken* für Information und Hilfe einher. Wenn die Gläubigen eine Moschee oder einen Gebetsraum aufsuchen, sind nicht nur die religiösen Praktiken von Bedeutung. Nach den Gebeten trifft man Bekannte, spricht miteinander, tauscht sich aus. Muslime gehören (anders als im Christentum) nicht zu einer bestimmten Gemeinde; es gibt keine Mitgliedschaft. Religiöse Gemeinschaften fungieren als breitere soziale Netzwerke über den Wohnort hinaus.

Unterschiedliche Positionen

Die Beteiligung der Frauen an dieser Gesprächsrunde war aufgrund ihrer begrenzten zeitlichen Ressourcen und der weiten Entfernung nach Berlin nicht möglich. Deshalb haben wir ihnen die Ergebnisse zurückgespiegelt und mit einer Co-Forscherin vertiefend besprochen. Für sie war die Differenz von religiösen Vorschriften und alltagspraktisch-ethischen Befunden nicht entscheidend. Im Gegenteil. Unterschiedliche Auffassungen und Unsicherheiten in Bewertungen blieben bestehen. Sie können zum interessierten Weiterdenken anregen.

4 Impulse für das Quartier – Möglichkeiten und Grenzen partizipativen Veränderns

Der zweite Zyklus des Forschungsprozesses wurde nicht als theoretische und praktische Konsequenz bisher erarbeiteter Ergebnisse eingeleitet. Vielmehr wurde das Thema „Nutzungskonflikte am Spielpark Zickenwiese“ durch Christoph Römhild, Pfarrer der Evangelischen Kirchenemeinde, an das LYDIA-Projekt herangetragen. Nachdem sich angrenzende Nachbar*innen an Bürgermeister und Stadtverordnete wandten und die örtliche Presse davon berichtete, wurde von Seiten der Lokalpolitik eine Gesprächsrunde mit mehreren Akteuren ins Auge gefasst – auch mit Beteiligung von LYDIA-Frauen.

Der Spielpark: Problemlagen

Der Spielpark Zickenwiese liegt an der Menzer Straße im Wohngebiet. Er wurde mit Fördermitteln des städtebaulichen Bund-Länder-Programms *Sozialer Zusammenhalt – Soziale Stadt* unter Beteiligung von Kindern und Jugendlichen geplant und am 19. Juni 2017 durch den damaligen Bürgermeister Jan-Pieter Rau (CDU) eröffnet.

Schon ein Jahr später – Bürgermeister war inzwischen Frank-Rudi Schwochow (BVB/Freie Wähler) – titelte die örtliche Märkische Allgemeine am 20. Juni 2018: „Schmutz und Lärm auf der Zickenwiese“ und beschrieb die Probleme so:

„Viel zu laut, viel zu schmutzig sei es auf dem neuen Zickenwiesen-Spielplatz, beschwerten sich die Rheinsberger. Hinzu kommen Probleme mit Hundehaltern, die den Ort als Auslaufplatz benutzen.“

Im Weiteren wurde in diesem Artikel davon berichtet, dass der Spielplatz Thema in der Stadtverordnetenversammlung war:

„Die Kinder nehmen die komplette Zickenwiese in Anspruch, bis direkt unter den Balkonen“, berichtete die langjährige Lehrerin der Rauschule. „Wasserflaschen, Windeln und anderer Schmutz liegt überall verstreut. Ich fühle mich nicht mehr wohl dort“ (ebd.).

Die Konflikte dauerten auch 2019 an. Vor allem in den Sommermonaten mehrten sich die Beschwerden von Anwohner*innen.

Konflikte im Spielpark: Thema für die LYDIA-Frauen?

In einem Gespräch bei LYDIA im Juli 2019 wurde darüber nachgedacht, ob sich die Gruppe des Themas annehmen will. Die Frauen kannten den Park und waren prinzipiell damit einverstanden, sich den nachbarschaftlichen Konflikten im öffentlichen Raum mit forschungspraktischem Blick zu widmen: Welche Probleme der Nutzung spielen eine Rolle? Wie werden sie bewertet? Was tun?

Erste Schritte und Ergebnisse

Neben Christoph Römhild (Pfarrer) und Ines Meyer-Kormes (Leiterin Praxisprojekt) nahmen an dem Gespräch eine Verbundforscherin, eine wissenschaftliche Mitarbeiterin des vhw, sechs Frauen aus der Praxis- und Forschungsgruppe sowie eine Sprachmittlerin teil. Als fachliche Expertin wurde Sosan Azad aus Berlin geladen. Sie ist Mediatorin und Geschäftsführerin von *Streit Entknoten GmbH* und Beraterin des Forschungsverbunds. Mit ihren Kenntnissen in Mediation und Konfliktmanagement und aufgrund ihrer persönlichen Geschichte sowie ihrer Sprachkenntnisse leistete sie wertvolle Unterstützung – sie ist selbst vor vielen Jahren aus Afghanistan geflüchtet.

Der kurzen Einführung durch Christoph Römhild und Ines Meyer-Kormes folgte eine äußerst lebendige Diskussion. Dabei brachten die tschetschenischen Frauen mit Unterstützung der Sprachmittlerin ihre Erfahrungen und Einschätzungen deutlich stärker ein als in den vorangegangenen Fokusgruppen.

Folgende Ergebnisse mit Handlungsbezug haben wir in den Feldnotizen festgehalten:

- Die Co-Forscherinnen sehen Probleme mit Sauberkeit, haben sich auch schon selbst für mehr Sauberkeit engagiert. Hinsichtlich der Lärmbelästigung fehlen ihnen Erfahrungen. Aus ihrer Sicht rühren die Nachbarschafts- und Nutzungsprobleme (auch) daher, dass das wohnortnahe Umfeld im Stadtteil für Kinder und Jugendliche nur wenige Möglichkeiten bietet, so dass sich deren Aktivitäten auf diesen einen Spielplatz konzentrieren.
- Sosan Azad unterstrich, dass Kinder, Jugendliche und Familien ausreichend Begegnungsorte brauchen. Man muss für alle Kinder etwas organisieren, sonst verbringen viele von ihnen – und Schulen berichten davon – lange Zeit vor dem Fernseher. Dabei sollte berücksichtigt werden, dass die meisten Familien etwas Gemeinsames mit ihren Kindern unternehmen und sie nicht an Träger „abgeben“ wollen.
- Sosan Azad gab auch Hinweise zur Art und Weise des Sich-Einbringens in lokalpolitische Gespräche, die sich so zusammenfassen lassen: Konflikte ernst nehmen, selbstbewusst auftreten und nicht jammern!
- Die Frauen vereinbarten zunächst eine Begehung des Spielparks, bei der sie ihre Beobachtungen zu den Nutzungskonflikten diskutieren wollten. Die Begehung haben sie selbstständig durchgeführt und in der Forschungsgruppe davon berichtet. Das ursprünglich vorgesehene Akteurstreffen unter Beteiligung der LYDIA-Frauen beim Bürgermeister fand nicht statt. Die Stadtverwaltung hat ein Schild angebracht, auf dem die Nutzungszeiten für Besucher*innen ersichtlich sind.

Öffentliches Gespräch mit dem Bürgermeister

Das Praxisprojekt LYDIA lud im Dezember 2019 zu einem öffentlichen Gespräch mit dem Bürgermeister. Die meisten Frauen brachten ihre Männer und Kinder mit und berichteten zunächst von ihren Beobachtungen bei der Begehung der Zickenwiese.

Im Weiteren beklagten sie fehlende Spielmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche an anderen Orten im Wohngebiet sowie Treffpunkte für Familien und wünschten einen Grill-



Abbildung 51: Spielpark Zickenwiese © Ingeborg Beer

platz. Einige Männer kritisierten die schlechten Verkehrsanbindungen zwischen Rheinsberg und Berlin.

Bürgermeister Schwochow informierte über verschiedene Zuständigkeiten in der Verkehrspolitik und berichtete, dass im Wohngebiet die ehemalige Kita Märchenland zu einem Kiezzentrum umgebaut werden soll. Auch verwies er darauf, dass es im Land Brandenburg angesichts hoher Waldbrandgefahren strenge Auflagen für Grillplätze gibt, so dass mit einem Grillplatz nicht zu rechnen ist.

Angesichts dieser Perspektiven machte eine der Frauen eigeninitiativ in einem nahegelegenen Dorf die Möglichkeit für einen Grillplatz ausfindig, den die Familien seither nutzen.

Wie weiter?

Coronabedingte Gründe beendeten den Diskurs zu lokalpolitischen Themen und Veränderungsprozessen. Die aktivste Co-Forscherin ist mit ihrer Familie inzwischen nach Berlin umgezogen. Praxis- und Forschungsprojekt wurden beendet, ohne dass die angesprochenen Konflikte und Themen in einem neuen Zyklus theoretisch wie praktisch weiter bearbeitet werden konnten.

Die meisten Frauen beteiligen sich an einem neuen, gemeinwesenorientierten BAMF-Projekt, das der Träger ESTAruppin e. V. mit dem Ziel einer kontinuierlichen Begleitung und Stärkung geflüchteter Menschen in Rheinsberg akquirierte.

5 Wirkungsbilanz des partnerschaftlichen Forschens mit LYDIA und Ausblick

Teilhabe war Ziel *und* Weg

Partizipatives Forschen ermöglicht Distanz zur eigenen Betroffenheit

Zu Beginn des Prozesses galt das Interesse einer Co-Forscherin in erster Linie ihren persönlichen Konflikten in der Nachbarschaft. In der Gruppe wurden dazu weitere Erfahrungen ausgetauscht und in Rollenspielen dargestellt.

Dadurch gewann die betroffene Co-Forscherin ein Stück weit *Distanz* zu ihrer individuellen Betroffenheit – der Austausch über Formen und Gründe konfliktreichen Zusammenlebens erbrachte verschiedene Erfahrungen und Handlungsalternativen.

Professionelle Haltungen: Einfühlen, Zuhören, Mitargumentieren?

Das Sichtbarmachen von Erfahrungswissen zum Thema Nachbarschaft hat uns beruflich Forschende in der Startphase herausgefordert. Zum einen konnten wir in unseren Moderations- und Gesprächshaltungen den emotionalen Betroffenheiten durch Nach- und Mitfühlen Rechnung tragen. Zum anderen sollten Distanz und Selbstreflexion dazu beitragen, die Erfahrungen und Deutungen der Frauen besser zu *verstehen*.

In späteren Phasen haben wir die Erfahrung gemacht, dass Empathie in der partizipativen Forschung ein wichtiger Anspruch ist, der in veränderten Akteurskonstellationen geteilt und in gemeinsamen Vorbereitungen auch thematisiert werden sollte.

In herkömmlichen Forschungsprozessen sind solch professionelle Haltungsfragen kaum ein Thema. Jarg Bergold und Stefan Thomas sehen darin ein entscheidendes Element partizipativer Forschung:

„Auf andere eingehen zu können, ihnen zuzuhören, ihnen Zeit und Raum für ihre Reflexionen zu lassen usw. werden zu entscheidenden Voraussetzungen für die gemeinsame Arbeit“ (Bergold & Thomas 2012, Abs. 94).

Zur historischen Dimension des Erfahrungswissens

Den Co-Forscherinnen war der Rückblick in die Erfahrungswelt ihrer Heimatstädte sehr wichtig, vor allem deshalb, weil diese Spurensuche meist mit positiven Erinnerungen, Vertrautheit und Verlustgefühlen verbunden ist. Nachbarschaft in Afghanistan wurde als intensives soziales Beziehungsgeflecht von Hilfe und Geselligkeit gelebt – und das vermissen sie. Auch würden sie sich darüber freuen, wenn die Menschen in Rheinsberg sich für ihre nachbarschaftlichen Erfahrungen sowie früheren Wohn- und Lebenslagen interessieren würden.

Kenntnisse und Kompetenzen wurden ansatzweise gestärkt

Das partnerschaftliche Forschen trug zum Erkenntnisgewinn bei. Bei den Frauen hat es, wenngleich nicht für alle gleichermaßen, positive Veränderungen bewirkt. Gesellschaftliche und stadtpolitische Strukturen und Zusammenhänge wurden begreifbarer, sprachliche Kompetenzen gestärkt. Ihre Stimme zum Konfliktthema Spielplatz war gegenüber Bürgermeister und Vor-Ort-Akteuren hörbar. Jedoch: Erfahrungen aus afghanischen Städten

dominierten. Es fehlte eine Sprachmittlerin.

„Wann forschen wir wieder“?

Als Verbundforscherinnen haben wir den Eindruck gewonnen, dass den Frauen die „Suche nach Wahrheit“ in den Gruppenprozessen wichtig war. Bei einem informellen Pfingsttreffen fragte uns eine der Co-Forscherinnen zum Abschied: „Wann forschen wir wieder?“ Das signalisierte uns Akzeptanz und Interesse am gemeinsamen Wissens- und Erfahrungsgewinn.

Empowermenterfahrungen waren möglich – doch nicht für alle

Im geschützten Raum von LYDIA konnten die Frauen ihre Sichtweisen und Erfahrungen einbringen und teilweise eine gestaltende Rolle einnehmen. Gleichwohl waren Empowermenterfahrungen nicht für alle gleichermaßen möglich.

- Zum einen ist es den tschetschenischen Frauen im Praxisprojekt mit Unterstützung der Projektleiterin gelungen, ihre Interessen gegenüber Behörden erfolgreich zu formulieren – trotz fehlender Berechtigung setzten sie einen Sprachkurs für sich durch.
- Zum anderen ist es Co-Forscherinnen durch Selbstorganisation gelungen, einen Grillplatz in einem nahegelegenen Dorf ausfindig zu machen, der von den Familien genutzt werden konnte. Damit waren jedoch keine institutionellen Effekte verbunden.

Bei der Gestaltung des Forschungsprozesses bildete die sprachliche Trennungslinie zwischen den Frauen aus Afghanistan und Tschetschenien allerdings eine große Hürde für gemeinsames Entscheiden und Gestalten – sie ließ sich nicht überbrücken. Bei Einbeziehung einer Sprachmittlerin für Russisch-Deutsch brachten sich die russisch sprechenden Frauen sehr viel mehr ein. Doch hätte dies kontinuierlich organisiert werden müssen, was uns und dem Träger nicht gelang. Möglicherweise wäre die (teilweise) Trennung der Gruppe die bessere Alternative gewesen.

Co-Forscherinnen wünschten mehr öffentliche Präsenz ...

Überlegungen, wie städtische Bürgerschaft und Nachbarschaft in den Forschungsprozess hätten einbezogen werden können, führten zu keinen konsensualen Entscheidungen. Zwar wurden bei einem Brainstorming und bei Rollenspielen einige Alternativen erprobt, doch wurden

nach anfänglicher Begeisterung die Möglichkeiten verworfen, auch keine anderen Ideen erprobt. Beispiele dafür waren die Durchführung von Tandem-Interviews mit Passant*innen an Markttagen oder das Aufstellen von Bänken und Stühlen im näheren Wohnumfeld, um Begegnungen mit Nachbar*innen zu initiieren. Große Akzeptanz fand die Idee, gemeinsam Feste zu feiern und dafür den öffentlichen Raum zu nutzen (z. B. Pfingsten). Doch hätte die Umsetzung dieser Idee eine längere Zeit für Netzwerkarbeit und Öffentlichkeitsarbeit oder mehr spontanen Mut erfordert.

... auch Gruppenkonsens und Erfolgsaussichten

In der Forschungsgruppe waren das Konsensprinzip und Erfolgsperspektiven von Bedeutung – öffentliche Präsentationen und Aktionen waren nicht von allen gewollt. Dazu trugen auch Erfahrungen von Ablehnung und Unsicherheitsempfinden im öffentlichen Raum sowie mögliche Konflikte bei.

Bleibende stadtpolitische Herausforderungen

Abschließend gilt es, den Blick auf den stadtpolitischen und -gesellschaftlichen Kontext zu richten, in den das Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL eingebunden war. Dabei lassen sich auf Grundlage unserer Erfahrungen und Erkenntnisse einige langfristigen Herausforderungen wie kurzfristig gestaltbaren Möglichkeitsräume für das Zusammenleben in der vielfältiger gewordenen Kleinstadt erkennen.

Diversität und sozialer Zusammenhalt

Zum einen fehlt eine klare politische Haltung im Umgang mit rechten Positionen und rechtsextremen Aktionen. Zum anderen wird eine herkunftsbezogene Vielfalt nicht als kleinstädtische Normalität anerkannt, die es in allen Teilhabefeldern konstruktiv zu gestalten gilt. Vielmehr wird der transitorische Charakter der Ankunftsstadt betont.

Wir haben vielfältige Ressourcen vorgefunden und erlebten das Interesse der Frauen an der Verbesserung ihrer Teilhabechancen als ausgesprochen groß. Das Erlernen der deutschen Sprache und eine selbstständige Lebensführung sind ihnen wichtig. Sie sind an einer guten nachbarschaftlichen Atmosphäre interessiert; einige wollten sich auch für Verbesserungen im Wohnquartier engagieren.

All dies sind gute Voraussetzungen für ein konstruktives kleinstädtisches Zusammenleben – sie gilt es zu fördern und in allen Bereichen auszubauen (Bildung und Sprache,

Beschäftigung, Kultur und Quartier). Dafür sind nachhaltige Instrumente, verlässliche Strukturen und Netzwerke erforderlich. Das Bund-Länder-Programm *Sozialer Zusammenhalt – Soziale Stadt* bietet dafür einen, wenn auch zu wenig genutzten, Möglichkeitsrahmen – das vorgesehene wöchentliche Kontingent von 10 Stunden für Quartiersmanagement reicht nicht ansatzweise dafür aus.

Der öffentliche Raum: Sehen und Gesehenwerden

Auch wenn die Bleibeorientierung der Frauen nicht explizit zur Diskussion stand, so war das Thema doch ausgesprochen und unausgesprochen präsent. Neben geringen Bildungs- und Beschäftigungschancen sowie eingeschränkter Alltagsmobilität waren es die Erfahrungen beim Sehen und Gesehenwerden im öffentlichen Raum, die ihr Wohlbefinden einschränkten – die Markierung als *Andere* empfinden sie als diskriminierend und abweisend. Als Muslima mit Kopftuch wollen sie sich in der Stadt und im Wohngebiet gleichberechtigt aufhalten, sich Draußen treffen und Angebote vorfinden, Akzeptanz erfahren und sich sicher fühlen.

Soziale Infrastruktur für die neue Vielfalt in den Stadtteilen

Mit zunehmender Vielfalt der kleinstädtischen Stadtgesellschaft ändern sich die Anforderungen an die soziale und grüne Infrastruktur, an öffentliche Räume und Orte.

Aus Perspektive der mitforschenden Frauen sollten Begegnungsorte, Treffpunkte und Spielplätze den neuen Bedarfen von zugezogenen Familien mit meist mehreren Kindern Rechnung tragen.

Auch dafür bietet das Bund-Länder-Programm *Sozialer Zusammenhalt – Soziale Stadt* einen Möglichkeitsrahmen. Zwar ist im Programmkontext für das Wohngebiet schon seit Jahren für *alle* Bewohner*innen ein Kiezzentrum mit Bauspielplatz vorgesehen. Doch scheinen die Planungen dafür nicht voranzukommen.

Die Zeit ließe sich produktiv nutzen, um über den interkulturellen Charakter von öffentlichen Einrichtungen und

Orten in Rheinsberg nachzudenken, für mehr Offenheit gegenüber den Neubürger*innen zu werben und Begegnungsanlässe für *alle* Bewohnerinnen und Bewohner zu ermöglichen.

Beschäftigungschancen für Frauen

Unternehmen und Arbeitsmarktakeure stehen in der vom Fremdenverkehr geprägten Kleinstadt vor neuen Herausforderungen. Es ist anzunehmen, dass Beschäftigungschancen für Frauen weiter sinken werden, wenn sie nicht über erforderliche Kenntnisse und Kompetenzen verfügen – und wenn dafür Unterstützungsstrukturen fehlen.

Das Teilhabeinteresse der meisten Frauen am Arbeitsmarkt war groß und wurde bei der abschließenden gemeinsamen Bewertung des Forschungsprozesses unterstrichen:

„Wir haben schon viel über Nachbarschaft gesprochen. Wir finden jetzt das Thema *Beschäftigung* ganz wichtig. Wenn man in der Zeitung etwas über Jobs von Frauen liest, dann liest man hier nur ‚Reinigungskraft‘. Warum ist das so? Ich kenne Frauen in Berlin, die arbeiten im Hotel, bei der Post... Das wollen wir auch!“

Die Berichte der Frauen und unsere Erfahrungen aus dem Forschungsprojekt *Türöffner* belegen: Für eine zügige Integration in den Arbeitsmarkt sind geeignete Strukturen, Intermediäre und Förderprogramme erforderlich. Auch müssen dafür Akteure aus Wirtschaft und Lokalpolitik mit gleicher Zielorientierung zusammenwirken.

Kommunalpolitische Signale

Vor allem scheinen uns kommunalpolitische Signale und Strategien erforderlich, die sich deutlich gegen rechte Stimmungen und Strömungen wenden. Sie dürfen nicht nur von der Sorge um Image und Fremdenverkehr getragen werden, sondern müssen auf den sozialen Zusammenhalt in der vielfältiger gewordenen Kleinstadt gerichtet sein.

LITERATURVERZEICHNIS

Amt für Statistik Berlin-Brandenburg (2021): Statistischer Bericht SB A I 7, A II 3, A III 3 – m 12/20: Bevölkerungsentwicklung und Bevölkerungsstand im Land Brandenburg. Dezember 2020.

Bach, I. (2000): Wir kennen die Fremde nicht. Rheinsberger Tagebuch. Berlin.

Bergold, J. & Hermann, A. (2006): Participatory Strategies in Community Psychology Research. Methodological Considerations. Paper Presented at the Sixth European Conference on Community Psychology. Opole.

Bergold, J. & Thomas, S. (2012): Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research 13(1). <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1801/3333>. Letzter Zugriff: 15.12.2022

Bourdieu, P. (2005): Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. 2. Aufl. Wien.

Breidenstein, G.; Hirschauer, S.; Kalthoff, H. & Nieswand, B. (2013): Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung. Konstanz, München.

Fontane, T. (1971 [1862]): Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Band 1, München.

Hitzler, R. & Gothe, M. (2015): Zur Einleitung. In: dies. (Hrsg.): Ethnographische Erkundungen. Methodische Aspekte aktueller Forschungsprojekte. Wiesbaden: 9-16.

Kordel, S. & Weidinger, T. (2020): Perspektive Geflüchteter auf das Leben auf dem Land. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.). <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdossier/308041/perspektive-gefluechteter-auf-das-leben-auf-dem-land>. Letzter Zugriff: 15.12.2022.

Kurt Tucholsky Literaturmuseum (Hrsg.) (2020): Widad Nabi: Ansichten aus einem Wunderland. Rheinsberg.

MAZ – Märkische Allgemeine Zeitung (2021): Rheinsberg schafft Quartiersmanager im Problemviertel ab. <https://www.maz-online.de/Lokales/Ostprignitz-Ruppin/Rheinsberg/Rheinsberg-schafft-Quartiersmanager-im-Problemviertel-ab>. Letzter Zugriff: 14.12.2022

MAZ (2018): Schmutz und Lärm auf der Zickenwiese. <https://www.maz-online.de/Lokales/Ostprignitz-Ruppin/Rheinsberg/Schmutz-Laerm-und-Hunde-auf-dem-Spielplatz-Zickenwiese-in-Rheinsberg>

MAZ-online 19.04.2021: Rheinsberger Linke, SPD und CDU wollen den Quartiersmanager wieder einsetzen. URL: <https://www.maz-online.de/Lokales/Ostprignitz-Ruppin/Rheinsberg/Rheinsberger-Linke-SPD-und-CDU-wollen-Quartiersmanager-wieder-einsetzen>

Neues Deutschland vom 05.08.2020: Rheinsberg unter den Augen der Polizei. URL: <https://www.neues-deutschland.de/artikel/1140086.rheinsberg-rheinsberg-unter-den-augen-der-polizei.html>

Nutt, H. (2015): Kommentar zu Solidarität und Integration: Flüchtlinge im Schlosshotel überfordern Rheinsberg. In: Berliner Zeitung vom 9.11.2015. <https://www.berliner-zeitung.de/kommentar-zu-solidaritaet-und-integration-fluechtlinge-im-schlosshotel-ueberfordern-rheinsberg-li.72757>

rbb/ Klartext, 08.03.2006: Rechtsextremismus in Rheinsberg – Hintergründe einer Anschlagsserie.

Rheinsberger Wohnungsgesellschaft mbH (2015): Wir heißen Flüchtlinge willkommen. Pro Menschenrechte. Contra Vorurteile. Die REWOG bezieht Stellung. In: Mietermagazin 01/2015: 10 ff. https://www.rewoge.de/wp-content/uploads/Stadtleben_2015-01.pdf. Letzter Zugriff: 14.06.2023

Robert Bosch Stiftung (2019): Mitgestalten – Muslimische Frauen engagieren sich. <https://www.bosch-stiftung.de/de/projekt/mitgestalten-muslimische-frauen-engagieren-sich/im-detail>. Letzter Zugriff: 15.12.2022

Stöber, S. (2020): Sicherheitsrisiko im Exil. In: Tagesschau vom 28.07.2020 <https://www.tagesschau.de/investigativ/tschetschenen-diaspora-europa-101.html>. Letzter Zugriff: 15.12.2022

Der Tagesspiegel vom 14.04.2000: Warum sich die Stadtschreiberin von Rheinsberg mit einem Buch unbeliebt macht (von Jana Simon). <https://www.tagesspiegel.de/kultur/warum-sich-die-stadtschreiberin-von-rheinsberg-mit-einem-buch-unbeliebt-macht/136196.html>

Der Tagesspiegel vom 26.07.2020: Was steckt hinter den Massenschlägereien in Rheinsberg? <https://www.tagesspiegel.de/berlin/gruppen-pruegeln-sich-in-brandenburg-was-steckt-hinter-den-massenschlaegereien-in-rheinsberg/26038208.html>

Tucholsky, K. (2016 [1912]): Rheinsberg. Ein Bilderbuch für Verliebte. München.

ZEIT online (06.06.2006): Eine Stadt im Zwiespalt. https://www.zeit.de/online/2006/23/rheinsberg_reportage/komplettansicht. Letzter Zugriff: 15.12.2022

Türöffner. Jobportal der anderen Art



Träger des Praxisprojekts Türöffner

Türöffner e. V. –

Jobnetzwerk für Geflüchtete in Treptow-Köpenick c/o Stadion

An der Alten Försterei

An der Wuhlheide 263

12555 Berlin

Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL, Projektbericht

Ingeborg Beer, Forschungsverbund

Kooperationspartnerschaften

Grit Driewer, Geschäftsführerin Türöffner e. V.

Ferdinand Carrière & Christian Weinert,

Filmteam Globale Perspektiven GbR, Berlin

1 Ankommens- und Teilhabekontext nach der Flucht. In Berlin-Köpenick. Auf dem Arbeitsmarkt

Ankommen in Berlin-Köpenick

Bevor arbeitssuchende Menschen mit Türöffner e. V. in Kontakt kommen, haben sie meist schon eine längere Wegstrecke des Orientierens und Einlebens in der neuen Gesellschaft hinter sich – und noch vielfältige Herausforderungen vor sich. Die meisten von ihnen haben ihr Asylverfahren abgeschlossen und einen Integrationskurs besucht, lernen Deutsch, begleiten ihre Kinder auf deren Bildungswegen, suchen Zugang zu Gesundheitseinrichtungen, Kultur oder Sport und wollen Freundschaften in Köpenick finden. Die größten Herausforderungen für ihr Ankommen im Sinne einer selbstständigen Lebensführung sind derzeit das dezentrale Wohnen mit eigenem Mietvertrag und ihr Eintritt in den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt.

Wohnen in der Gemeinschaftsunterkunft (Containerdorf)

Viele von ihnen sind im ersten Containerdorf Deutschlands (auch Tempohome genannt) in der Siedlung Allende II in



Abbildung 52: Gemeinschaftsunterkunft im Allende-Viertel
© Ingeborg Beer

Köpenick angekommen. Diese Einrichtung entstand schon 2014, wurde innerhalb von 44 Tagen erbaut und umfasst 346 aufeinander gestapelte Container in zwei dreistöckigen Gebäuden. Träger der Einrichtung war bis zum Frühjahr 2021 der Internationale Bund – IB Berlin-Brandenburg gGmbH, dann fand ein Trägerwechsel statt. In den ersten Jahren haben hier Menschen aus etwa 20 Ländern mit unterschiedlicher Wohndauer Schutz gefunden. Nach einem Brand in mehreren Wohncontainern 2019 und aufgrund abnehmender Zuzüge lebten 2021 noch etwa 160 Menschen hier, deutlich mehr Männer als Frauen, auch Familien mit Kindern.

Nachbarschaftliches Zusammenleben. Von Ablehnung und Willkommen

Die Entstehung des Containerdorfs und der Einzug von Geflüchteten wurden von Protesten und Gegenwehr begleitet. Gleichzeitig schlossen sich engagierte Bewohner*innen zur Willkommensinitiative *Allende 2 hilft* zusammen, die bis heute aktiv ist. Seit Sommer 2017 ist die Wohnanlage und sein soziales Umfeld auch Teil des Berliner Programms für Integrationsmanagement **BENN** – **B**erlin **E**ntwickelt **N**eue **N**achbarschaften. Es wird von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen in Kooperation mit dem Bezirk und in Vor-Ort-Trägerschaft der L.I.S.T. GmbH mit zahlreichen Partnerschaften und Bewohner*innen umgesetzt (vgl. L.I.S.T. 2019).

Ankommen ist mehr als ein Wartestand auf Zukunft

Arbeit – Wohnen – Nachbarschaft. Dieses Dreieck markiert wichtige Teilhabefelder für ein selbstständiges Leben und war Richtschnur für die Netzwerkarbeit von Türöffner e. V. Für viele Geflüchtete entwickelten sich dadurch bessere Alternativen zum Wartestand auf Zukunft.

2 Der Name ist Programm: Türöffner

Geburtsstunde des Vereins

Türöffner e. V. wurde im April 2016 als gemeinnütziger Verein gegründet. Die Initiative dafür ergriffen der Leiter des Übergangswohnheims Peter Hermanns und der Köpenicker Bauunternehmer Joachim Gericke vom Wirtschaftsrat des Bundesligavereins 1. FC Union Berlin, die zur weiteren Unterstützung zahlreiche Akteure aus Wirtschaft und Zivilgesellschaft gewinnen konnten.

2020 bestand das Jobnetzwerk aus 115 Unternehmen, die in den Bereichen Wirtschaft, Kultur, Sport und Kirche tätig sind. Die Geschäftsstelle befindet sich auf dem Gelände der Union Berlin an der Alten Försterei, wo auch Vorstand und Präsidium des Fußballklubs ihren Sitz haben. Unsere Kooperationspartnerin war die damalige Geschäftsstellenleiterin Grit Driewer.

Das Teilhabedreieck

Der Türöffner e. V. folgt der ganzheitlichen Philosophie des „Teilhabedreiecks“ von Arbeit – Wohnen – Soziales, das Peter Hermanns in unseren Gesprächen so beschrieb:

- **Ausbildungs- und Arbeitsmarkt:** Erwerbsarbeit ermöglicht ein gesichertes Einkommen und wirtschaftliche Eigenständigkeit und trägt zur aktiven Teilhabe an der Gesellschaft bei.
- **Eigenes Wohnen:** Für das Anmieten einer eigenen Wohnung ist ein eigenes Einkommen ausschlaggebend. Arbeit und Wohnen stehen in einem engen Zusammenhang.
- **Zusammensein mit Menschen:** Schließlich ist der soziale Aspekt in diesem Teilhabedreieck von Bedeutung. Zu dessen Förderung tragen viele Akteure, öffentliche Programme (BENN) und ehrenamtliches Engagement im Containerdorf bei – insbesondere die Geflüchteten selbst.

Das Praxis-Projekt im Überblick

Träger: Türöffner e. V.
Projektbeginn: 2016
Projektende 1: 31.10.2019
Förderprogramm 1: ESF Europäischer Sozialfonds
Anschlussfinanzierung 2: bis 2022
Förderprogramm 2
(bis 2022): LOTTO-Stiftung Berlin

Wirkungsbilanz von Türöffner (2016 bis 2020)

**Anzahl der Unternehmen
im Netzwerk aktuell**115
**Gespräche von Türöffner
mit Geflüchteten:**ca. 400
Vermittlung in Praktika:163
Vermittlung in Festanstellung:77
Vermittlung in Ausbildung:11

Türen öffnen in Unternehmen

Ziel des Vereins ist es, für geflüchtete Menschen Türen in den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt und ins gesellschaftliche Leben zu öffnen. Türöffner vermittelt sie in Praktika, Ausbildung und reguläre Beschäftigung.

Wer auf der Suche nach einem Ausbildungs- und Arbeitsplatz ist, kann mit niedrighschwelligigen Unterstützungs- und Vermittlungstätigkeiten rechnen. Auch die Unternehmen erhalten Unterstützung – in allen rechtlichen, organisatorischen und vorbereitenden Angelegenheiten.



Abbildung 53 – 55: Vielfältige Arbeits- und Tätigkeitsbereiche
© Türöffner e. V.



Gemeinschaftsunterkunft

Begleitende Info-Veranstaltungen und Projekte sollen die Kenntnisse und Kompetenzen der Beteiligten stärken und Brücken in die Nachbarschaft bauen. Beispiele dafür sind das Projekt *Stadtführung*, in dem die Teilnehmenden aus ihrer Sicht anderen Menschen den Stadtteil erklären oder die *Kleine Imkerei*, in der Kenntnisse über Ökologie und Nachhaltigkeit erworben und die deutsche Sprache geübt werden kann.

2020 nutzte der Verein gemeinsam mit BENN (Berlin Entwickelt Neue Nachbarschaften) einen Raum im Übergangwohnheim für Beratung und fachlichen Austausch.

Türöffner e. V. produziert *soziales Kapital* und vermehrt es

Die Netzwerkarbeit wird von Türöffner e. V. großgeschrieben. Mehr noch. In Anlehnung an die sozialwissenschaft-

lichen Sozialkapital-Theorien von Pierre Bourdieu (1983), Robert Putnam (2000) und James S. Coleman (1990) lässt sich festhalten: Der Verein produziert nicht nur soziales Kapital, er vermehrt es auch, indem er mit Hilfe eines breiten lokalen Netzwerks und deren gemeinsamen Handelns ein „Vermögen“ für mehr Teilhabe geflüchteter Menschen am Arbeitsmarkt und im Sozialraum schafft und darüber hinaus die Vereinsarbeit unterstützt.

Ein Beispiel dafür ist die Kirchengemeinde St. Josef, die als Mitglied des Vereins Räume für Sitzungen Begegnungen und Feiern zur Verfügung stellt. Ein anderes Beispiel ist Peter Hermanns, der in mehreren Vereinen des Netzwerks mitarbeitet und Synergien und Wissenstransfers befördern kann. Als Gründungsmitglied von Türöffner e. V. und gleichzeitiger Leiter des Übergangwohnheims kennt er die dort wohnenden Menschen mit Fluchtgeschichte, bringt eigene Netzwerke aus dem lokalen und sozialen Umfeld ein und wird als vertrauensvoller Ansprech- und Kooperationspartner wahrgenommen.

Union Berlin ist ein Motor für Engagementkultur

Die Liebe zum Fußball und die Erfolge des Bundesligisten 1. FC Union Berlin schaffen ein Vertrauensband zwischen Institutionen und Menschen, die sich aus persönlichen oder beruflichen Kontexten kennen, sich der Union zugehörig fühlen und dessen soziales Engagement unterstützen wollen. Der Fußballverein hat sich von Anfang an mit Willkommensfesten und -projekten wie „Anstoß zur Begegnung“ oder „Willkommen im Fußball“ für Integration und Toleranz und gegen Diskriminierung eingesetzt (vgl. 1. FC Union 2016).

Wege in den Arbeitsmarkt mit ganzheitlichem Anspruch

Aufgrund der persönlichen Nähe zu interessierten Bewerber*innen und Unternehmen kann Türöffner e.V. flexibel und passgenau agieren und ohne bürokratischem Aufwand deren Matching ermöglichen. Die Unternehmen erhalten Kurzprofile der Bewerber*innen und können sich über deren Interessen und Kompetenzen ein erstes Bild

machen. Für eine begrenzte Zeit und zum näheren Kennenlernen werden häufig Praktika empfohlen – sie dürfen aber keine Dauerlösung sein.

Wer auf der Suche nach einem Ausbildungs- oder Arbeitsplatz war, konnte auch ohne Terminvereinbarung bei Türöffner im Übergangwohnheim vorbeikommen, spontan Termine wahrnehmen, sich auch zu anderen lebensweltlichen Fragen und Erfahrungen wie Gesundheitsversorgung, Kita- oder Schulbesuchen beraten lassen oder am Aufbau der Imkerei mitwirken.

Vermittlung in Köpenicker Betriebe hat Priorität

Es wurde die Vermittlung zu *Köpenicker* Unternehmen und damit eine Win-Win-Situation für alle Beteiligten angestrebt. Die lokalen Unternehmen sollen leichter Zugang zu Arbeitskräften finden. Diesen wiederum sollte das Heimischwerden in Köpenick erleichtert werden, da sie in ihrem angestammtes Lebensumfeld bleiben und Kontakte zu Bekannten, den Kitas und Schulen, Ärzt*innen etc. beibehalten können.

3 Forschung als kooperativer und praxisbegleitender Prozess

Die Forschungspartnerschaft mit dem Praxisprojekt Türöffner nahm eine Sonderstellung ein: Nicht das partizipative Forschen mit Geflüchteten, sondern das kooperative Zusammenwirken mit dem Praxisprojekt stand im Vordergrund.

Zwar war in der Anfangsphase auch partizipatives Forschen in Zusammenarbeit mit einem internationalen Management-Projekt der HTW Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin beabsichtigt, doch konnte dies aus Krankheitsgründen der Lehrbeauftragten nicht stattfinden. Dadurch konzentrierten sich die Forschungsprozesse auf kooperatives Zusammenwirken und das Interesse des Trägers, gemeinsam eine Umfrage bei Unternehmen des Netzwerks durchzuführen.

In der Forschungsliteratur werden unterschiedliche Bezeichnungen für das Verhältnis von Forscher*innen und Praktiker*innen gewählt. Unterschieden wird je nachdem, in welcher Intensität die Praktiker*innen an den Forschungsarbeiten beteiligt sind und ob der Gegenstand ihres Forschens die eigene praktische Arbeit ist oder nicht (vgl. von Unger 2014a: 23 f.).

Die Begriffe Kooperation und Praxisbegleitung bezeichnen unsere Zusammenarbeit ausreichend präzise und werden von partizipativem Forschen abgegrenzt.

Kooperatives Forschen und Begleiten

Das Interesse von Türöffner e. V. an der Kooperation mit dem Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL richtete sich insbesondere auf

- die gemeinsame Durchführung einer Online-Befragung von Unternehmen im Netzwerk,
- die Begleitung des Vereins bei seiner Netzwerk- und Öffentlichkeitsarbeit sowie
- die Unterstützung bei Verstetigungsbemühungen und Fördermittel-Akquisition.

In der einschlägigen Literatur wird zwar darauf hingewiesen, dass in der *partizipativen Forschung* auch quantitative empirische Analysen „etwa durch die kollaborative Konzeption von Fragebögen, partizipativ gestaltet werden“ (Flick & Hoppe 2021: 19) können. Doch war unser Ansatz von vornherein durch eine deutlichere Trennung von kooperativen und partizipativen Prozessen geprägt.

Auch wenn die Grenzen fließend sein mögen und partizipatives Forschen immer auch kooperativ umgesetzt wird, so unterscheiden sich Interessen und Rollen bei der Umsetzung grundlegend: In unserem Ansatz betrifft der partizipative Charakter des Forschens in erster Linie die Beteiligung geflüchteter Menschen am gemeinsamen Forschen zu deren bedeutsamen lebensweltlichen Themen, während das kooperative Zusammenwirken vor allem mit den Leiter*innen der Praxisprojekte und involvierten Akteuren stattfand.

Von daher verstehen wir die Partnerschaft mit Türöffner e. V. in erster Linie als kooperatives Forschen und unterstützendes Begleiten.

Der Forschungs- und Begleitprozess mit seinen methodischen Vorgehensweisen im Überblick

Vor diesem Hintergrund umfasste der Forschungs- und Begleitprozess folgende inhaltlichen Bausteine und methodischen Ansätze:

Schwerpunkt: Online-Befragung von Unternehmen

Nach Erarbeitung eines Fragebogens durch Verbundforscherin und Geschäftsführerin und einer kurzen Testphase fand von Ende Oktober 2019 bis Januar 2020 die Online-Befragung von Unternehmen aus dem Netzwerk von Türöffner statt. Titel: „Berliner Unternehmen engagieren sich für Geflüchtete im Jobnetzwerk Türöffner e.V. Herausforderungen. Erfahrungen. Perspektiven.“

Das Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL stellt sich vor

Bei der Veranstaltung zur dreijährigen ESF-Förderung des Vereins am 30. Oktober 2019 präsentierten wir das Forschungsprojekt und die Ziele der Unternehmensbefragung und warben für eine breite Beteiligung.

In ausgesprochen freundlicher und interessierter Atmosphäre lernten wir Vertreter*innen des Vereins und von Unternehmen kennen und führten Gespräche mit geflüchteten Menschen zu ihrem Ankommen in Berlin-Köpenick. Von einem der Existenzgründer wurde ein Büfett mit Spezialitäten präsentiert.

Informelle Begegnungen und beobachtende Teilnahme

Wir haben informelle Gespräche im Rahmen von Mitgliederversammlungen oder anderen Anlässen gerne zu vertrauensbildenden und informativen Gesprächen genutzt. Dem wird in herkömmlichen Forschungen meist wenig Raum gegeben.

Informell waren auch Besuche in der Gemeinschaftsunterkunft. Im Laufe der Monate besuchten wir den interkulturellen *Garten der Hoffnung* und das ehrenamtlich organisierte *Begegnungscafé* im Übergangswohnheim. Wir lernten Ehrenamtliche aus der Nachbarschaft kennen, die mit den Bewohnerinnen und Bewohnern aller Altersgruppen in ungezwungener Atmosphäre das Wohnumfeld gestalteten, bei Kaffee und Kuchen gesellige Stunden verbrachten, sich zwanglos austauschten und den Bewohner*innen Hilfeleistungen boten.

Kontinuierliche Begleitgespräche und Informationsaustausch

Es fanden kontinuierlich Gespräche mit der Geschäftsführerin statt. Wir unterstützten den Verein bei der Suche nach Fördermitteln, informierten über Wettbewerbe und mögliche Auszeichnungen und nutzten dafür unsere eigenen Netzwerke. Da der Türöffner e.V. im Umfeld des



Abbildung 56: Werkstattarbeit © Türöffner e. V.

BER-Flughafens mögliche Beschäftigungschancen sah, nahmen wir an der Zoom-Konferenz der SRL „Entwicklung und Planungen der Gemeinden im Umfeld des BER-Flughafens“ teil.

Filmisches Porträt zum Praxisprojekt

Im Rahmen des Forschungsprojekts wurde vom Filmteam *Globale Perspektiven GbR* ein Porträt zum Praxisprojekt Türöffner erstellt. Darin wird das Anliegen von Türöffner vorgestellt und kamen Geflüchtete zu Wort. Auf diese Weise sollte die erfolgreiche Vereinsarbeit bekanntgemacht und weitere Unternehmen als Kooperationspartner gewonnen werden.

Der Film wurde auf die Website von Türöffner gestellt. Er fand breite Resonanz beim 1. FC Union, bei Vereinsmitgliedern und Geflüchteten. Der Film ist abrufbar unter:



<https://vimeo.com/486756895>

Kurzer Ergebnis-Rückblick bei der Mitgliederversammlung

Bei der Mitgliederversammlung am 28.10.2020 gaben wir einen kurzen Rückblick auf einige Befragungsergebnisse und verabschiedeten uns von den Kooperationspartner*innen, bevor am nächsten Tag die coronabedingten Kontakteinschränkungen wieder in Kraft traten.

4 Online-Befragung von Unternehmen: Methode, Durchführung, Ergebnisse

Methode und Durchführung

Die Konzeption für den Fragebogen wurde im Zusammenwirken von der Geschäftsführerin und der Verbundforscherin erarbeitet. Für rein informative Fragen wurden *geschlossene* Fragen mit vorgegebenen Antwortoptionen gewählt. Um von Meinungen und Einstellungen zu erfahren, wurden die Fragen offen formuliert.

Es wurde darauf geachtet, dass der Fragebogen so knapp wie möglich gehalten ist, um die Bereitschaft zum Mitmachen zu erhöhen. Von der Geschäftsführerin wurden 45 Unternehmen aus dem Netzwerk von Türöffner ausgewählt, die in den letzten Jahren geflüchtete Arbeitnehmer*innen beschäftigten.

Die Unternehmen wurden in einem gemeinsamen Schreiben von Türöffner und Forschungsprojekt per Mail angeschrieben, über das Ziel der Befragung informiert und gebeten, sich an der Befragung zu beteiligen. Der Rücklauf der Fragebögen ging an den Forschungsverbund. Am 28. Januar 2020 war der Prozess abgeschlossen.

Schließlich haben sich zehn Unternehmen an der Online-Befragung beteiligt. Wir hatten eine deutlich größere Beteiligung erwartet, mussten uns nach Erinnerungsschreiben und der Erweiterung des Adressatenkreises um weitere Unternehmen aber schließlich mit der Beteiligung von zehn Unternehmen zufrieden geben.

Das Sample

Branchen und Betriebsgrößen

Die Unternehmen, die an der Befragung teilgenommen haben, lassen sich folgenden Branchen zuordnen: je zwei Unternehmen haben sich dem Dienstleistungsbereich, Verkehr und Logistik/Sozialwirtschaft zugeordnet, jeweils

Teilnehmende Unternehmen nach Branchen (PGF)	
Dienstleistungsbereich	2
Verkehr	2
Handel	1
Bau	1
Gastgewerbe	1
Industrie	–
Sonstige (Logistik, Sozialunternehmen)	2
keine Angabe	1

ein Unternehmen dem Handel, Bau und Gastgewerbe, ein Betrieb blieb ohne Nennung. Es war kein Industrieunternehmen beteiligt.

Vermittlungen, Matching

Die Unternehmen treffen auf unterschiedliche Weise auf arbeitssuchende Menschen. In der Befragung spielten eigeninitiative Bewerbungen und die Suche der Unternehmen selbst, Aktivitäten der Arbeitsagentur oder Jobcenter sowie digitale Plattformen oder Empfehlungen von Bekannten eine Rolle. Die Vermittlung gelang mehrheitlich über den Türöffner e. V.

Beschäftigungsstatus

Zum Zeitpunkt der Befragung waren in den zehn Unternehmen dreizehn Personen mit Fluchtgeschichte beschäftigt, davon elf Männer. Vier von ihnen befanden sich in Ausbildung, weitere vier zählen zu Ungelernten oder übten Hilfstätigkeiten aus. Drei waren als Facharbeiter tätig und zwei befanden sich in einem Praktikum.

Auswertung der Ergebnisse

Aufgrund des kleinen Samples werden im Folgenden die Ergebnisse der Unternehmensbefragung zu den offenen Fragen in thesenartigen Ergebnissen zusammengefasst.

1. Soziale Verantwortung und Fachkräftesicherung sind dominante Beweggründe, um Menschen mit Fluchtbiografie einzustellen

Zwei Beweggründe für die betriebliche Integration von geflüchteten Menschen dominierten: Die Unternehmen wollten vor allem soziale Verantwortung übernehmen und im eigenen Interesse dem Fach- und Hilfskräftemangel entgegenwirken. In drei Fällen wurde „kulturelle Vielfalt als interner Vorteil“ geschätzt, der ausgebaut werden soll. Je zwei Antworten entfielen auf die „Unterstützung von Türöffner e. V.“ und die „Stärkung des internationalen Images“ des Betriebs.

2. Die Zusammenarbeit der Unternehmen mit dem Türöffner e. V. wird mehrheitlich gewünscht und positiv bewertet

Die künftige Vermittlung der Beschäftigten durch den Türöffner e. V. wurde mehrheitlich gewünscht bzw. eine weitere Kooperation zugesagt. Drei der zehn Unternehmen konnten sich sogar eine finanzielle Unterstützung des Vereins, z. B. durch Spenden oder eine freiwillige Zuwendung als Dankeschön bei Vermittlungstätigkeiten, vorstellen.

3. Betriebliche Integration: Die öffentliche Hand ist stärker gefragt

Als größte Herausforderungen bei der betrieblichen Integration werden Sprachprobleme sowie mangelnde Kompetenzen und Vorkenntnisse der Arbeitnehmer*innen sowie ein hoher Betreuungsaufwand genannt. Zwei Unternehmen beklagten komplizierte Verfahren und Vorschriften und sahen Hemmnisse in kulturellen Unterschieden und Vorbehalten anderer Mitarbeiter*innen.

Folgende politische und institutionelle Hemmnisse bedürfen aus Sicht der Befragten einer Veränderung:

Politik und Verwaltung

Grundlage für eine erfolgversprechende Integration von geflüchteten Menschen in die Unternehmen sollte aus Sicht einiger Befragten ein Einwanderungsgesetz sein. Dabei sollen insbesondere für gut integrierte und auf dem Arbeitsmarkt benötigte Asylbewerber*innen die Bleibeperspektiven vereinfacht und ein so genannter

„Spurwechsel“ möglich werden, der den Wechsel von im Asylverfahren abgelehnten Asylbewerber*innen in ein reguläres Zuwanderungsverfahren ermöglicht.

Für Verwaltungen wurde ein ämterübergreifendes Handeln angeregt, eine „Unterstützer und Unternehmen einbindende Begleitung in *einer* Hand, gern auch durch akzeptierte Mitglieder des 3. Sektors wie Türöffner – dies mit dem Willen, Integration auch wirklich zu wollen“.

Begleitmanagement

Als besonders erforderlich haben die Befragten die Unterstützung bei „Amtsgängen und dem Formulkrieg“ gehalten. Auch sollten Deutschkurse außerhalb der regulären Arbeitszeit angeboten werden, Sprachförderung (auch finanziell) nach Aufnahme einer Tätigkeit eine Selbstverständlichkeit sein. Zudem werden Ressourcen für Spezialbegleitung, z. B. Traumatherapie, empfohlen.

Vorurteile und Vorbehalte

In Gesellschaft und Wirtschaft gilt es, „Vorurteile abuschaffen“ und klare Signale für Integration zu setzen. Die „Eingliederung in unternehmerische Prozesse ohne Vorbehalte und Ausnahmen“ ist wichtig, „Vorurteilsfreiheit“ und „Toleranz gegenüber allen Lebensformen“ sind von allen Seiten erforderlich.

Vorbereitung der betrieblichen Integration durch die öffentliche Hand

Für die betriebliche Integration werden bessere Vorbereitungen gewünscht. Vor allem sollen geflüchtete Menschen die Möglichkeit haben, „Deutsch zu lernen von der 1. Minute an“. Es werden „bessere Vorbereitungs- und Integrationskurse“ für erforderlich angesehen.

4. Forderung: Mehr öffentliche Unterstützung der Geflüchteten

Folgende Unterstützungserfordernisse wurden für die Arbeitnehmer*innen genannt:

Klare Bleibeperspektiven

Dies betrifft zum Beispiel die Möglichkeiten für den Besuch von Sprachkursen bzw. das Erlernen der deutschen Sprache für diejenigen, die keinen Zugang zu Integrationskursen haben.

Voraussetzung für Integration ist: „Geflüchtete brauchen mehr Sicherheit für ihre persönliche Bleibeperspektive“.

Ausbildung als Grundlage

Auch wenn die meisten Mitarbeiter*innen sich schnell

„viel mehr Lohn“ wünschen und das Duale Ausbildungssystem in den Heimatländern unbekannt ist, so sollte in Schulen und Kursen frühzeitig darüber informiert und dafür geworben werden. Bewerber*innen sollen erkennen können, dass langfristig durch eine berufliche Ausbildung auch bessere Einkommens- und Aufstiegsmöglichkeiten bestehen.

Unterstützung im Privatbereich

Schließlich wurde die „Akzeptanz der Fluchterfahrungen (meist auch als Trauma)“ für wichtig befunden und „Unterstützung auch im privaten Bereich“ für erforderlich angesehen.

5. Erwartungen an Geflüchtete: Anpassung an Tugenden und Werte

Neben gesellschaftlichen und institutionellen Integrationsbarrieren beschreiben Unternehmen auch Hemmnisse auf Seiten der Geflüchteten.

So beklagen sie „regelmäßige Krankschreibungen auch bei kleinen gesundheitlichen Problemen“ und stellen fest, dass ihre Mitarbeiter*innen „aus persönlichen Gründen nicht immer regelmäßig zur Arbeit“ erscheinen. „Tugenden wie Pünktlichkeit“ aber seien wichtig. Auch „wollen sie oft höherwertige Arbeiten ausführen, aber ohne nennenswerte Erfahrungen und ohne Bereitschaft, sich zu qualifizieren“.

Die „Akzeptanz der eigenen Identität, insbesondere hinsichtlich des kulturellen Hintergrunds“ wird für wichtig angesehen, auch das „Interesse an deutscher Kultur und christlichen Werten“ eingefordert. Ein Unternehmen beschrieb dies so:

„Grundsätzliche Akzeptanz der Tatsache, dass man nun mal jetzt hier ist und die Chance hat, sich ein neues Leben aufzubauen und diese auch nutzt. Nur so kann jemand auch motiviert sein, in die Zukunft zu investieren.“

6. Politische Einstellungen aus den Heimatländern wirken in der betrieblichen Zusammenarbeit nach.

In der betrieblichen Zusammenarbeit der Arbeitnehmer*innen aus unterschiedlichen Herkunftsregionen werden auch Konflikte ausgetragen, die in den Heimatländern ihre Wurzeln haben. Ein Unternehmen wünscht sich mehr „Akzeptanz gegenüber Menschen aus ehemaligen Nachbarstaaten, die jetzt Kollegen sind (z. B. Iran/Irak, Kurden/Türken, Mazedonien/Nordmazedonien/Griechenland usw.)“

Erfolgreich vermittelt: Zwei Beispiele

Das Ankommen in einem Unternehmen und Betrieb braucht mehr als eigene Anstrengungen. In unseren informellen Gesprächen und im Rahmen der filmischen Dokumentation bestätigten durch den Türöffner e. V. erfolgreich vermittelte Arbeitnehmer*innen, dass es schwierig bis unmöglich sei, sich eigeninitiativ erfolgreich um einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz zu bewerben. Dazu zwei Beispiele:

„Seit 2015 bin ich in Berlin. Arbeite als Verkäufer in einer Tankstelle. Fast ein Monat habe ich gesucht einen Job. Ich habe nie gefunden. Dann hat die, wo ich wohne, die Wohnheim-Chef, ich habe mit dem gesprochen. Sagt o.k. Da gibt es einen Türöffner, Kannst du da gehen und mit den Leuten reden. Wenn die hilft, die gerne machen das.“

„Ich komme aus Eritrea. Seit 2014 ich bin in Berlin. Türöffner für mich ist sehr, sehr wichtig. Die Arbeit, sie können nicht einfach finden in Berlin. Türöffner hat mir geholfen. Ich arbeite in der Küche. Ich mache alles, Kochen, Essen ...“

5 Zusammenfassung und Ausblick

In der Partnerschaft mit Türöffner e.V. fand der kooperative Anspruch des Forschungsprojekts PERSPEKTIV-WECHSEL eine besondere Ausprägung. Zwar hatte auch in den beschriebenen partizipativ forschenden Gruppen die kollegiale und kollaborative Zusammenarbeit mit den Praxisprojekten einen eigenständigen Stellenwert. Doch sind in der Kooperation mit Türöffner e.V. die partizipativen Prozesse mit geflüchteten Menschen und deren lebensweltliche Orientierungen entfallen. Ins Blickfeld rückten die Erfahrungen und Veränderungsbedarfe der Unternehmen als Akteure des betrieblichen Teilhabegeschehens. Wir entschieden uns für die Durchführung einer quantitativen Online-Befragung, die gemeinsam konzipiert und umgesetzt wurde. Coronabedingt und aufgrund begrenzter zeitlicher Ressourcen war es allerdings nur eingeschränkt möglich, dieses Kernstück unserer Kooperation um kommunikative Formate zu erweitern.

Elemente kooperativen Forschens mit Türöffner e.V.

Kooperative Konzeptentwicklung und deren Umsetzung

Die Online-Befragung von Unternehmen aus dem aktuellen Netzwerk von Türöffner sollte Erkenntnisse zu den Beweggründen, Erfahrungen und Hemmnissen bei der Integration von Geflüchteten in die Unternehmen erbringen. Der Fragebogen wurde gemeinsam entwickelt und mit einigen Unternehmen getestet, die Befragung schließlich gemeinsam durchgeführt. Die Gründe für die überraschend geringe Rücklaufquote ließen sich in unseren Auswertungsgesprächen nicht eindeutig nachvollziehen und dürften mehrere Aspekte umfassen (Zeitpunkt der Befragung, fehlender persönlicher Kontakt in der Befragungssituation, Online-Format, Befragungsziel etc.).

Sowohl für den Verein wie für die Unternehmen ergaben sich bei der gemeinsamen Auswertung der Ergebnisse Hinweise für die eigene Arbeit. Zwar konzentrierten sich die aufgezeigten Teilhabehemmnisse und Veränderungsbedarfe auf den politisch-gesellschaftlichen Kontext (klare Bleibeperspektiven, öffentliche Unterstützungen beim Spracherwerb außerhalb der Betriebe, Informationen zum Dualen System, Spezialbegleitungen bei Traumata etc.). Doch ergaben sich auch neue Hinweise zu innerbetrieblichen Konfliktlinien zwischen Personen und Gruppen aus verschiedenen Herkunftsländern und -regionen oder zu den Erwartungen der Unternehmen an die Arbeitnehmer*innen. Sie werden Eingang in künftige Gespräche und Info-Veranstaltungen finden.

Eingeschränkte Teilnahmebereitschaft – eingeschränkte Ergebnislage

Aus unserer Sicht führte die geringe Beteiligung der Unternehmen, aber auch die Einschränkung des Forschungsprozesses auf die Unternehmersicht zu einer eingeschränkten Ergebnislage. Möglicherweise hätten sich die Themenkomplexe der Befragung auch stärker auf Fragen konzentrieren sollen, die für Unternehmen und Projektträger Hinweise zu eigenen Einflussmöglichkeiten geben. Vor allem hätten Diskurse zu den Ergebnissen mit Arbeitnehmer*innen, Unternehmen und weiteren Akteuren eine breitere Perspektivenvielfalt ermöglicht.

Unterstützung und Begleitung

Ein zentrales Kooperationsinteresse von Türöffner e.V. galt der Außenwirkung und der Verstetigung der Vereinsarbeit. Dies haben wir direkt und indirekt unterstützt. Aus Sicht der Geschäftsführerin hat vor allem das im Rahmen des Forschungsprojekts entstandene Filmporträt dazu beigetragen, Türöffner e.V. als Jobnetzwerk bekannter

zu machen. Zudem erwies es sich als vorteilhaft bei der Bewerbung zum Roman Herzog Preis 2021 – Türöffner e. V. erhielt hinter der Berliner Tafel e. V. den 2. Preis¹⁵.

In der Kooperation von Forschung und Praxis hatten Nachhaltigkeits- und Verstetigungsfragen in allen Partnerprojekten eine große Bedeutung. Dafür waren aus Sicht der Geschäftsführerin Hinweise zu Förderprogrammen und Wettbewerben förderlich. Aufgrund eines im Verein etablierten und ausgeprägten Fördermittelmanagements waren sie zwar vielfach schon bekannt, ermöglichten aber in einigen Fällen einen inhaltlichen Austausch darüber.

Fazit zum kooperativen Forschen mit Türöffner e. V.

Auch Kooperationsprozesse sind in erster Linie Kommunikationsprozesse. Dafür wurden zwar formelle und informelle Wege genutzt. Doch wären Auswertungsgespräche in gemischten Akteurskonstellationen sicher wertvoll gewesen. So blieben Anregungen über die betrieblichen Kontexte hinaus (Erlernen der deutschen Sprache, klare Bleibeperspektiven, Unterstützung im privaten Alltag etc) ohne praktische Konsequenzen.

Wirkungsvolles Projekt und übertragbarer Ansatz

In der Gesamtschau lässt sich festhalten, dass Türöffner e. V. durch seine persönlichen Beratungs- und Unterstützungsleistungen für Arbeitssuchende und Unternehmen erfolgreich als Brücke in den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt wirkt. Dies hat Vorbildcharakter. Generell sollte dieses Aufgabenspektrum nicht auf zeitlich begrenzte Projekte mit immer neuem Innovationsanspruch oder auf ehrenamtliches Engagement einzelner Personen beschränkt bleiben.

Ausblick: Öffnung des Vereins für alle Mitglieder und Fans des 1. FC Union

Die künftige Arbeit von Türöffner e. V. wird sich weiterhin auf Menschen mit Fluchtbiografie und deren Teilhabe am Arbeitsmarkt richten. Die Kooperation mit anderen Gemeinschaftseinrichtungen in Köpenick wird ins Auge gefasst, auch sollen Frauen stärker ins Blickfeld rücken.

Vor allem ist in Zukunft die Öffnung der Vereinstätigkeit für *alle Mitglieder und Fans* des 1. FC Union beabsichtigt. Es wird geschätzt, dass von den etwa 37.000 Mitgliedern des Bundesligisten sowie den zahlreichen Fans in der Post-Coronazeit etwa 2.700 Personen von Arbeitslosigkeit und fehlenden Zugängen zum Arbeitsmarkt betroffen sein könnten. Auch für sie wird sich das Praxisprojekt nun öffnen.

15 Der Roman Herzog Preis wird von der Berliner Sparkasse verliehen und würdigt Berliner Projekte oder Initiativen, „die durch ihre besondere Innovationskraft gesellschaftliches Engagement und Unternehmertum verbinden und so zur Weiterentwicklung der Gesellschaft und deren Zusammenhalt beitragen. Die Projekte sollen das Potenzial haben, aufgrund ihres Vorbildcharakters in die gesamte Bundesrepublik auszustrahlen“ (Berliner Sparkasse 2021).

LITERATURVERZEICHNIS

Bergold, J. & Thomas, S. (2010): Partizipative Forschung. In: Mey, G. & Mruck, K. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: 333-334.

Berliner Sparkasse (2021): Roman Herzog Preis 2023. Ein Ruck geht durch Berlin. <https://www.berliner-sparkasse.de/de/home/ihre-sparkasse/gut-fuer-berlin/roman-herzog-preis.html>.
Letzter Zugriff: 04.12.2022.

Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: 183-198.

Coleman, J. S. (1990). *Foundations of Social Theory*. Cambridge, *Massachusetts and London*.

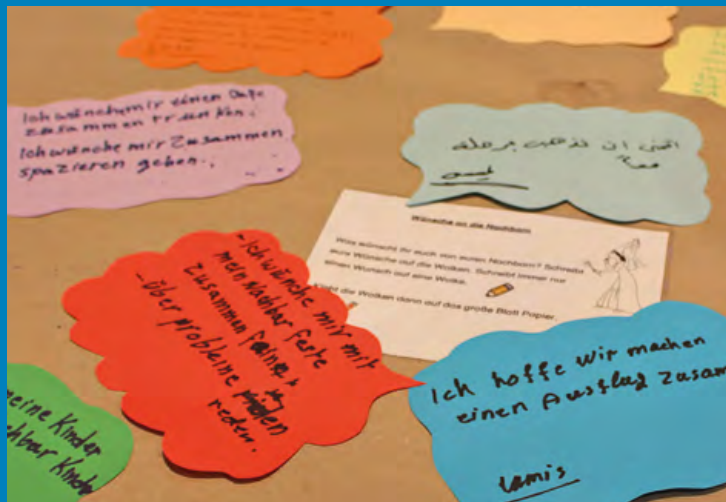
1. FC Union Berlin (2016): Der 1. FC Union Berlin und der Wirtschaftsrat unterstützen Flüchtlinge beim Einstieg in den Arbeitsmarkt. <https://www.fc-union-berlin.de/de/union-live/news/verein/Der-1-FC-Union-Berlin-und-der-Wirtschaftsrat-unterstuetzen-Fluechtlinge-beim-Einstieg-in-den-Arbeitsmarkt-1276N/>
Letzter Zugriff: 15.11.2020.

Flick, S. & Hoppe, K. (2021): Reflexivität als Mantra? Voraussetzungen und Grenzen partizipativer Forschung. In: Flick, S. & Herold, A. (Hrsg.): Zur Kritik der partizipativen Forschung. Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie. Weinheim Basel: 18-40.

Putnam, R. (1995): Bowling Alone: America's Declining Social Capital. In: *Journal of Democracy*, 6: 65-78.

6

Kultur. Raum und Lotse für Integration und Nachbarschaft



© Ulrike Milstrey

Kooperation mit Träger I (Anfangsphase)

Soziale Stadt Potsdam e. V., dann
Soziale Stadt ProPotsdam gGmbH
oskar. Das Begegnungszentrum in der Gartenstadt Drewitz
Oskar-Meißter-Straße 4-6
14480 Potsdam-Drewitz
Ansprechpartnerin: Katja Zehm

Kooperation mit Träger II (Workshop)

Evangelische Kirchengemeinde Babelsberg, Begegnungscafé Babelsberg
Karl-Liebknecht-Straße 28
14482 Potsdam
Ansprechpartner*in: Martina und Günther Kruse

Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL, Projektbericht

Ingeborg Beer und Ulrike Milstrey, Verbundforscherinnen

Workshop Nachbarschaft

Ingeborg Beer, Ulrike Milstrey und Hares Alraad, Verbundforschende
Martina und Günther Kruse
mit dem ehrenamtlichen Team des Begegnungscafés
und etwa 60-70 Mitwirkenden

1 Der Kooperationsprozess im Überblick: Anspruch, Brüche, Umorientierungen

Die zunächst erfolgversprechende Zusammenarbeit mit dem Praxisprojekt Kultur. Raum und Lotse für Integration und Nachbarschaft in Potsdam-Drewitz im Begegnungszentrum *oskar* erwies sich für den Aufbau eines kooperativen und partizipativen Forschungsprozesses im Laufe der Zeit als nicht ausreichend tragfähig. Der Grund dafür lag vor allem in der Umstrukturierung der Trägerschaft und den damit einhergehenden veränderten personellen Konstellationen, wodurch Verabredungen und gemeinsame Zielorientierungen erschwert wurden.

So haben wir uns dem Ankommen nach der Flucht in Potsdam auch auf anderen Wegen angenähert. Wir folgten der Einladung von Martina Kruse in das internationale Begegnungscafé Babelsberg. Dem ersten Besuch folgten weitere. Es wurden Gespräche mit Ehrenamtlichen und Geflüchteten geführt und kleine Hilfen (Erklären von offiziellen Schriftstücken etc.) geleistet. Schließlich führten wir im Begegnungscafé einen Workshop zum Thema Nachbarschaft durch.

Ausgangssituation: Akteurskonstellation und Kooperationsinteressen

Soziale Stadt ProPotsdam gGmbH

Die im Zuge der Interessenbekundung mit *Soziale Stadt Potsdam e.V.* geschmiedete Partnerschaft sollte mit dem Nachfolgeträger *Soziale Stadt ProPotsdam gGmbH* weitergeführt werden. Auch sie setzt sich für ein gutes nachbarschaftliches Zusammenleben in der Potsdamer Bewohnerschaft ein und beschrieb ihre Unternehmensphilosophie so:

Das Praxis-Projekt im Überblick

Träger und Kooperationspartner in der Anfangsphase

Soziale Stadt Potsdam e.V.

seit September 2019:

Soziale Stadt ProPotsdam gGmbH

Dach und Standort

oskar. Das Begegnungszentrum

in der Gartenstadt Drewitz

ebenfalls in Trägerschaft

Soziale Stadt ProPotsdam gGmbH

Förderung

Integrationsbudget der Landeshauptstadt
Potsdam

Kooperationsinteressen, Forschungsfragen

- Wie kann die Kommunikation zwischen neuen Potsdamer*innen und Akteuren der Quartiersarbeit gestärkt werden?
- Wie gelingt die Integration der neuen Nachbar*innen in die bestehenden Strukturen?
- Wie kann das soziale Zusammenleben der neuen und alten Nachbar*innen gestärkt und gestaltet werden?
- Welche Voraussetzungen braucht der öffentliche Raum oder ein Nachbarschaftshaus, um interkulturelle Begegnungen zu fördern?



Abbildung 57 (oben): Blick ins Wohngebiet Potsdam-Drewitz

© Kathrin Feldmann

Abbildung 58 (rechts): oskar. Begegnungszentrum in Potsdam-Drewitz © Kathrin Feldmann



„Eine hohe Lebensqualität zu sichern, ist das Ziel der gemeinnützigen GmbH. Deshalb unterstützt und betreibt sie Projekte, die der Lebensqualität dienlich sind und wendet sich im weitesten Sinne gegen alles, was diese einschränkt. Die Akzeptanz des Nachbarn, die Fähigkeit, mit Fremden gut zusammen zu leben, ihn zu akzeptieren und mit ihm zu kommunizieren, das friedliche Nebeneinander und Miteinander von Menschen sind Voraussetzungen für eine soziale Gesellschaft“ (Soziale Stadt ProPotsdam gGmbH).

Kultur. Raum und Lotse für Integration

Mit diesem Projekt sollten die Integration und Partizipation von Geflüchteten im Übergang von einer Gemeinschaftsunterkunft zum individuellen Wohnen gefördert werden. Zugänge zu Kultur- und Nachbarschaftsangeboten und Netzwerken sollten geöffnet sowie Begegnungen zwischen Neu- und Alt-Potsdamer*innen möglich werden. Dabei kam der Lotsin als Bindeglied zwischen Menschen mit Fluchtgeschichte und den lokalen Kultur- und Nachbarschaftseinrichtungen eine wichtige Funktion zu.

oskar. Begegnungszentrum in der Gartenstadt Drewitz

Das Projekt *Kultur. Raum und Lotse für Integration* sowie Projekte und Angebote von externen Trägern (Sprachcafé, Deutschkurs, Yoga etc.) finden unter dem Dach des Begegnungszentrums *oskar* statt, das als offenes Nachba-

schafts- und Begegnungshaus von der Landeshauptstadt Potsdam unterstützt wird.

Erste konzeptionelle Vorstellungen und Verabredungen

Nach zwei Auftaktgesprächen mit der Projektleitung und der Musikwerkstatt *Mach Musik e. V.* wurden erste Ideen für partizipative Workshops und ein Community-Mapping-Projekt mit Geflüchteten entwickelt. Dahinter stand die Frage des Vereins, warum bislang so wenige Menschen die Angebote wahrnehmen, wie diese passgenauer entwickelt und geflüchtete Menschen besser erreicht werden können. Durch Stadtteilspaziergänge und Workshops sollte gemeinsam mit den Neubürger*innen ein Bild des Stadtteils entworfen werden, das Angebote und Einrichtungen verortet, die von den Communities als hilfreich, unterstützend und offen wahrgenommen werden. Gleichzeitig sollte es Angebotslücken und Veränderungswünsche aus Perspektive der Menschen mit Fluchtgeschichte aufdecken.

Themen und Umsetzungsprozess

Bei weiteren Kooperationsgesprächen wurden diese Ideen zwar gemeinsam vertieft und erweitert, aber aufgrund anderer Prioritäten nicht mit deren Umsetzung begonnen. Im Juli fand ein Kooperationsgespräch im erweiterten Teilnehmer*innenkreis (Leiterinnen von Begegnungscafé, Theaterprojekt und Integrationslotsin) statt, um an die bestehenden Planungen anzuknüpfen und die Kooperation auf eine breitere Basis zu stellen. Dabei wurden folgende Themen präzisiert:

- Öffentliche Räume/Orte und deren interkultureller Charakter,
- Nachbarschaft,
- Sprache, Lernsituationen und Genderfragen.

Inhaltliche Befunde aus den ersten Kooperationsgesprächen

Aus den Gesprächen zu Problemsichten und Kooperationserwartungen lassen sich folgende Thesen zusammenfassen:

Nachbarschaft

Viele Menschen mit Fluchterfahrung haben keine oder wenig Kontakte und Begegnungsmöglichkeiten mit Alt-Potsdamer*innen, was sie durchweg bedauern („Ich habe hier keine Freunde“). *oskar* machte es sich zur Aufgabe, seine Angebote der zunehmenden Interessenvielfalt anzupassen und zur Förderung und Stärkung von nachbarschaftlichen Beziehungen beizutragen.

Deutschlernen

Aus Sicht von erfahrenen Professionellen sollten Sprachkurse mehr bieten als die „reine Sprachlehre“ und dazu einige Fragen geklärt werden: Was genau muss ein Sprachkurs leisten? Wie wird gelernt? Dabei wurde wiederholt der Genderaspekt betont.

Aus Perspektive einer Gesprächspartnerin lernen Frauen in den Sprachkursen weniger, langsamer, anders. Inwiefern dies auf mangelhafter Vorbildung, fehlender Kenntnis von Lernstrategien, dem eigenen Rollenverständnis oder dem geringen Zeitbudget aufgrund familiärer Pflichten beruht, sollte näher untersucht werden.

Interkulturelles Verständnis

Es wurde betont, dass interkulturelle Kompetenzen bei den Professionellen gestärkt werden müssen. Ansätze der Gemeinwesenarbeit gilt es zu überdenken, bis hin zur Sprache. Vor allem sei im Interkulturellen Garten mehr interkulturelles Verständnis erforderlich:

„Uns allen fehlt das kulturelle Verständnis. Beispiel: Der Interkulturelle Garten. Warum kann dort kein Unkraut sein? Was ist eine Wiese, wie kann sie genutzt werden? In anderen Kulturen ist eine Wiese völlig unbekannt. Dazu wird viel Absurdes gedacht“ (Integrationslotsin).

Aus Sicht des Vereins wäre ein „interkulturelles Gremium“ bzw. das Vernetzen mit Geflüchteten empfehlenswert. „Mehr Miteinander!“ – so sollte die Devise lauten.

Diskontinuität und Brüche aufgrund von Umstrukturierungen des Vereins

Im September/Oktober 2019 wurde der Verein Soziale Stadt Potsdam e.V. in die Soziale Stadt ProPotsdam gGmbH überführt. Aufgrund dieser Umstrukturierung, der zunehmenden Komplexität von Aufgaben, verknappten zeitlichen Ressourcen und neuen personellen Konstellationen geriet der begonnene Kooperationsprozess in schwierige Fahrwasser. Diese Umbruchphase haben wir genutzt, um uns den Sichtweisen geflüchteter Menschen zu ihrem Ankommen in Potsdam auf zusätzlichen Wegen anzunähern. Dies wurde durch die Kooperation mit Martina und Günther Kruse im Begegnungscafé Babelsberg möglich.

Im Ergebnis wurde der beabsichtigte partizipative Forschungsprozess mit geflüchteten Menschen in der Gartenstadt Drewitz nicht initiiert und die Zusammenarbeit mit *oskar* nicht weitergeführt.

2 Neue und punktuelle Partnerschaft mit dem Begegnungscafé Potsdam-Babelsberg

Von informellen Begegnungen...

Die Kontakte zum Begegnungscafé wurden bei einem Arbeitsgespräch im *oskar* geknüpft. Martina Kruse, die dort den Kurs „Deutsch für alle“ leitete und gleichzeitig mit ihrem Mann das Begegnungscafé Babelsberg organisierte, lud die Verbundforscherin zu einem sonntäglichen Kennenlernbesuch ein. Dem folgten mehrere Besuche ohne gezielte Forschungsabsicht. Dabei erhielten wir Einblicke in vielfältige Lebenswelten, lernten Erfahrungen der Menschen beim Ankommen in der Potsdamer Stadtgesellschaft sowie Herausforderungen und Chancen der Begegnungsarbeit kennen. Von Martina und Günther Kruse wurden wir zur aktiven Mitgestaltung des Programms eingeladen – mit einer Ehrenamtlichen konzipierten wir einen Workshop zum Thema Nachbarschaft.

...zum Workshop Nachbarschaft

Diese Idee wurde gerne angenommen. Denn im Begegnungscafé spielte das Thema Nachbarschaft bereits mehrfach eine Rolle. Es wurde begrüßt, dass wir keinen Vortrag, sondern eine aktive Beteiligung der Besucher*innen planten.

Bezug zum Forschungsprojekt

Auch wenn dieser Workshop für das Gesamtprojekt PERSPEKTIVWECHSEL von vornherein nur eine punktuelle Funktion einnehmen konnte, so erwarteten wir davon Synergieeffekte. Vor allem erhofften wir uns eine Bereicherung zum Nachbarschaftsthema (LYDIA) sowie ein Anknüpfen an das Projekt *Kultur. Raum und Lotse für Integration und Nachbarschaft*.

Der Workshop wurde im November 2019 unter Mitwirkung weiterer Verbundforscher*innen sowie von Martina und Günther Kruse und einer Ehrenamtlichen durchgeführt.

Begegnungscafé im Überblick

Träger und Standort

Evangelisch Kirchengemeinde Babelsberg
Karl-Liebknecht-Straße 28
14482 Potsdam-Babelsberg

Kurzprofil

In den ersten fünf Jahren seines Bestands hat sich das Begegnungscafé Babelsberg zu einem festen und stark nachgefragten internationalen Treffpunkt entwickelt. Es gründet vor allem auf ehrenamtlichem Engagement. Jeden Sonntagnachmittag gibt es Möglichkeiten zum gegenseitigen Kennenlernen, für Austausch, Beratung und Unterstützung. Jede Woche steht ein anderes Schwerpunktthema im Mittelpunkt.

Bewährte Programmgestaltung

Gemeinsames Singen, Geburtstage feiern und Fußball spielen gehören ebenso zum Programm wie Workshops und Deutsch üben. Darüber hinaus werden gemeinsame Exkursionen und Ausflüge organisiert und Patenschaften übernommen. Leitung und ehrenamtliche Mitarbeiter*innen des Begegnungscafés wurden für ihre Arbeit mehrfach ausgezeichnet.

Nachhaltige Wirkkraft

Das Begegnungscafé hat eine große Anziehungskraft und leistet einen wichtigen Beitrag für die Menschen zum Ankommen nach der Flucht. In den ersten fünf Jahren seines Bestands wurden mehr als 15.000 Gäste empfangen und etwa 10.000 ehrenamtliche Helferstunden geleistet.

3 Workshop zum Thema *Nachbarschaft*: Ablauf, Ergebnisse und Reflexionen

Folgende Fragen wurden vom Vorbereitungsteam vorgeschlagen und an den Thementischen bearbeitet:

- Was wünsche ich mir von Nachbar*innen? Wer ist ein*e „gute*r Nachbar“*in?
- Wo lerne ich meine Nachbar*innen kennen? Wie komme ich in Kontakt mit ihnen?
- Welche Probleme gibt es mit Nachbar*innen? Wer ist ein*e schwierige*r Nachbar*in?
- Was möchte ich von meinen Nachbar*innen gerne wissen?

Methode, Ablauf, Rollenverteilung

Mit dem Veranstaltungsformat knüpften wir an unsere Erfahrungen mit Worldcafés und Zukunftswerkstätten an und schlugen lockere Formen des Arbeitens an Tischen und das Präsentieren der Ergebnisse im Tandem vor.

Professionelle, Ehrenamtliche

Eine Verbundforscherin bereitete mit der Ehrenamtlichen aus dem Begegnungscafé, die auch das Begrüßungsplakat und die Visualisierung der Fragen sowie Moderationsaufgaben übernahm, den Workshop inhaltlich vor. Zwei weitere Verbundforscher*innen unterstützten die Durchführung der Veranstaltung als Moderator*innen an den Tischen. Martina und Günther Kruse begrüßten die mehr als sechzig Besucher*innen, führten in das Thema ein und unterstrichen ihr Interesse am Thema Nachbarschaft.

Umsetzung

Die Besucher*innen verteilten sich in mehreren Räumen an sieben vorbereiteten Tischen und ordneten sich einem Thema zu. An den Tischen gab es meist Gastgeber*innen, einzelne Tische organisierten sich selbst. Dadurch bildeten sich heterogene Gruppen.



Abbildung 59: Plakat zum Ablauf © ehrenamtliche Mitarbeiterin, Ingeborg Beer

Präsentation der Ergebnisse

Am Ende der Gruppenarbeit stellten die Teilnehmer*innen ihre Ergebnisse im Plenum vor, teilweise performativ in kurzen Rollenspielen. Auf Übersetzungen wurde verzichtet, in deutscher Sprache vorgetragen.

Ergebnisse: Erfahrungen, Erwartungen und Wünsche

Welche Probleme gibt es mit Nachbar*innen? Wer ist ein schwieriger Nachbar, eine schwierige Nachbarin?

Die Teilnehmer*innen an den Thementischen hatten durchweg nicht viele nachbarschaftlichen Kontakte. Vereinzelt wird von „guten Kontakten“ berichtet. Probleme und Konflikte ergeben sich aus unterschiedlichen Gründen, auch durch die Unkenntnis von Regeln (Hausordnung, Mülltrennung, Mittagsruhe), die nicht geläufig sind und versehentlich nicht eingehalten werden:

„Wenn ich das (mit der Mittagsruhe, d. Verf.) gewusst hätte, dann würde ich den Staubsauger doch nicht benutzen.“

„Ein Nachbar sagt, dass ich den Müll in den falschen Mülleimer werfe.“

Vor allem wurde von Problemen mit Lärm und Lautstärke, sozialen Verhaltensweisen und alltagspraktischen Gewohnheiten berichtet:

„Ich habe Probleme mit Nachbarn. Meine drei Kinder fahren mit dem Fahrrad. Die Nachbarn stören sich an den vielen Fahrrädern, die hier parken. Ich sage: die fahren mit dem Fahrrad zur Schule.“

„Ein Nachbar kifft rund um die Uhr. Wenn man mit ihm darüber spricht, dann sagt er: ‚Das ist meine eigene Freiheit.‘“

„Mein Nachbar sagt, dass einer von uns laut spricht.“

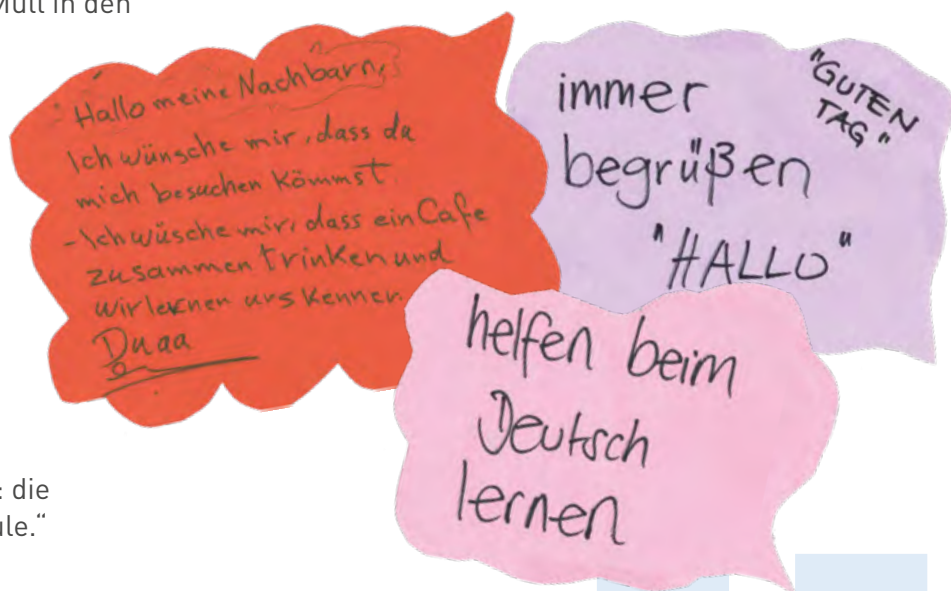
„Ein Nachbar meint, meine Kinder saufen. Er braucht seine Ruhe.“

„Nachbar soll nicht laut sein (Rasenmäher).“

Wo lerne ich meine Nachbarn und Nachbarinnen kennen? Wie komme ich in Kontakt mit ihnen? Was möchte ich von ihnen gerne wissen?

Vielen fällt es schwer, Nachbar*innen von sich aus anzusprechen. Es kommt auch selten vor, von diesen angesprochen zu werden. Auf Vorschlag der Moderatorin wurden mögliche Kennenlernsituationen, z. B. am Fahrradständer, als Rollenspiel vorgestellt und später im Plenum präsentiert. Dabei ging es vor allem um Fragen nach Namen, Wohndauer, Beruf, Herkunftsland.

Die Tische zu den Erwartungen und Wünschen an die Nachbar*innen waren besonders gut besucht. Die auf Papierwolken geschriebene Ergebnisse wurden von uns nachträglich in vier grobe und nicht streng voneinander abgrenzbare Cluster gegliedert – rein quantitativ spielte demnach der Wunsch nach gemeinsamen Unternehmungen eine vergleichsweise große Rolle.



Was wünscht ihr euch von euren Nachbarn?

Betrifft: Haltungen und Gesten

- Mein Nachbar sollte offen und tolerant sein
- nicht so schnell aufregen
- höflicher sein
- sehr freundlich
- Empathie
- Ich wünsche mir meine Nachbarn empathisch und respekt sein
- Ich wünsche mir gegenseitigen Respekt
- Rücksicht nehmen
- herzlich sein
- Ich wünsche mir, dass mein Nachbar mich nicht böse anguckt, sondern mich anlächelt
- Mein Nachbar soll mich grüßen

Betrifft: Kontakte und Begegnungen

- mehr Kontakt (2x)
- Ich mag die Unterhaltung mit den Nachbarn
- Nachbarn sollen sagen, wenn sie etwas stört
- aufeinander aufpassen
- über Probleme reden
- viel reden miteinander
- Treffen ohne Termin
- mein Nachbar soll mich grüßen
- Immer begrüßen, „Hallo“, „Guten Tag“
- mein Nachbar! Ich wünsche mir, das wann ich dir Hallo sage du auch Hallo sagst.
- Ich mag es, wenn ich den Nachbarn jederzeit zuhause begegnen kann. Meine Tür ist für sie immer offen.

Betrifft: Gemeinsam etwas unternehmen

- Zusammen grillen oder Kaffee trinken
- mit den Nachbarn grillen
- Ich wünsche mir einen Kaffee zusammen trinken
- Ich wünsche mir zusammen spazieren gehen
- Hallo, meine Nachbarn. Ich wünsche mir, dass du mich besuchen kömmtst.
- Ich wünsche mir, dass wir einen Kaffee zusammen trinken und wir lernen uns kennen.
- Kaffee/Tee mit Nachbarn trinken
- mal zusammen feiern
- zusammen Feste feiern
- Ich hoffe, wir machen einen Ausflug zusammen
- Ich wünsche mir mit mein Nachbar Feste zusammen feiern, Weihnachten oder das Zuckerfest.
- Ich wünsche, dass meine Kinder mit meinen Nachbar-Kindern zusammen spielen.
- zusammen wie eine große Familie leben

Betrifft: Helfen und Lernen

- Ich wünsche mir einen hilfsbereiten Nachbarn (3x)
- etwas ausleihen dürfen
- ein bisschen lernen
- Helfen beim Deutsch lernen
- Ich wünsche gute Kontakte mit meinem Nachbarn, weil ich will meine Sprache verbessern
- Ich will mit meinem Nachbarn lernen bisschen
- Nachbar soll, wenn ich verreist bin, auf das Haus aufpassen, meine Post rausnehmen, Pakete entgegennehmen.



Abbildung 60: Präsentation von Ergebnissen © Ingeborg Beer

Bewertungen des Workshops aus unterschiedlichen Blickwinkeln

Nach Verabschiedung der Teilnehmer*innen des Workshops tauschten sich acht am Workshop beteiligte Personen über die Art und Weise der Durchführung und der erreichten Ergebnisse aus (sechs aus dem Begegnungscafé, zwei aus dem Forschungsverbund).

Dabei ergaben sich folgende Einschätzungen, die anonym und ohne weitere Kommentierung wiedergegeben werden:

Gesamtbewertung

„Jede Gruppe ist nur etwa eine halbe Stunde an einem Tisch gesessen, manchmal wurde auch gewechselt. In der kurzen Zeit wusste man sehr viel von dem anderen, was er macht, was ihm gefällt, was ihn stört... Das ergab sich untereinander spielerisch, informativ.“

„Es war eine zwanglose Atmosphäre, ein richtig nettes Arbeiten.“

„Es hat mich fasziniert, dass alle bis zum Ende so intensiv gearbeitet haben. Und wie viel zusammengetragen wurde!“

„Es ist nicht immer das Religiöse. Als Deutsche verbinden wir in den Interpretationen zu viel mit dem Islam.“

Mischung der Gruppen

„Auch Männer und Frauen haben sich an den meisten Tischen gemischt.“

„Männer und Frauen sitzen im Begegnungscafé meist an getrennten Tischen. Die gemischten Gruppen waren ein großer Vorteil. Ich fand es genial, wie ihr das gemacht habt. Im Begegnungscafé war es lange Zeit so, dass eine(r) den Ton angegeben hat. Die Leute wollen jetzt mehr mitreden.“

„Wenn Du sagst, es sollen nur so und so viele Personen an einem Tisch sitzen, dann müssen die Leute sich sortieren. Das geht nicht anders.“

Verzicht auf Übersetzungen

„Es hat mir gut gefallen, dass wir diesmal ohne Übersetzung gesprochen haben.“

„Man muss sich schon durchsetzen. Bei Übersetzung ist das Problem: es zieht sich ewig hin und es reißt immer wieder raus. Du hast so viele verschiedene Sprachen. Ich finde, wenn man langsam, einfach und mit vielen Bildern spricht, dann funktioniert's ja trotzdem. Natürlich gucken sie am Anfang unsicher und denken sich, oh Gott! Aber dann: „Jetzt muss ich mich konzentrieren.““

„Man kann jetzt schon mal von Übersetzungen wegkommen, das war gut. Dann konzentrieren sich die Menschen auf das Deutsche. Sie hören, wie man ein Wort ausspricht und denken nach, was habe ich verstanden?“

„Das Sprachverstehen war an den Tischen einfacher, da kann man individuell helfen und die Leute haben keine Angst.“

Wichtigstes Thema für die Zukunft

„Das wichtigste Thema für die Menschen ist Arbeit“ (Teilnehmer mit Fluchtbiografie).

4 Zusammenfassung und Fazit

Gelingsbedingungen und Gesamtbewertung

Ob und wie kooperative Beziehungen gelingen, ist von vielen Faktoren abhängig. Meist wirken objektive Gegebenheiten (zeitliche Ressourcen, personelle Ausstattung etc.) und subjektive Aspekte (Vertrauen, Erwartungen, Belastbarkeit, Offenheit etc.) zusammen.

Von Brüchen in der ursprünglichen Partnerschaft...

Mit dem Potsdamer Praxisprojekt „*Kultur.Raum und Lotse für Integration und Nachbarschaft*“ ist es nicht gelungen, einen erfolgreichen Forschungsprozess aufzubauen. Dazu haben vor allem strukturelle Umbrüche und personelle Veränderungen in der Trägerschaft beigetragen.

Möglicherweise waren auch unsere, über längere Zeit anhaltenden hoffnungsvollen und abwartenden Haltungen nicht hilfreich und hätten frühzeitig in klaren Entscheidungen münden müssen. Da in den Gesprächen alle Beteiligten an den ursprünglichen Zielen und Forschungsfragen festhielten, wurde jedoch auf die Kraft dieser Gemeinsamkeit vertraut.

Rückblickend lässt sich schlussfolgern, dass gemeinsame Ziele und Verabredungen nicht zwingend handlungsleitend sein müssen. Mit den Umstrukturierungen und neuen Verantwortlichkeiten wurden für die Mitarbeiter*innen neue alltagspraktische Prioritäten gesetzt. Das Projekt war eine freiwillige Leistung und musste hinter „notwendigen“ Terminen und trägerinternen Klärungsprozessen zurückstehen.

...zu einer punktuellen Win-Win-Kooperation

In der Phase längerer Unentschiedenheit haben wir die Besuche im Begegnungscafé dazu genutzt, um auf infor-

melle Weise Einblicke in die Lebenswelten der Potsdamer Besucher*innen zu gewinnen.

Die Durchführung des Workshops „*Nachbarschaft*“ lag im beiderseitigen Interesse. Selbstkritisch bleibt jedoch anzumerken, dass wir den Workshop nicht als Chance genutzt haben, um ihn in die (ungeklärte) Kooperation mit dem Trägerteam von *oskar* einzubringen. Möglicherweise hätte die Einladung der Vertreterinnen des Praxisprojekts und eine größere Transparenz unseres Vorgehens dazu motivieren können, den Forschungsprozess auf neuer Grundlage weiterzuführen.

Möglicher Brückenschlag zum LYDIA-Projekt

An den Workshop wurde unsererseits die Erwartung geknüpft, inhaltliche Vertiefungen und neue Perspektiven zum Thema Nachbarschaft zu erarbeiten und die Innensichten der Beteiligten mit dem Forschungsthema der LYDIA-Frauen zu verbinden.

Workshop-Methodik mit Leitfragen, Gruppengröße und heterogene Teilnehmerschaft haben zu einer umfassenderen Sicht auf das Thema *Ankommen in der Nachbarschaft* beigetragen. Ein inhaltlicher Austausch mit den LYDIA-Frauen oder die Einbeziehung anderer Akteure (Kommunen, Quartiersmanagement, Wohnungsunternehmen) kam jedoch nicht zustande.

Grundsätzlich halten wir einen einmaligen Workshop wie im Begegnungscafé nur dann für geeignet, wenn im Rahmen partizipativen Forschens nicht nur vergleichende Erkenntnisse zu einem Thema gewonnen werden, sondern dazu ein gemeinsamer Austausch erfolgt und Akteure aus den unterschiedlichen Wohngebieten einbezogen werden.

LITERATURVERZEICHNIS

Soziale Stadt ProPotsdam gGmbH (2021): Engagiert für die ganze Stadt ... <http://www.soziale-stadt-potsdam.de/>. Letzter Zugriff: 15.12.2022.

Bund-Länder Demographieportal (o.J.): Begegnungscafé Babelsberg. <https://www.demografie-portal.de/DE/Gute-Praxis/begegnungscafe-babelsberg.html>

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1:	Beispielhafte Figurationen von Geflüchteten © Bild: Colorpix.be, Inhalt: eigene Darstellung	19
Abbildung 2:	Erstes Containerdorf Deutschlands im Berliner Allende-Viertel © Ingeborg Beer	22
Abbildung 3:	Deutschlandkarte, multikulturelle Gruppe von Menschen, Einwanderung, Vielfalt © Boarding1Now/istockphoto.com	36
Abbildung 4:	Stufenmodell der Partizipation (Wright et al. 2010: 42)	39
Abbildung 5:	Phasen des Forschungsprozesses, ursprüngliches Design und veränderte Formate während des Prozesses © Quelle: eigene Darstellung	40
Abbildung 6:	Projekte-Aufruf	41
Abbildung 7:	Theateraufführung © syn:format	47
Abbildung 8:	Ausstellung Patenschaftsprojekt © WIR GESTALTEN e. V.	49
Abbildung 9:	Der Nachbarschaftsgarten im Frühjahr 2019 © Weiß	51
Abbildung 10:	Spielpark Zickenwiese © Ingeborg Beer	53
Abbildung 11:	Arbeit in der Werkstatt © Türöffner e. V.	55
Abbildung 12:	Arbeitstisch im World-Café © Ulrike Milstrey	57
Abbildung 13:	Ebenen und Akteure im Forschungsprojekt PERSPEKTIVWECHSEL © eigene Darstellung	59
Abbildung 14:	Modellhafte Darstellung eines partizipativen Forschungsprozesses Quelle: Bergold (Grundlage: Bergold & Hermann 2006, angeregt durch Wadsworth 1998)	61
Abbildung 15:	Qualitative Methoden im Forschungsprojekt (Überblick), Quelle: eigene Darstellung	66
Abbildung 16/17:	Workshop im Begegnungscafé © Milstrey	67
Abbildung 18:	Theateraufführung FREIHEIT © syn:format, Simon Detel	101
Abbildung 19:	Gruppengespräch im Theaterkollektiv © syn:format, Simon Detel	102
Abbildung 20:	Aus dem Theaterstück HEIMAT 2018 © syn:format, Simon Detel	104
Abbildung 21:	Schauspielerinnen und Schauspieler des Theaterkollektivs, Magdalena Scharler und Ingeborg Beer beim Besuch in der Komischen Oper Berlin © syn:format, Muhamad Nanaa	106
Abbildung 22:	Diskussion mit dem Publikum © syn:format, Simon Detel	109
Abbildung 23:	Magdalena Scharler © syn:format, Patrick Wamsganz	114
Abbildung 24:	Flyer zur Abstimmung #Farben bekennen Award 2018 © syn:format, Emilia Schüle	119
Abbildung 25:	Patendandems bei der Bildauswahl und -interpretation © WIR GESTALTEN e. V., Ulrike Milstrey	123
Abbildung 26:	Beim Kennenlernen des Stadtteils © WIR GESTALTEN e. V.	125
Abbildung 27:	Besuch einer Patin mit Patenkind im Zoologischen Garten © WIR GESTALTEN e. V.	125
Abbildung 28:	Patentandem beim Rollentausch © WIR GESTALTEN e. V., Franziska Seise	127
Abbildung 29:	Prozessmodell partizipativen Forschens nach von Köppen et al. 2020 (© ebd.: 30)	129
Abbildung 30:	Professionelle Hinweise für die Patentandems © WIR GESTALTEN e. V., Ulrike Milstrey	131
Abbildung 31:	„Identitätssonne“, eine häufig in der (interkulturellen) Jugendarbeit verwendete Methode zur Bestimmung der wichtigsten Lebensbereiche © WIR GESTALTEN e. V., Ulrike Milstrey	131
Abbildung 32:	Fotostudie mit Herbstblatt © WIR GESTALTEN e. V.	132
Abbildung 33:	Gruppenarbeit der Patentandems © WIR GESTALTEN e. V.	133
Abbildung 34/35:	Jugendliche interpretieren Befindlichkeiten aus ihrer Lebenswelt in Bildern © WIR GESTALTEN e. V.	135

Abbildung 36 – 40:	Kinder und Jugendliche präsentieren ihre Fragen und Perspektiven © WIR GESTALTEN e. V.	136
Abbildung 41:	Ausstellungstafeln © WIR GESTALTEN e. V.	138
Abbildung 42:	Ausstellungstafeln © WIR GESTALTEN e. V.	139
Abbildung 43:	Der Nachbarschaftsgarten im Frühjahr 2019 © Weiß	149
Abbildung 44:	Graphische Darstellung zur Erläuterung eines partizipativen Forschungsprozesses © Renate Timme	151
Abbildung 45:	Auswertung der Daten 2020 © Helene Weiß	155
Abbildung 46:	Schloss Rheinsberg © Panther-Media, Harald Biebel	169
Abbildung 47:	Co-Forscherin Marina Sharifi (links) und Projektleiterin Ines Meyer-Kormes (rechts) präsentierten das Praxisprojekt LYDIA bei einer Veranstaltung der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart © Robert Bosch Stiftung, Steffen Kayser	171
Abbildung 48:	Spielpark Zickenwiese © Ingeborg Beer	172
Abbildung 49:	Prozessmodell für partizipatives Forschen © Jarg Bergold Dieser grafischen Darstellung des Prozessmodells zum partizipativen Forschen liegt das Vorläufermodell „Partizipative Forschung = Prozess der Entdeckung durch Dialog“ (Bergold & Hermann 2006, angeregt durch Wadsworth 1998) zugrunde (siehe Bergold 2013: 3).	173
Abbildung 50:	Räumliche Nähe der Nachbarschaft © Ingeborg Beer	179
Abbildung 51:	Spielpark Zickenwiese © Ingeborg Beer	183
Abbildung 52:	Gemeinschaftsunterkunft im Allende-Viertel © Ingeborg Beer	189
Abbildung 53 – 55:	Vielfältige Arbeits- und Tätigkeitsbereiche © Türöffner e. V.	191
Abbildung 56:	Werkstattarbeit © Türöffner e. V.	194
Abbildung 57 (o.):	Blick ins Wohngebiet Potsdam-Drewitz © Kathrin Feldmann	203
Abbildung 58 (r.):	oskar. Begegnungszentrum in Potsdam-Drewitz © Kathrin Feldmann	203
Abbildung 59:	Plakat zum Ablauf © ehrenamtliche Mitarbeiterin, Ingeborg Beer	206
Abbildung 60:	Präsentation von Ergebnissen © Ingeborg Beer	208
Tabelle 1:	Überblick über personelle und strukturelle Aspekte von Macht in Projekten, Quelle: vgl. Lomnitz 2003	31
Tabelle 2:	Forschungsprojekte im Überblick: Quantitative Befunde	45
Tabelle 3:	Forschungsfragen – projektübergreifend und in den vier partizipativen Forschungsgruppen	64
Tabelle 4:	Workshop-Ergebnisse: Wünsche und Erwartungen an Nachbarschaft	76
Tabelle 5:	Gütekriterien für Partizipative Gesundheitsforschung, Quelle: Wright 2013: 129	81
Tabelle 6:	Gütekriterien für die (vier) Projekte mit partizipativem Anspruch	83
Tabelle 7:	Partizipatives Forschen mit Interviews – methodische Schritte	156

IN DIESER REIHE SIND BEREITS ERSCHIENEN:

vhw-Schriftenreihe Nr. 45

Die Entwicklung ostdeutscher Städte seit der Wiedervereinigung

vhw-Schriftenreihe Nr. 44

Die neuen Sinus-Milieus
Grundlagen und Trends 2022

vhw-Schriftenreihe Nr. 43

Wege der Kommunikation zwischen Kommunen und ihren Bürgerinnen und Bürgern

vhw-Schriftenreihe Nr. 42

Wohnungsunternehmen als Bildungsakteure

vhw-Schriftenreihe Nr. 40

Neue Blicke auf frühzeitige Öffentlichkeitsbeteiligung im Alltag der Stadtentwicklung – Offene Vorgaben. Zurückhaltende Praxis. Dynamischer Kontext.

vhw-Schriftenreihe Nr. 39

Rettet die Innenentwicklung!

vhw-Schriftenreihe Nr. 38

Atmosphären als Ressource von Partizipation und Quartiersentwicklung

vhw-Schriftenreihe Nr. 37

Entwickeln. Finanzieren. Umsetzen. Stadtmachen auf digitalen Plattformen

vhw-Schriftenreihe Nr. 36

Universitätsstadt Marburg. Eine Milieustudie

vhw-Schriftenreihe Nr. 35

Gemeinschaftlich wohnen und mehr...
Projekte im Quartier: Bezüge, Impulse, Potenziale

vhw-Schriftenreihe Nr. 34

Kooperative Sport- und Bewegungslandschaften. Quartiers- und Sportentwicklung am Beispiel von Karlsruhe-Daxlanden

vhw-Schriftenreihe Nr. 33

Begegnung schaffen. Strategien und Handlungsansätze in der sozialen Quartiersentwicklung

vhw-Schriftenreihe Nr. 32

Nachhaltige Stadtentwicklung durch nachhaltige Verwaltungsentwicklung

vhw-Schriftenreihe Nr. 31

Kooperative Sportlandschaften

vhw-Schriftenreihe Nr. 30:

Wachstumsschmerzen. Kommunale Strategien und ihre Wirkungen

vhw-Schriftenreihe Nr. 29:

Eigenheime der 1950er bis 1970er Jahre

vhw-Schriftenreihe Nr. 28:

Lokale Politik und Beteiligung

vhw-Schriftenreihe Nr. 27:

Monitor der Qualität lokaler Öffentlichkeit

vhw-Schriftenreihe Nr. 26:

Das kommunalpolitische Planetensystem?

vhw-Schriftenreihe Nr. 25:

Soziale Wohnungspolitik auf kommunaler Ebene

vhw-Schriftenreihe Nr. 24:

Praxisleitfaden Milieuwissen für die Stadtentwicklung und Stadtplanung

vhw-Schriftenreihe Nr. 23:

Neue Partnerschaften in der nachhaltigen Stadtentwicklung? Potenziale von Transition-Town-Initiativen

vhw-Schriftenreihe Nr. 22:

Politische Partizipation marginalisierter Menschen

vhw-Schriftenreihe Nr. 21:

Potenziale der Gemeinwesenarbeit für lokale Demokratie

vhw-Schriftenreihe Nr. 20:

Gemeinwesenarbeit und lokale Demokratie – Zusammenhänge und Perspektiven aus der Sicht Sozialer Arbeit

vhw-Schriftenreihe Nr. 19:

Jenseits der Metropolen. Wandel lokalpolitischer Kulturen in einer polarisierten Gesellschaft

vhw-Schriftenreihe Nr. 18:

Lokale Demokratie in Klein- und Mittelstädten unter den Bedingungen von Peripherisierung

vhw-Schriftenreihe Nr. 17:

Herausforderungen der Digitalisierung für benachteiligte Stadtquartiere

vhw-Schriftenreihe Nr. 16:

Wohnraumversorgung und sozialräumliche Integration von Migrantinnen und Migranten

vhw-Schriftenreihe Nr. 15:

Öffentlichkeitsbeteiligung in der Stadtentwicklung

vhw-Schriftenreihe Nr. 14:

Öffentliche Räume im Zentrum der Städte

vhw-Schriftenreihe Nr. 13:

Entwicklung und Nachhaltigkeit von Willkommensinitiativen

vhw-Schriftenreihe Nr. 12:

Stadtteilmütterprojekte – Integration mit besonderer Wirkkraft?

vhw-Schriftenreihe Nr. 11:

Evaluationsleitfaden für Beteiligungsverfahren

vhw-Schriftenreihe Nr. 10:

Menschen mit Zuwanderungsgeschichte in Deutschland – vhw-Migrantenmilieu-Survey 2018

vhw-Schriftenreihe Nr. 9:

Wandel der Nachbarschaft in Zeiten digitaler Vernetzung

vhw-Schriftenreihe Nr. 8:

Bürgerbeteiligung in der Stadtentwicklung und im Wohnungsbau

vhw-Schriftenreihe Nr. 7:

Öffentliche Räume in stadtgesellschaftlich vielfältigen Quartieren

vhw-Schriftenreihe Nr. 6:

Geflüchtete in der Sozialen Stadt

vhw-Schriftenreihe Nr. 5:

10 Jahre Nachhaltige Stadtentwicklung in Ludwigsburg

vhw-Schriftenreihe Nr. 4:

vhw-Kommunikationshandbuch – Praxisbezogene Kommunikation mit den Milieus der Stadtgesellschaft

vhw-Schriftenreihe 3:

Dialog: Zur Stärkung Lokaler Demokratie

vhw-Schriftenreihe 2:

Engagement im Quartier und kommunale Bürgerorientierung

vhw-Schriftenreihe 1:

Migranten-Milieus

Ab Schriftenreihe 6 sind die Publikationen auch online verfügbar unter <https://www.vhw.de/publikationen/vhw-schriftenreihe/>

www.vhw.de

vhw – Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e. V.
Fritschestraße 27/28 · 10585 Berlin

vhw Forschung